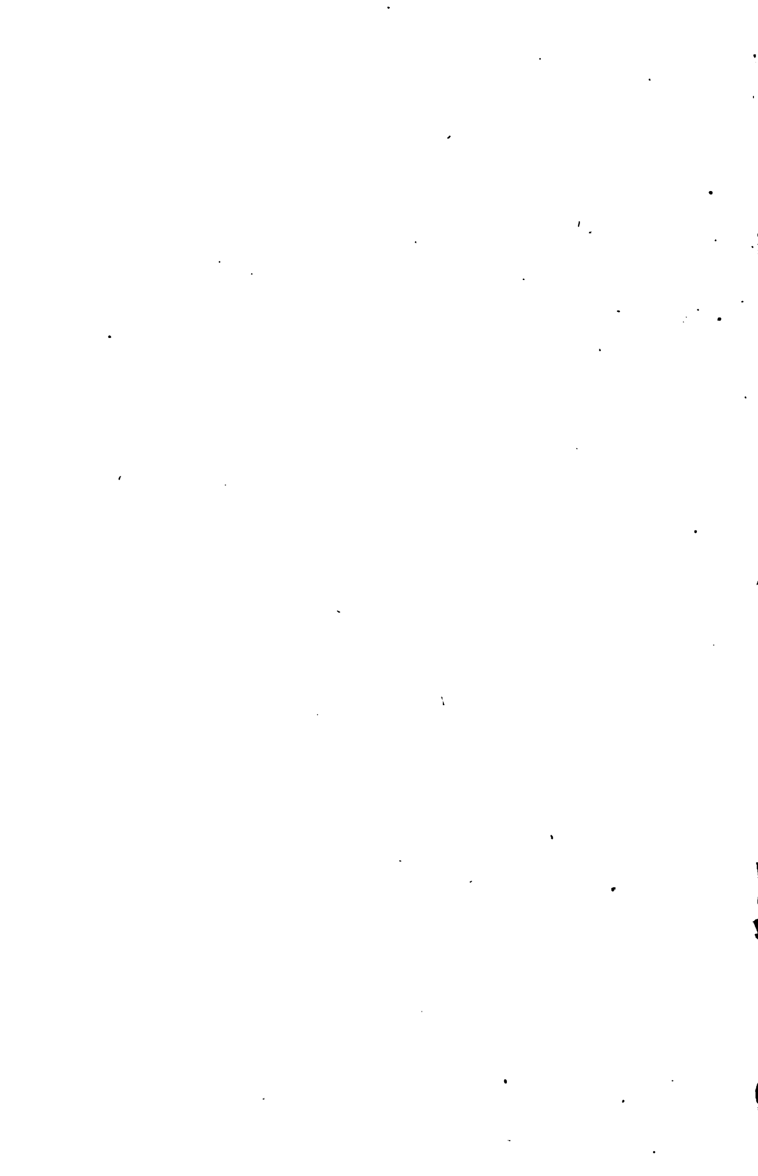












Vermischte Schriften

von

Friedrich Jacobs.

Siebenter Band:

Personalien.

Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1840.

Personalien

gesammelt

von

Friedrich Jacobs,

Dr. der Philosophie, Herzogl. S.-Coburg-Gothaischer Geheimer Hofrath, Director der wissenschaftlichen und Kunst-Sammlungen auf Friedenstein; Ritter des königl. baierschen Verdienst- und des herzogl. Sächsischen Haus-Ordens; Oberbibliothekar und Aufseher des Münz-Cabinets; Mitglied der Academien zu München, Berlin, Petersburg, Neapel und Erfurt, der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, des Institutes der Niederlande und des französischen Institutes (Académie des Inscriptions), der königl. Gesellschaft für nordische Alterthümer zu Kopenhagen und mehrerer andern gelehrten Vereine.

Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1840.

Meinen geliebten Kindern

Wilhelm

Gustav

Paul Emil und

Marie Gabriele

gewidmet.



Als ich vor vier Jahren den sechsten Band dieser Vermischten Schriften herausgab, glaubte ich nicht, daß mein Alter mir noch gestatten würde, einen siebenten nachfolgen zu lassen. Ich hatte jenen zwei Freunden gewidmet, die seitdem auch abgeschieden sind, und hatte der an sie gerichteten Zuschrift über die Verhältnisse meines Lebens, von denen sie Zeugen gewesen waren, Mehreres eingeschaltet. Diese gelegentlichen Erinnerungen hätten genügt für diejenigen, die an dem Gange meines Lebens einigen Antheil nehmen, oder aus einzelnen Strichen eine ganze Gestalt herauszubilden vermögen. Der letztern gibt es nicht Viele; solcher, welche die Wahrheit träfen, bei weitem die Wenigsten. Niemand will aber der Welt, oder, wenn es seyn soll, der Nachwelt in einem falschen Lichte erscheinen; und so kam es mir nicht ganz unerwünscht, daß Dr. Hoffmann in Leipzig für eine Sammlung von Biographien lebender und verstorbener Humanisten, die unter dem

Titel von Lebensbildern erscheinen sollten, die meinige verlangte. Es bedarf keiner besondern Nöthigung, um das Alter von sich sprechen zu machen; und der Dr. Hoffmann hatte einige Jahre vorher die Höflichkeit gehabt, mir sein reichhaltiges und mühsam geordnetes Lexicon bibliographicum zuzueignen. Dieses zu erwiedern, sendete ich ihm, was er verlangte, und erhielt dafür ein Exemplar der Lebensbilder, und einige Abdrücke des darinne von mir herrührenden Theiles. Da ich von dem letztern noch einige bedurfte, ersuchte ich den Herausgeber darum, wenn er deren vorräthig hätte; erhielt aber keine Antwort. Hieraus schloß ich, daß er mit meiner Arbeit wenig zufrieden gewesen sey. Auch von den Freunden, denen ich sie mitgetheilt hatte, waren es nicht alle ganz; vorzüglich, weil sie die Erwähnung einiger ihnen bekannten Ereignisse vermißten, die ich, als außer dem Zwecke des Buches liegend, übergangen oder nur flüchtig berührt hatte. Da ich nun in Beziehung auf jene Sammlung von allen Verpflichtungen frei, der wackere Verleger der Vermischten Schriften aber ihre Reihe noch um einen Band zu vermehren geneigt war, so beschloß ich, noch einmal auf mein Leben zurückzukommen, das, was meine Freunde darinne vermißt hatten, nachzuholen,

und ihm einige meiner kleinen, bei sehr verschiedenen Gelegenheiten abgefaßten Schriften einzuschalten.

Zu dem, was früher von mir entweder übergangen, oder nur leise berührt worden war, gehörte auch die Erzählung der widrigen Händel, die das Jahr neun und zehn trübten, und mich, der weniger durch persönliche Verhältnisse, als durch Verbindungen der Freundschaft darein verwickelt wurde, meiner äußerlich günstigen und erwünschten Lage entrissen. Das Meiste dieser Händel ist außerhalb der Grenzen von Baiern nur höchst unvollständig, zum Theil entstellt durch verfälschte Nachrichten, bekannt geworden; von den darüber erschienenen Schriften sind wenige in die Hände vorurtheilsloser Leser gekommen; auch waren die Gemüther allzusehr mit den großen Ereignissen der Zeit beschäftigt, um an den Händeln gelehrter Parteien Theil zu nehmen. Bei dieser unvollständigen Kenntniß der Thatsachen, da das Urtheil einer sichern Grundlage entbehrte, konnte es allerdings geschehen, daß das Unglaubliche der Verketzerung in dem kaum noch so freisinnig erscheinenden Lande zum Nachtheile derer gedeutet wurde, die unter den günstigsten Bedingungen in das Land gerufen, ihre Stellung — so argwohnte man — vielleicht gemis-

braucht und dadurch den Haß des Publikums gegen sich erregt hatten. Mein Schweigen hierüber während der langen Zeit, nachdem ich aus Baiern geschieden war, konnte als Bewußtseyn begangenen Unrechtes gedeutet werden, das ich mich zu bekennen und aufzudecken schämen möchte; ein Verdacht, den bestehen zu lassen, ein unverzeihlicher Frevel gegen die Theilnehmer an den erlittenen Unbilden und gegen mich selbst seyn würde. Indem ich mich also entschloß, die Geschichte meines Lebens noch einmal vor die Hand zu nehmen, konnte ich die Erzählung jener Händel nicht noch einmal übergehen; sie macht also einen umfassenden Abschnitt derselben aus, wahr und aufrichtig nach ihren Veranlassungen und Erfolgen erzählt, und mit schriftlichen Documenten bekräftigt. Keine der frühern Rücksichten konnte mich jetzt noch zurückhalten. Die Urheber des unseligen Krieges bedeckt die Erde; von den Theilnehmern daran die meisten; und in der Brust der wenigen, die noch unter den Lebenden wandeln, ist schon seit langer Zeit der Unmuth erloschen, der die Wahrheit verdunkeln, und bei der Beurtheilung vergangener Begebenheiten unparteiisch zu seyn, nicht gestatten will. Hat mich aber dennoch hier oder dort die alte Liebe zu meinen Freunden, oder

die nie ganz zu tilgende Selbstsucht getäuscht, so ist dieß aus menschlicher Schwachheit und gegen meinen Willen geschehn.

* *

Einige Freunde, mit meinen ältern Schriften bekannt, haben erwartet, daß ich aus den „Nachträgen zu Sulzers Theorie" die von mir herrührenden Abhandlungen in diese Vermischten Schriften aufnehmen würde. Es war nun zwar allerdings mein Vorsatz, wenigstens die zur griechischen Poesie gehörigen — wie Sophokles, Pindar, Kallimachus u. a. — darinne zu wiederholen, und so wie ich es mit frühern Aufsätzen und Reden gehalten habe, sie mit Verbesserungen und berichtigenden Zusätzen zu versehn. Mehr als Einmal versuchte ich dieses; aber es wollte nicht gelingen. Kein Wunder! Was, als das Werk begann, vor acht und vierzig Jahren, neu war, war jetzt alt und verbraucht; wozu denn, wenn es auch möglich wäre, den abgelebten Aeson verjüngen wollen? Der Acker der griechischen Poesie war damals noch nicht von vielen kräftigen Händen bebaut: die Meisten, die über die Dichter und ihre Werke gesprochen, hatten sich an das Aeußere gehalten; in das Herz der alten Kunst hatten nur Wenige geschaut. Wie verändert steht jetzt

Alles! Frische Hände, die volle Kraft einer wohl vorbereiteten Jugend ist ohn' Unterlaß auf diesem Gefilde beschäftigt. Auf ihm sammelt sie mit rastlosem Eifer das ganze Vermächtniß der alten Zeit; und nichts ist so klein und unscheinbar, das sie nicht aufhebt, reinigt und zusammenfügt; so daß aus den alten verwitterten Stoffen eine neue verjüngte Welt aufzusteigen scheint. Diese unbeachtet zu lassen, wäre gegen mein Gewissen; sie nach ihrem Werth und Verdienst zu durchforschen, wäre über meine Kräfte gewesen; die neuen Zweige aber dem alten Stamme nothdürftig aufzupfropfen, hätte ein unförmliches Werk gegeben. Es ist etwas Anderes, Kenntniß von neuen Ansichten und Meinungen zu nehmen; und wieder etwas Anderes, sie zu prüfen, und mit den früher gehegten in Einklang zu bringen. Wenn mich zu jenem das Interesse an dem Gegenstande reizte, so wurde mir dieses durch das Alter erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Ich bin zwar nicht der Meinung, wie die Trägheit thut, das Alter zum Schilde der Unthätigkeit zu machen; oder, bei steigenden Jahren, das Schwinden der Kräfte durch Müssiggang zu beschleunigen; aber jedes Alter hat seine eignen Ziele, und es ist dem Greise nicht zu rathen, auf der Rennbahn des Geistes

mit der Jugend in die Schranken zu treten. Thut er dieß dennoch, so muß er sich auch den kränkenden Zuruf gefallen lassen: „Junge Streiter drängen dich hart, o Greis; denn deine Kraft ist geschwächt, und deine Rosse schreiten träg einher." — Nicht vor der Zeit alt seyn wollen, ist ein guter Grundsatz; aber immer jung zu seyn, und sich zu geberden als ob man es sey, ist eine eitle Thorheit, welcher mit Hohne gelohnt wird. Darum — und schon sind der Worte zu viel — darum hab' ich die Wünsche einiger wohlgesinnten Freunde unerfüllt gelassen, und mich begnügt, ein Verzeichniß meiner Beiträge zu jener Sammlung, statt der Beiträge selbst zu geben.

* * *

Manchem meiner Leser wird es vielleicht auffallen, in den von mir gegebenen Nachrichten von der religiösen Seite meines Lebens so wenig Erwähnung zu finden. Nun könnte ich sagen, daß ich meine Ansichten von Religion in meinen deutschen Schriften, in der Schule der Frauen, in einigen meiner Erzählungen, und selbst in der gegenwärtigen Sammlung an mehr als Einem Orte ausgesprochen habe; so daß es mir nicht gerade nöthig schien, mit diesen Gegenständen den Fortgang der Erzäh-

lung zu unterbrechen. Doch werden einige Worte darüber hier nicht überflüssig seyn. In protestantisch-lutherischem Kirchenglauben erzogen, dem mein Vater treulich anhing, und diesem zufolge auf die Bibel gewiesen, stießen mir doch, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlassung, sehr früh über diese, wie ich gelehrt worden war, unerschütterliche Grundlage des Glaubens, namentlich über die Geschichte der Erzväter und die Sendung Mosis Zweifel auf, die ich auch schriftlich niederlegte, ohne Jemanden, selbst meinem Bruder nicht, etwas davon mitzutheilen. Ich stand damals in meinem dreizehnten Jahre; die Zeit des ersten Abendmahls rückte heran; ich fing an über die Rechtmäßigkeit meiner Zweifel Unruhe zu fühlen, und um ihnen gar nicht weiter nachzuhängen, übergab ich meine Blätter den Flammen.

Der Geistliche, dem ich der kirchlichen Ordnung gemäß, als Confirmand zum Unterrichte übergeben werden mußte, war nach damaliger Weise rechtgläubig, aber weder durch seine Persönlichkeit, noch durch die Art seines Unterrichtes geeignet, die Herzen für das zu gewinnen, was er lehrte. Schlimmer noch war es, daß seine Gesinnungen und Lebensweise nichts weniger als christlich war. Daß indeß dieser Umstand weniger nachtheilig auf mich wirkte,

als wohl hätte geschehen können, mochten wohl am meisten die Beispiele, die mich umgaben, und die häusliche Züchtigkeit bewirken; dann aber auch, daß über so bedenkliche Gegenstände in Anwesenheit der Kinder nur mit Scheu und Zurückhaltung gesprochen wurde. Einige Schriften über die Wahrheit der christlichen Religion, die sich unter den Büchern meines Vaters fanden, und in denen ich Sonntags nach der Kirche las, dienten den in mir liegenden Sinn zu bekräftigen. Vorzüglich aber erinnere ich mich des wohlthätigen Eindruckes, welchen Feddersens Leben und Ende wohlgesinnter Menschen in mir zurückließ. Damals kamen die kirchlichen Händel über mehrere der sogenannten Fundamentallehren des Glaubens unter das Volk; sie wurden in Schriften und mündlich in meiner Gegenwart, doch immer mit einiger Scheu discutirt; auch die Wolfenbüttler Fragmente kamen zur Sprache, und erregten überall die lebhafteste Bewegung. Meine Kenntniß dieser Dinge konnte natürlich nur unvollständig seyn; doch genügte sie, mich in dem Glauben, von dem ich durchdrungen war, zu befestigen, daß Frömmigkeit und Glaube an schwankende Lehren verschiedene Dinge sind, und daß die Seligkeit, d. i. das Bewußtseyn von dem Frieden mit Gott durch ein sittliches

und reines Handeln, nicht aber durch das Bekenntniß dieses oder jenes Symbols gewonnen werde. Dieser Glaube hat mich mein ganzes Leben hindurch begleitet; und je besser ich die Geschichte des Christenthums und der Menschheit kennen gelernt habe, desto mehr bin ich überzeugt worden, daß man den wahrhaft christlichen Sinn nicht bei denen suchen müsse, die den größten Eifer in Behauptung der Lehre zeigen, mag dieses die alte rechtgläubige oder die rationalistische seyn *). Jedes freie und aufrichtige Streben, um in den Aussprüchen der Begründer des christlichen Glaubens den wahren Sinn zu erforschen, ist unsrer Achtung werth; aber auf dieses Streben Verachtung gegen die zu gründen, welche die Wahrheit auf einem andern Wege suchen, oder an dem ihnen auf Treu und Glauben Ueberlieferten festhalten, und sie mit Parteinamen zu belegen, hat mir immer eben so unchristlich als unvernünftig geschienen. Den Vorwurf des Hochmuthes, den man bisweilen den Altgläubigen macht,

*) „Fleuch die Lüste der Jugend; jage nach der Gerechtigkeit, der Liebe, dem Frieden mit Allen, die den Herrn anrufen von reinem Herzen. Aber der thörigten und unnützen Fragen entschlage dich: denn du weißt, daß sie nur Zank gebären.“ 2te Ep. an Timoth. 2, 28. 29.

Biographische Nachrichten.

[illegible]

Nachrichten aus meinem Leben.

Im siebzehnten Jahrhundert lebte zu Flensburg im Herzogthum Schleswig Heinrich Jacobs, ältester Bürgermeister der Stadt, früher achtzehn Jahre lang, während des dreißigjährigen Krieges, Lieutenant im Dienste des kriegslustigen Königs von Dänemark Christian des vierten, als dessen Adjutant er öfters in militärischen Geschäften verschickt wurde. In seine Heimath zurückgekehrt, verheirathet er sich mit Dorothea Jebsin, die ihm in dem denkwürdigen Jahre des Münsterischen Friedens 1648 den 24sten Februar einen Knaben, Johann, gebar, durch den sein Geschlecht nach Thüringen verpflanzt worden ist.

Die Kindheit des Knaben war voll Unruhe. Wenige Tage nach seiner Geburt stirbt der König ohne Hinterlassung eines Thronerben, und sein Nachfolger, von Haß gegen die Schweden erfüllt, reizt den unerschrocknen Feind zum Einfall in sein Land. Schleswig wird von schwedischen Truppen

überschwemmt, und der zehnjährige Knabe wechselt, während sein Vater bei dem dänischen Heere Dienste thut, unter dem Schutze seiner Mutter, Ort um Ort in unstäter Flucht. Der Friede erst führt ihn nach Flensburg zurück (1660), wo sich gerade der Graf Frangepani aufhielt, der den muntern Knaben lieb gewinnt, lateinische Schriftsteller mit ihm liest, und ihn in dem unterweist was man damals Rhetorik nannte. Mit diesem Gönner und Lehrer wohnte er (1665) der Einweihung der Universität von Kiel bei, wo er dann auch seine akademischen Studien begann, die aber im J. 1667 unterbrochen wurden, indem er eine dänische Friedens-Gesandschaft nach Holland begleitete. Nachher fuhr er fort in Helmstädt, und nach dem Tode seines Vaters (1671) in Jena zu studiren, wo er seit 1674 Vorlesungen zu halten begann. Bei den Geschäften einer Landestheilung wurde er (im J. 1679) den Söhnen Ernst des Frommen bekannt, und erhielt von ihnen Anträge zum Eintritt in ihren unmittelbaren Dienst. Von mehrern zog er eine Stelle im Ober-Consistorium zu Gotha vor, die er im Jahr 1680 antrat. So wurde die holsteinische Familie nach Thüringen verpflanzt. Nachdem er hier im Dienste zweier Fürsten fast in allen Collegien des Landes fungirt, viele auswärtige Geschäfte zu Wien, Kopenhagen und an andern Orten besorgt hatte [1]), starb er als Vice-Canzler des Justiz-Collegiums und Vice-Präsident des Ober-Consisto-

riums mit dem Titel eines wirklichen Geheimenrathes im 84sten Jahre seines Alters im J. 1730 den 8ten März, und ist am Eingange des Gottesackers zu Gotha in seinem Erbbegräbnisse begraben.

Von fünf Söhnen überlebten ihn nur zwei; der jüngere von diesen war mein Großvater. Ich weiß wenig von ihm, außer daß er Leibarzt und erster Bürgermeister der Stadt Gotha, und ein Liebhaber der Numismatik war. Ein Catalog seiner Thalersammlung wird noch jetzt wegen der Genauigkeit der Angaben und der beigesetzten Preise geschätzt. Er war viermal verheirathet. Die dritte seiner Frauen, die Wittbe des Aufsehers des herzogl. Münz-Cabinets, Christian Siegmund Liebe, gebahr ihm einen Sohn, Wilhelm Heinrich, den 15ten April 1739, der mein Vater ward. Er war von sieben überlebenden Kindern das jüngste, und nachdem er seine Mutter im vierten Jahre seines Alters (1743), und seinen Vater kurz darauf verlohren hatte, war er der Obhut einer Schwester anheim gegeben, die auf dem Lande verheirathet war. Dieser frühen Verwaisung, und daß seine Geschwister an Jahren weit vor ihm voraus waren, schrieb er eine gewisse Blödigkeit und Zurückhaltung zu, die sich in seinem Character festgesetzt hatte, und ihm auch bis in sein hohes Alter eigen blieb.

Mein Vater hatte, nach vollendetem Gymnasial-Cursus, vier Jahre auf der neu gegründeten

Universität Göttingen studirt, und fing seine öffentliche Laufbahn zu Gotha als Advocat an. In seinem vier und zwanzigsten Jahre verheirathete er sich. Sein erster Sohn ward ihm den 7ten Juli 1763 gebohren; ich kam im folgenden Jahre den 6ten October zur Welt, und wurde Christian Friedrich Wilhelm getauft *). Die nächsten Jahre brachten ihm noch zwei Söhne. In dem vierten Wochenbette starb meine Mutter an den Folgen eines Schreckens, das ihr durch die Unvorsichtigkeit ihrer Umgebungen verursacht worden war, im August 1767. Ich stand damals im dritten Jahre; dennoch sind mir Erinnerungen an meine Mutter geblieben, nicht sowohl von ihrer Gestalt, als von ihrem Thun und ihren Beschäftigungen, wie es der kindischen Auffassung angemessen ist. Kurz nach ihrem Tode starb ihr drittes Kind; der vierte Sohn wurde durch die ängstlichste Sorgfalt beim Leben erhalten; aber durch sein ganzes verkümmertes Leben, das im J. 1813 endigte, zog sich der dunkle Faden der Körper und Geist hemmenden Krankheit

---

*) Seit meinem öffentlichen Auftreten hab' ich nur den mittelsten dieser Namen geführt, was ich vielleicht nicht hätte thun sollen. Eine unverständige Puristerei aber war es, daß ich in meinen deutschen Schriften das C meines Familiennamens mit K vertauschte, was denn auch noch jetzt, nachdem ich meinen Irrthum erkannt und längst zu der richtigen Schreibung zurückgekehrt bin, von Mehrern beibehalten wird.

seiner ersten Jahre hin. Die beiden ältern Söhne wuchsen unter der Obhut der Großmutter, und als der Vater wieder heirathete, einer Stiefmutter auf, die sich der Pflege ihrer Stiefkinder mit musterhafter Treue annahm.

Von meiner Kindheit habe ich keine Erinnerungen, die Erwähnung verdienten. Wir, die ältern Brüder, trieben Alles gemeinschaftlich, Spiel und Lernen; und obgleich von verschiednem Temperament — ich muthwillig, leichtsinnig und immer frohen Muthes; mein Bruder heftig und jähzornig, aber klug und von Herzen gutmüthig — herrschte doch das beste Einverständniß zwischen uns. Das Leben des Mittelstandes war damals sehr einfach; und da mein Vater während einer langen Vormundschaft sein väterliches Erbe größtentheils aufgezehrt hatte, und nur ein unsichres Einkommen genoß, wuchsen wir in einer Beschränkung heran, die jetzt Kindern unsrer Classe drückend und traurig vorkommen würde. Aber die Genüsse, in denen die heutige Kinderwelt aufwächst, waren der damaligen noch fremd, und sie vermißte nicht, was sie nicht kannte. Weitläuftige Wohnungen, welche die Glieder der Familie von einander hielten, waren nicht häufig; und wer solche besaß, machte doch nur bei seltnen Gelegenheiten von ihrem Umfange Gebrauch. Meist waren Eltern und Kinder in Einem Zimmer vereinigt; die Kinder arbeiteten und spielten unter den Augen der Eltern; und ein großer

Theil der Erziehung bestand in diesem Zusammenleben. Der kindliche Gehorsam, der Anfang und die Grundlage aller häuslichen und bürgerlichen Tugenden, verstand sich dabei von selbst; auch den Eltern nützte der Zwang, den ihnen die Gegenwart der Kinder in Handeln und Reden auflegte; und die Achtung, die sie ihnen, mit wenigen Ausnahmen, einflößten, ersparte den Eltern viel Ermahnen, Lehren und Predigen, das wohlfeilere, meist aber kraftlose Surrogat der praktischen Erziehungskunst. So wenigstens war es in unserm väterlichen Hause. Von Gesellschaften war kaum die Rede; höchstens versammelte sich die Familie Sonntags nach der Nachmittagskirche; die Frauen, um über die Predigt zu urtheilen; die Männer, um über ihre Geschäfte und die Welthändel zu sprechen, oder, wenn der Stoff ausging, beim Bret- und Schachspiel auszuruhn. Familienfeste wären ungewöhnlich. An Geburts- und Neujahrstagen wünschten sich die nächsten Verwandten Glück; die Knaben meist in einer auswendig gelernten deutschen oder lateinischen Anrede; von Geschenken war die Rede nicht. Für die Kinder wurden diese auf das Weihnachtsfest verspart, wobei der Zuckerbaum mit seinem Engel, und den brennenden Wachsstöcken dem, was als nothwendiger Bedarf gereicht werden mußte, einen festlichen Glanz gab. Bethlehem mit seinem Stall und der Krippe durfte nicht fehlen, und dieser Ort des Heils wurde mit ei-

ner blühenden Landschaft, Gärten und Teichen umgeben, die mit eigner Hand zu bilden der Vater einige Wochen vorher seine müssigen Abendstunden verwendete. Die Mühe, die er dabei hatte, fand er an dem ersehnten Abend durch unsre freudige Bewunderung reichlich belohnt; und die frohe Erinnerung an das fromme Fest, bei dem zur Erbauung die Erzählung des heiligen Lucas wiederholt wurde, in der einen Mythus zu ahnden damals noch niemanden einfiel, hat diesen Gebrauch auch bei mir und meinem Bruder fortdauern lassen. Außerdem waren unsre Winterfreuden auf einen nicht sehr geräumigen Hof beschränkt, der im Sommer bisweilen mit einem kleinen, innerhalb der Wälle gemietheten Gärtchen abwechselte. Spatziergänge fanden nicht Statt. Nur einmal im Jahre, wenn die Früchte der Ernte entgegen reiften, zogen die Eltern mit uns einige Abendstunden im Felde umher.

Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielt ich theils von meinem Vater selbst, theils von seinem Schreiber. Auch die Elementarkenntnisse von Latein und Geographie übte der Vater uns ein, der auch später noch gern an unserm Unterrichte Theil nahm. Wie gern gedenk' ich dieses Unterrichtes, und der Liebe, mit der er ertheilt wurde; wie gern überhaupt des Vaters, der so fromm, so eifrig in Erfüllung jeder Pflicht, früh und spät thätig, gern jeden Genuß entbehrte, um nur den Seinigen nichts

von dem versagen zu dürfen, was ihnen heilsam war; wohlwollend gegen Jedermann, uneigennützig, und unter dem härtesten Drucke der Zeit der Vorsehung mit Ergebung vertrauend. Wie viele und wie große Opfer hat er seinen Kindern gebracht! mit welcher Güte sah er ihren Fehlern nach! wie viele Sorgen hat er um ihretwillen ertragen, ohne je einen andern Lohn, oder auch nur einen andern Dank zu fordern, als ihr Gedeihn und ihr Glück, das der Erfolg seiner Bemühungen war.

Atqui si vitiis mediocribus ac mea parvis
Mendosa est natura, alioqui recta — —
Si neque avaritiam, neque sordes, aut mala lustra
Objiciet vere quisquam mihi, purus et insons,
Ut me collaudem, si et vivo carus amicis,
Caussa fuit pater his. —

Nachdem die Elemente des Lateins eingelernt waren, wurden wir dem Unterrichte eines Candidaten übergeben, der für den besten Lehrer in der Stadt galt, mehr aber ein guter Prediger und angenehmer Gesellschafter als ein Gelehrter war. Dieser ließ uns den lutherischen Katechismus mit allen damals landesüblichen Anhängen, den verschiedenen Glaubensbekenntnissen, den Lehrpunkten, Sprüchen, Reimgebeten und Psalmen auswendig lernen, ohne seiner Seits etwas beizufügen, wodurch sich die trockne Dogmatik hätte zur Religion veredeln können; exponirte uns dann den Cornelius Nepos vor, und dictirte in eini=

gen Stunden einen Heft alter Mythologie nach dem verdeutschten Pomay. Lateinschreiben wurde fast ganz vernachlässigt. Nebenbei lasen wir für uns Hübners biblische Geschichten, von denen wir Manches zum Ergötzen der Eltern dramatisch aufführten, während wir auch wohl bisweilen ein heidnisches Opfer, so gut es gehn wollte, improvisirten.

Dieser Unterricht, dem praktische Uebungen gänzlich fehlten, konnte keine besondern Früchte tragen; da wir aber wenig oder nichts zu thun hatten, Zerstreuungen nicht vorkamen, und doch die jugendliche Lebendigkeit, die keinem von uns mangelte, Beschäftigung forderte, so nöthigte die Langeweile selbst zur Arbeit. Anstöße dazu fanden sich in der kleinen Büchersammlung meines Vaters, welcher selbst der Poesie befreundet, die besten Dichter jener Zeit besaß. Wir lasen was uns vorkam und ahmten es nach, d. h. wir schilderten die Natur wie Kleist und Zachariä, aber in Prosa; schrieben Idyllen wie Geßner, und Reiseabentheuer wie die Insel Felsenburg, wobei uns das Aussinnen der Namen für die Colonie das meiste Kopfbrechen kostete. Alle Reisebeschreibungen, die uns in die Hände fielen, brachten wir in Auszug; ja, da uns die mächtigen Bände der Büschingischen Geographie mit Ehrfurcht erfüllten, unternahmen wir selbst eine eigne Erdbeschreibung anzufertigen, die, ich weiß nicht warum, mit dem Türkischen Reiche anfing, viel-

lich weil den kindischen Sinn das Fremdartige und Ferne immer am meisten reizt. Unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen verging uns die Zeit ziemlich schnell, und wie ungeregelt sie auch waren, ohne Nutzen waren sie doch nicht. Mein Bruder, welcher fünf Vierteljahre älter als ich, mir an Gedächtniß, Besonnenheit und Ausdauer überlegen war, gab gewöhnlich die zu unternehmende Arbeit an, und ich folgte seinem Rathe und seinem Beispiele. Es war ein neidloser Wetteifer zwischen uns, bei dem wir wenig nach dem Ziele fragten, aber doch den Vortheil der Selbstbestimmung und geistiger Bewegung nach mehr als einer Seite hin hatten.

Ich hatte mein zehntes Jahr überschritten, als der bisherige Lehrer den Unterricht aufgab, und wir einem neuen anvertraut wurden. Dieses war Kaltwasser, welcher um jene Zeit bei dem Gymnasium angestellt wurde, ein ernster und ehrenfester Mann, gründlich aber schwerfällig, und der angenehmen Formen des gesellschaftlichen Lebens nicht gewohnt. Durch ihn wurde, unter Geißlers Leitung, die griechische Litteratur nach langer Vernachlässigung wieder auf dem Gymnasium hergestellt, und da er sein Amt neun und dreißig Jahre hindurch mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete, und bei allem Ernste und aller Strenge der Disciplin die Forderungen an seine Schüler mäßigte, gewann er der griechischen Sprache eine Menge Freunde, die den von ihm

gebahnten Weg mit Eifer verfolgten. Bei dem Privat-Unterrichte, den er mir und meinem Bruder ertheilte, wurde das Griechische vorzugsweise, ja fast allein bedacht, aber auch hierbei nur auf das Nothwendigste Rücksicht genommen. Die hallische Grammatik, die einzige, die in jener an gelehrten Hülfsmitteln unglaublich armen Zeit im Gebrauche war, wurde auch bei unserm Unterrichte zum Grunde gelegt, und auch diese nur, um die Paradigmen einzulernen. Das nothdürftig Gelernte, wobei Alles, was nicht unbedingt nöthig schien, z. B. die ganze Accentlehre, durchaus bei Seite gelassen war, wurde sogleich durch Lesen in Anwendung gebracht, d. h. jedes vorkommende Wort wurde analysirt, von der Syntax aber nur so viel erläutert, als die zu übersetzende Stelle jedesmal forderte. Auf diese Weise übersetzten wir den größten Theil der äsopischen Fabeln nach Heusingers Ausgabe, deren ausführliches Wortregister uns die Mühe des Analysirens nur allzusehr erleichterte; dann die Auswahl der lucianischen Gespräche in Seybolds Ausgabe, wozu wir uns aus einem griechisch-lateinischen Wörterbuche (des Robertus Constantinus. Genevae ap. Crispin. 1566. 4.), das sich zufällig unter meines Vaters Büchern fand, und während meiner ganzen Schulzeit mein einziges lexicalisches Hülfsmittel war, vorbereiteten. Außerdem wurde das Lernen des Katechismus fortgesetzt; vom Latein Einiges im Virgil gelesen; das Schreiben der

einen wie der andern Sprache aber gar nicht geübt. So dürftig ausgestattet wurde ich 1777 dem Gymnasium übergeben, genoß aber noch eine Zeitlang Kaltwasser's Unterricht in Privatstunden. Mein Bruder, der schon früher in die öffentliche Schule eingeführt worden war, half sich selbst fort. Glücklicher begabt als ich, ersetzte er das Mangelnde durch Privatfleiß, und zeichnete sich bald durch schnelle Fortschritte aus. Durch sein Beispiel wurde auch ich bisweilen zur Nacheiferung erweckt.

Das Gymnasium, das unter einem characterschwachen, von frühzeitigem Alter niedergedrückten Rector sehr gesunken war, hatte sich erst seit kurzem durch Geißlers gewissenhaften Eifer, und die bessern in Ernesti's Schule gewonnenen Einsichten wieder gehoben; aber noch immer waren mehrere altersschwache Lehrer zurückgeblieben, und die geringe Unterstützung, die dem Rector von den Oberbehörden zu Theil wurde, hatte noch nicht erlaubt, alles Mangelhafte wegzuräumen *). Die Forderungen, die an jede Classe gemacht werden konnten, waren darum ziemlich niedrig gestellt; und so konnte es Statt finden, daß ich auf die mittlere Ordnung von Prima gesetzt wurde, wo erwachsene Jünglinge saßen,

*) Hierüber habe ich in einer, bei dem Jubiläum des Gymnasiums geschriebenen Epistola ad Döringium (wiederholt in Döringii Opusculis ed. Wüstemann) ausführlicher gehandelt.

mit deren hohen Statur meine Kleinheit einen fast lächerlichen Gegensatz machte. Als ich hier mit dem Anfange des Schuljahrs eintrat, wurde Plutarch's Schrift „vom Lesen der Dichter" erklärt, ohne Zweifel, weil sie einzeln in der Ausgabe von Krebs (die doch, wenn auch die Schrift selbst brauchbarer für Anfänger wäre, zur Hälfte den Schülern unnütz ist) zu haben war, während von den Biographien, die eine zweckmäßigere Lectüre gewesen wären, keine Abdrücke vorlagen. In der Mathematik war der Lehrer mit dem letzten Theile der sphärischen Trigonometrie beschäftigt, wovon der größere Theil der Classe nicht mehr begriff als ich, dem die ganze Mathematik damals ein fremdes Gebiet war; worauf, nach wenigen Monaten, die Elementar-Geometrie nach Christian Wolfs dürftigem Auszuge folgte. So wenig hatte damals noch die Folge der Unterrichts-Gegenstände geordnet werden können! Im Latein erklärte der Rector den Ovidischen Festkalender, und das dritte Buch von Cicero de Oratore, womit er die zweite Abtheilung von Ernesti's Initiis Rhetorices verband. Mit diesen wechselte Ernesti's Archäologie ab, der ich weit weniger Geschmack abgewann, vielleicht weil dem Vortrage des Lehrers die Lebendigkeit der eignen Anschauung fehlte. Doch erweiterte sich allmählig mein Gesichtskreis; ich begriff aus den Erklärungen des Rectors etwas von Latein und Erklärungskunst; auch die Geometrie zog mich an.

Geschichte wurde schlecht, deutsche Sprache, wo möglich, noch schlechter gelehrt, so daß, bei dem gänzlichen Mangel geordneter Uebungen, Jeder durchaus auf sein natürliches Talent angewiesen war. Der Lehrer wußte die Sache nicht anzufangen, und griff, um die Stunden auszufüllen, bald zu diesem bald zu jenem. Das nützlichste von Allem war, daß er uns Gedichte aus Zunkley's Chrestomathie erklären ließ; das unnützeste, daß er aus Schilter's Thesaurus Proben der deutschen Sprache in ihren verschiedenen Perioden, von Ulphilas an, dictirte.

Zum großen Leidwesen der Schule folgte Geißler im Sommer 1779 dem Rufe nach Schul-Pforte, und verließ das Gymnasium, dem er, ohne tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit, durch seinen wahrhaft religiösen Eifer, seine besonnene Disciplin und die Gründlichkeit seines Unterrichtes überaus nützlich gewesen war*). Ihm folgte Friedrich Andreas Stroth, aus Pommern stammend, bisher Rector in Quedlinburg, ein noch junger, aber kenntnißreicher, und für diese Stelle vollkommen geeigneter Mann, obgleich seine Neigung noch mehr der Theologie, als der Alterthumswissenschaft angehörte. Seine Persönlichkeit, in der sich Ernst und Milde mischte,

*) Ueber Geißler's Leben s. Schlichtegroll's Nekrolog von 1800. 2. Theil. S. 81 — 114., Schulze's Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. S. 261 ff., meine Epistola ad Doeringium.

gewann ihm bald die Liebe seiner Schüler und die Achtung seiner Collegen; so wie auch seine angenehmen gesellschaftlichen Talente ihm in einem größern Kreise Freunde verschafften. Aus seinen großen, geistreichen Augen sprach sein lebendiger Geist, aus seinen Bewegungen die feine Bildung seiner Sitten. Mit diesen Eigenschaften war er bald einheimisch in der Stadt, wo noch außerdem seine Schüler die Achtung, die sie für ihn hegten, den Ihrigen mittheilten. Aufmerksam auf jedes Talent, wußte er die Aeußerungen desselben durch einen freundlichen Blick oder ein lobendes Wort zu belohnen, worauf bisweilen belehrende Gespräche oder der Auftrag einer angemessenen litterarischen Arbeit folgte. Die bessern Schüler der obersten Classe versammelte er wöchentlich einmal des Abends bei sich, wo keine andern als wissenschaftliche Unterhaltungen Statt fanden, so wie auch an seinem Tische geschah, zu dem er bisweilen einige Schüler einlud. Da hier Jedem gestattet war, seine Meinung über den Gegenstand des Gesprächs frei auszusprechen, so waren diese Zusammenkünfte, außerdem daß sie die Theilnehmer auszeichneten, eine freiere, lebendiger anregende Fortsetzung des öffentlichen Unterrichtes*). Eine größere Anzahl versammelte er auch von Zeit zu Zeit in der Bibliothek des Gym-

*) S. Ludwig Wachlers Leben in Strieders hessischer Gelehrtengeschichte. XVI. Bd.

nasii, wo er über ältere Litteratur, mit Vorzeigung der Bücher, lehrreich und ausführlich sprach. Zugleich führte er den Gebrauch ein, diese Bibliothek jeden Sonnabend während einiger Nachmittagsstunden zu öffnen, wo dann Jedem gestattet war, sich in Gegenwart eines Lehrers mit den vorhandenen Büchern bekannt zu machen. Dieser Gebrauch ist unter seinem Nachfolger wieder abgestellt worden.

Das Schulleben jener Zeit war dem Studiren und wissenschaftlicher Ausbildung günstig. Die alte Einfachheit der Sitten war in dem Mittelstande noch herrschend; der Luxus aus dem häuslichen Leben verbannt; geschlossene Männer-Gesellschaften (Clubs) entstanden erst kaum, und waren der Zahl und dem Aufwande nach höchst beschränkt; die Privat-Gesellschaften immer aus beiden Geschlechtern gemischt, durch Gespräch, mäßiges Spiel, oft auch durch Vorlesungen erheitert; der Umgang ohne Zwang, aber anständig und von der trägen Bequemlichkeit entfernt, die mit der indispensabeln Tabackspfeife vermählt, die Frauen verscheucht. An diesen Gesellschaften nahmen Schüler keinen Theil, und da auch andre Zerstreuungen nicht vorkamen, gewannen sie die Schule um desto lieber, weil sie ihnen allein Gesellschaft bot. Bis in mein siebzehntes Jahr, wo ich die Schule verließ, erinnere ich mich keiner Vergnügung der Art, wie sie die Jugend jetzt zu genießen gewohnt ist. Mein Umgang war auf

wenige Freunde beschränkt; in dem Gespräche mit diesen bestanden meine Genüsse; und das bedeutendste Vergnügen war ein Spatziergang mit einigen von ihnen nach einem benachbarten Wäldchen, wo einiges mitgebrachte Obst unsern Hunger, und eine Quelle unter den Bäumen den Durst stillte. In ein Wirthshaus kehrten wir niemals ein.

Als Stroth seine Stelle antrat, war ich in die höchste Classe aufgerückt. Hier machte ich die erste Bekanntschaft mit Homer, wobei der alte Schrevelius die besten Dienste leisten mußte; las für mich einige Tragödien; ja, ich wagte mich sogar an den Pindar, den ich wenig verstand, aber in deutschen Oden nachahmte. Außer Stroths Unterrichte, der in den sogenannten ästhetischen Stunden zu eignen Arbeiten Veranlassung gab, regte mich der Umgang mit Georg Schatz, meinem Schulnachbar, am lebendigsten auf. Gleichen Alters mit mir, war er an innerer Bildung weit vor mir voraus. Regsamkeit des Geistes, leichte Auffassungskraft, glückliches Gedächtniß und ein scharfer Witz zeichnete ihn vor allen seinen Mitschülern aus. Sein Ausdruck war im Sprechen und Schreiben klar, gewählt und wohlgerundet. Das Vorbild, das ihm immer vor Augen stand, war Lessing, bei dessen Tode (1781) er heiße Thränen vergoß; wie dieser strebte er nach Klarheit in den Gedanken, Schärfe der Dialektik, und Mannichfaltigkeit litterarischer Kenntnisse.

Wir sahen uns fast täglich, und unsre Gespräche hatten fast ausschließend die Litteratur zum Gegenstand. Die Zeit war so still; die unselige Politik lag noch so fern; und auf dem uns liebgewordnen Gebiete war die Fluth des Neuen noch nicht so mächtig, daß die Kenntniß des Wichtigern dadurch unmöglich geworden wäre. Unser Gesichtskreis war eng; aber da uns die äußere Welt wenig anzog, waren wir desto geschäftiger, unsre innre Bildung zu fördern. Ich las damals viel; schrieb auch viel zu stiller Uebung in Versen und Prosa. Am lebhaftesten erinnere ich mich jetzt noch des Eindrucks, den Lessings Laokoon auf mich machte, der mich zu Herders kritischen Wäldern hinzog; dann auch alle Schriften Winckelmanns, vorzüglich die Geschichte der Kunst und die Briefe; die letztern vorzüglich wegen des Stils, aus dem mich ein Duft des Alterthums anwehte, der mich auf eine wunderbare Weise rührte, und die classischen Schriftsteller, die ich nebenbei und vorzüglich las, besser verstehen lehrte. Ein Wiederklang der Ideen, die ich hier aufgefaßt hatte, war eine Rede, „Ueber die edle Einfalt der Griechen", die ich bei einer Schulfeierlichkeit vorlas. Sie erhielt Stroth's Beifall. Er forderte mir eine Abschrift davon ab, um sie einem Vereine von Litteraten vorzulegen, der sich damals wöchentlich versammelte, und gemeinnützige Blätter herausgab; und dieser Verein, der zwei Jahre vorher meinem Bruder für die Uebersetzung

der Dialogen des Aeschines einen Preis zuerkannt hatte, beschloß auch mir mit einem Buche zu lohnen. Ich erbat mir den Pindar, Heynens Ausgabe (1773); habe sie aber, da der Verein sich zu jener Zeit auflöste, nie erhalten.

Zu Michaelis des Jahrs 1781 ging ich auf die Universität nach Jena, wo mein Bruder schon seit anderthalb Jahren der Jurisprudenz oblag. Ich hatte mich für die Theologie bestimmt, die mir durch Stroth werth geworden war. Dieses entschied meine Wahl gegen den Wunsch meines Vaters, der lieber auch an mir einen Juristen gehabt hätte. Andrer Gründe war ich mir, glaub' ich, mit Klarheit nicht bewußt. Die Vorliebe für den Stand des Land-Predigers wenigstens, die einigen meiner Schriften zum Grunde liegt, gehört einer weit spätern Epoche meines Lebens an.

Die größte Zierde von Jena war damals Griesbach, der auch unter allen Lehrern jener Zeit die allgemeinste Achtung genoß. Ich hörte bei ihm Alles was er las; mit dem meisten Eifer die exegetischen Collegia. Aus diesen glaube ich den vorzüglichsten Nutzen geschöpft zu haben. Die Sorgfalt, mit der er Lesart gegen Lesart abwog; seine Besonnenheit und Ruhe in der Entwickelung des Sinnes schwieriger Stellen; die feine Ironie, mit der er Unhaltbares zurückwies, die Schärfe und Sicherheit endlich, die er bei Unterstützung der eigenen Meinung aufbot — dieses Alles war musterhaft, und gewann ihm den un-

getheilten Beifall des zahlreichen Auditoriums, das sich vor seinem Katheder versammelte. Bei Schütz hörte ich was er über Classiker vortrug, und ein praktisches Collegium über den lateinischen Stil. Seine Vorlesungen waren schwach besucht. Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieser treffliche und gelehrte Mann, der auch die Gabe des mündlichen Vortrags auf eine ausgezeichnete Weise besaß, eine allzu geringe Idee von der Wirksamkeit akademischer Vorlesungen hatte, sie deshalb meist nur mit schwachem Eifer betrieb, häufig aussetzte, und dadurch auch den Fleiß seiner Zuhörer schwächte. So wenig wie die Philologie hatte damals in Jena die Philosophie den Schwung, den sie kurz nachher gewonnen hat, wenn schon die vorbereitenden Collegia, Logik besonders, nach altem Gebrauche ziemlich fleißig besucht wurden. Hennings und Ulrich sollten ihre Stützen seyn. Jenen hab' ich nie gehört, was ich aber von ihm hörte, war ihm keinesweges günstig. Ulrich trug mit Leichtigkeit und Klarheit vor; man fühlte, daß er seines Stoffes mächtig war; auch seine Gelehrsamkeit wurde anerkannt. Aber der Wissenschaft Würde zu verleihn, oder für sie zu begeistern, dazu wollten weder die oft ungenießbaren Scherze, mit denen er seinen Vortrag zu würzen meinte, noch sein ganzes aus Pedanterei und galanter Ziererei gemischtes Wesen taugen.

Das Leben der Studenten war zu jener Zeit

in Jena keineswegs preiswürdig. Die der Jugend eigenthümliche Neigung zu engern Verbindungen stand mit allen ihren Ausartungen in vollem Schwunge, und dieser wurde durch ein hohles Phantom von Burschenehre, und was man den Comment nannte, in Bewegung erhalten. Sechs enggeschlossene, und, weil streng verboten, geheim gehaltene, darum aber nicht weniger dem Senat und dem Volke bekannte Landsmannschaften, und neben diesen zwei noch geheimere Vereine oder Orden theilten die ganze Masse ihrer Theilnehmer, d. h. wenigstens zwei Drittheile der Studenten, in eine Anzahl von Staaten, die sich, meist nach der Laune des Zufalls oder den persönlichen Gesinnungen einflußreicher Vorstände gegenseitig anzogen oder abstießen; die roheste Lust an Händeln in ihrem Schooße nährten; und, indem sie dem Trugbilde einer nichtigen und strafbaren Freiheit nachjagten, das wissenschaftliche Streben entweder wesentlich schwächten, oder gänzlich vernichteten. Der kleinere Theil der Studirenden, welcher nicht unirt war, zum Theil, weil er der Armuth wegen Unterstützungen genoß, die von der rohen Willkühr der Unirten in Verruf gesetzt waren, wurden der Verachtung Preis gegeben; und auch unter diesen war leider die Anzahl derer nicht groß, die den Muth hatten, durch edlere Gesinnung und wissenschaftliche Bestrebungen der pseudo-aristokratischen Geringschätzung entgegen zu treten, sie zu beschämen und zu

besiegen. Unter meinen nächsten Freunden waren nur Zwei, die sich jeder Verbindung enthielten, und ihrer Wissenschaft lebten; die übrigen folgten dem Strome, theils aus Eitelkeit, theils aus dem thörigten Wahne größerer Sicherheit, die eben in dem Conflicte der einzelnen Vereine verlohren ging. Auch ich nahm an landsmannschaftlichen und Ordens-Verbindungen Theil, und würde vielleicht in diesem armseligen Treiben, wie so mancher Andre, untergegangen seyn, wenn mich nicht eine angeerbte Zurückhaltung und scheue Sittsamkeit gegen die Macht des Beispiels und der in diesen Verbindungen herrschenden, fast unglaublichen Sittenlosigkeit geschützt hätte. Glücklicherweise hielt mich der Reiz der Neuheit nur kurze Zeit in diesen Banden fest, die, nachdem ich mich ihnen einmal entzogen hatte, nichts als Abneigung gegen jede Art geheimer Verbindung in mir zurückgelassen hat, da meine kurze und beschränkte Erfahrung mich überzeugte, daß geheime Vereine, auch wenn in löblicher Absicht gestiftet*), nicht leicht der Ausartung entgehn, und,

*) Der Orden der Unzertrennlichen, dem ich angehörte, und dessen Zeichen die Buchstaben π. ν. α. waren, rühmte sich der Abkunft von dem edeln Palmenorden, und hatte sich in seinen Statuten die Beförderung und Reinigung der deutschen Sprache zum Ziel gesetzt. Dieser lobenswerthen Absicht aber wurde eben nur in den Reden gedacht, die in feierlichen Logenversammlungen gehalten wurden.

was auf keine Weise zu übersehen ist, ihren Mitgliedern, mehr oder weniger, einen moralischen Zwang auflegen, nach dem einen Freund der wahren Freiheit neben den mannichfaltigen Banden und Hemmungen des bürgerlichen Lebens nicht sehr gelüsten kann.

In jener Zeit knüpfte sich ein Band der Freundschaft mit Manso, welcher damals als Lehrer im Hellfeldischen Hause stand, aber auch hier seine gelehrten Studien mit Eifer fortsetzte, und an den philosophischen Disputirübungen, welche Ulrich hielt, lebhaften Theil nahm. Schon früher, als er noch in der obersten Classe des Gymnasiums saß, hatte der Ruf von seinen Kenntnissen ihn, troß einiger Sonderbarkeiten seines Aeußern, zum Gegenstande meiner Achtung gemacht; in Jena wurde er als der Freund meines Bruders auch der meinige. Die hier geknüpfte Verbindung erhielt sich und wurde noch inniger, als ich im J. 1785 am Gymnasium sein College wurde; und nach unsrer Trennung, als er im J. 1790 einem Rufe nach Breslau folgte, dauerte sie durch regelmäßigen Briefwechsel bis an seinen Tod unverbrüchlich fort.

Zu gleicher Zeit studirte Immanuel Georg Huschke aus Greussen, ein Zögling der Schul-Pforte, in Jena, wo er als Mitglied der lateinischen Gesellschaft, die damals unter Schützens Direction stand, seine ersten kritischen Versuche bekannt machte. Ich kam mit ihm durch

landsmannschaftliche Verbindungen zuerst in Berührung, und die gemeinsame Liebe zur classischen Litteratur vermittelte schnell einen vertrautern Verkehr zwischen uns. Da er auch ein gewandter Fechter war, so übten wir uns abwechselnd im Fechten und im Griechischen. Eines Tages fielen mir in seiner kleinen Büchersammlung Jon. Toup's Opuscula critica, welche kurz vorher durch den Leipziger Nachdruck (1780) in Deutschland eingeführt waren, in die Hand, und indem ich darinne blätterte, stieß ich auf einige glänzende Conjecturen in Epigrammen, die mir bekannt waren. Die kecke Manier des Mannes gefiel mir. Ich las weiter und fand überall Etwas, das mir Bewunderung abnöthigte. Dieser Zufall hat dazu beigetragen, meine Lust an der Conjectural-Critik zu wecken, und mich später mit der griechischen Anthologie zu beschäftigen.

Nach Ablauf von zwei Jahren schied ich von Jena, reicher an Erfahrung als an Wissenschaft, aber voll Sehnsucht nach dem stillen Schatten meines väterlichen Hauses. Hier verweilte ich sechs Wintermonate, während denen ich eifrig griechische Classiker las. Die Theologie war nicht aufgegeben, aber in Schatten gerückt, und die Philologie war, ich weiß nicht wie, in den Vorgrund getreten. Auf diesem Gebiete stand damals Heyne fast allein; sein wohlverdienter Ruhm war noch unangetastet, und der größte seiner spätern Gegner ehrte ihn noch als Lehrer

und Freund *). Mein Vater gab dem Verlangen, mich in die Schule dieses Mannes zu begeben, nach, und wie er früher für das Wohl seiner Kinder kein Opfer gescheut hatte, so brachte er auch dieses größere noch. Den 1sten Mai reiste ich bei heiterm Frühlingshimmel nach Göttingen ab. Ein glücklicher Zufall gab mir den Sohn meines vorigen Rectors Geißler zum Begleiter, der seinen schon in Leipzig und Halle beendigten Studien noch Einiges in Göttingen zusetzen wollte. Von jenem Tage an hab' ich mit diesem vortrefflichen und kenntnißreichen Manne in ununterbrochner Freundschaft gelebt. Ich gedenke seiner hier um desto lieber, da er kein Denkmal seines Geistes unter seinem Namen hinterlassen hat, wohl aber bei Allen, die ihn gekannt haben, eine ungeschwächte Erinnerung an seinen sichern Character, seine Liebe zu den Wissenschaften in ihrem ganzen Umfange, sein gesundes Urtheil und die Annehmlichkeiten seines Umganges. Nachdem er eine Zeitlang in Freimaurer- und andern Privat-Geschäften von Herzog Ernst II. gebraucht worden war, wurde er Mitglied des Justizcollegiums, wo er die Zahl der gelehrten, unbescholtenen und gerechten Räthe vermehrte, die damals dieses preiswürdige Collegium schmückten.

In Göttingen angekommen, war mein erster Gang zu Heyne, bei dem ich durch einen Brief

*) S. Verm. Schriften 6. Bd. S. 583 ff.

von Stroth, wie dieser mir gesagt hatte, angekündigt war. Diese Anmeldung war dem im Anfange des Studienjahres ganz vorzüglich beschäftigten Manne aus den Gedanken gekommen; ich selbst war zu scheu, um etwas zu meiner Empfehlung vorzubringen: Infans namque pudor prohibebat plura profari. Als ich daher meine Absicht, mich der Philologie zu widmen, zu erkennen gab, war seine Erwiederung nichts weniger als aufmunternd. Zu jener Zeit war der Stand der Schulwissenschaften gedrückt; ohne sich an die Theologie anzulehnen, konnte sie sich selten aufrecht halten; und dieß war es, was Heynen bewog, junge Männer, die sich diesem Fache widmen wollten, eher abzuschrecken als aufzumuntern. Diesem Grundsätze war auch mein Empfang angemessen. Niedergeschlagen wie ich war, wendete ich mich für's erste wieder der Theologie zu, und belegte bei Koppe in der Exegese, bei Spittler in der Kirchengeschichte, bei Heyne endlich im Horaz. Dieser ließ mich nach einigen Wochen zu sich kommen; er hatte Stroth's Brief wiedergefunden; seine Stimmung war freundlicher; er gab mir einigen guten Rath, und Becks Ausgabe von Aristophanes Vögeln, die gerade bei ihm auf dem Tische lag, zum Lesen mit. Nach kurzer Zeit brachte ich ihm das Buch mit einigen Bogen Anmerkungen und Abhandlungen zurück, denen ich bald darauf einige Blätter kritische Bemer-

kungen über mehrere Classiker folgen ließ. Er hatte Alles gelesen, und sein Urtheil am Rande beigeschrieben; einiges tadelnd, mehreres beifällig und aufmunternd [2]). Es war ein glücklicher Abend, als er mir meine Blätter zurückgab. Muth und Vertrauen kehrte wieder bei mir ein; und Heynens Betragen gegen mich blieb seitdem immer gleich wohlwollend und väterlich [3]). Ich erhielt eine Stelle im philologischen Seminarium nebst den damit verbundenen Emolumenten, die mir bei der Beschränktheit meiner Mittel eine wesentliche Hülfe waren. Durch das Seminarium kam ich in Verbindung mit dem ältern Matthiä, mit Ruhkopf, Grodbeck, Mellmann und Buhle, die später nach den verschiedensten Gegenden der Erde hin zerstreut, schon seit langer Zeit in die Wohnungen des Friedens eingegangen sind *).

Göttingen hat nur angenehme Erinnerungen in mir zurückgelassen. Ich lebte ein stilles, wissenschaftliches Leben, wie der größere Theil der

*) F. C. Matthiä aus Göttingen, Rector der lat. Schule zu Grünstadt, dann Prof. am Lyceum zu Mainz, zuletzt zu Frankfurt a. M.; Fr. E. Ruhkopf aus Hildesheim, Rector zu Bielefeld, dann zu Hannover; Gottfr. Ernst Grodbeck aus Danzig, Professor zu Wilna; J. W. L. Mellmann aus Lübeck, Prof. der Griechischen und Lat. Sprache in Moskau; Joh. Gottl. Buhle aus Braunschweig, Prof. zu Göttingen, dann zu Moskau.

Studenten jener Zeit, deren Ton und Wesen gesetzt und gesittet war. Von öffentlichen Vergnügungen hielt ich mich fern; alle meine Zerstreuungen beschränkten sich auf einige Spaziergänge nach Gerstlingerröderfeld oder auf die Papiermühle, wohin meist Geißler mein Begleiter war. Zu meinen liebsten Erinnerungen gehören die Vorlesungen, welche Spittler über die Staatengeschichte hielt. Ich hatte früher rhetorisch-prächtige, und prosaisch-nüchterne Vorträge über Geschichte gehört; Spittlers Vortrag war gedrängt, geistreich, ohne gesuchten Schmuck, aber voll von Leben und durch treffende Bemerkungen anregend. Daß diese in dem Augenblicke, wo er sie aussprach, zu entstehn schienen, und doch so unmittelbar aus der Sache flossen, verstärkte ihren Eindruck; so wie die Bilder, die er entwarf, die Characterismen, die er aufstellte, durch das Bedeutungsvolle der wenigen Striche, aus denen er sie zusammensetzte, unvergeßlich wurden. Sein Abscheiden von der Universität war für diese ein schmerzlicher Verlust; für ihn aber war der Tausch des Katheders mit dem Sitze im geheimen Ministerium des Königs von Wirtemberg kein Gewinn. Der Professor ließ keinen seiner Zuhörer ohne bessere Einsicht; seine Lehren fanden offne Herzen; und lange noch klang seine Rede in ihren Ohren wieder, nachdem sie den Hörsaal still und gedankenvoll verlassen hatten; der Minister

aber fand oft taube Ohren, und sein Rath widerstrebenden Willen, seine Maaßregeln Tadel.

Mein Aufenthalt in Göttingen dauerte nur ein Jahr. In dieser Zeit hörte ich alle Collegia, welche Heyne las, mit Ausnahme der Archäologie. Leider fiel er im Winter (85) in ein Nervenfieber. Er erklärte damals gerade die Ilias. Tychsen, welcher kurz vorher von seiner Reise nach Spanien zurückgekehrt war, übernahm es, dieses Collegium zu Ende zu lesen. Gründliche Gelehrsamkeit fehlte seinen Vorträgen nicht, wohl aber die geistreiche belebende Kraft der Heynischen, denen man um dieses Vorzugs willen den abgerissenen, bisweilen buntscheckigen Stil des Mannes zu Gute hielt. Während dieser Zeit wurde ich nach Gotha beschieden, um mich wegen eines Stipendiums examiniren zu lassen, das mich zum Unterrichte an dem Gymnasium verpflichtete. Und da kurz darauf eine Stelle erledigt wurde, sah ich mich genöthigt, gegen meine Wünsche und meinen Vorsatz Göttingen um Ostern zu verlassen. Den 29sten August 1785 ward ich durch Koppe, der mich in Göttingen als Prorector inscribirt hatte, und der jetzt Ephorus des Gymnasiums war, in meine Stelle eingewiesen.

Die Hoffnung, mit der ich nach Gotha zurückgekehrt war, den meiner Jugend so nöthigen Rath und die Leitung des erfahrnen, gegen mich so wohlgesinnten Rectors zu genießen, wurde nur allzubald auf das schmerzlichste zerstört.

Stroth's Gesundheit hatte schon seit längerer Zeit gelitten. Seine Brust war angegriffen; häuslicher Verdruß hatte sein Gemüth erschüttert; alle seine Freunde hegten die ernstlichsten Besorgnisse. Er selbst setzte seine Hoffnung auf das Bad von Lauchstädt, und auf die Seeluft seines Vaterlandes, Schwedisch-Pommern. Sein Geist blieb auch während seiner Krankheit heiter, und die Lebendigkeit, mit der er an dem Gespräche der besuchenden Freunde Theil nahm, gab seinen Hoffnungen einige Wahrscheinlichkeit. Sie sollten nicht in Erfüllung gehn. Kaum in Lauchstädt angekommen starb er den 25sten Junius (1785), eh' er noch sein 36stes Jahr zurückgelegt hatte.

Nach dem Tode dieses Lehrers und Freundes, für den es keinen Ersatz gab, stand mir Manso, der seit dem Jahre 83 an dem Gymnasium angestellt war, als treuberathender College zur Seite. Damals wurde ich veranlaßt, ja fast gezwungen, den Stiefsohn des Coburger Ministers, Moritz von Thümmel, den seine poetischen Werke berühmt gemacht haben, einen eilfjährigen, geistvollen und höchst lebhaften Knaben, in Pension und Unterricht zu nehmen. Nichts konnte unpassender seyn zu einer Zeit, wo das eben angetretene Amt alle meine Kräfte in Anspruch nahm. Ueberdieß war ich auch zum Erzieher noch allzu jung, und mein Wille nicht stark genug, um mich den gesellschaftlichen Verbindungen zu ent-

ziehn, die sich von mehrern Seiten darboten. Ich erkannte dieß wohl; aber der Antrag kam von einem Manne her, gegen den ich meinen Widerspruch nicht geltend machen konnte. Nach Verlauf eines Jahres löste sich dieses Band, gewiß zu meinem und meines Zöglings Vortheil, auf. Er widmete sich, wozu er ohne Zweifel den entschiedensten Beruf hatte, dem Soldatenstande, und starb als Oberster eines sächsischen Carabinier-Regiments, nach mehrern glücklichen Feldzügen, in den Niederlanden an den Folgen einer leichten Verwundung.

Von dieser Sorge befreit, von der mir doch das Wohlwollen der Thümmelischen Familie als erfreuliche Belohnung zurückblieb, kehrte ich wieder in mein väterliches Haus und zu dem Schatten des stillen Familienlebens zurück. Mit neuer Lust gab ich mich wieder dem kritischen Studium hin, und sammelte eine Anzahl von Bemerkungen, die ich im Jahr 1786 Heynen als ein geringes Zeichen meiner Dankbarkeit widmete. Die kleine Schrift wurde mit größerer Gunst aufgenommen als ich hatte erwarten können. Die Urtheile, die ich darüber von mehrern Seiten vernahm, ermuthigten mich; und ich darf glauben, daß es mir nicht als übermäßige Eitelkeit ausgelegt werden wird, wenn ich sie mir als glückliche Vorbedeutungen zum Sporne dienen ließ, auf diesem Wege fortzufahren [4]).

Zu jener Zeit vertraute mir Heyne die Vergleichung einiger Handschriften Homer's an, die ich mit Lust und Nutzen besorgte. Die Schwierigkeiten, die mir eine derselben, ein Codex rescriptus, darbot, waren eine nützliche Uebung, die mir später sehr zu Statten gekommen ist. Heyne theilte mir jetzt, da er mit meiner Arbeit zufrieden war, den Plan mit, den er bei der Ausgabe Homers zu befolgen Willens war, und forderte mich zu fernerer Theilnahme auf. Das Vertrauen, das er mir hierdurch bewies, konnte mich nicht zur Ueberschätzung meiner Kräfte verführen. Ich lehnte den Antrag ab, und Heyne war durch meine Weigerung nicht beleidigt. Ich wollte frei meinen Neigungen folgen; diese waren auf den Euripides gefallen; und ich bildete mir ein, etwas für einen Dichter leisten zu können, der damals noch allzusehr vernachlässigt war. Der Hülfsmittel waren wenige. Die Valckenaerischen Bearbeitungen von zwei, die Brunckischen von vier Tragödien waren mir zur Hand; Marklands Ausgabe der Flehenden hatte ich in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Göttingen flüchtig gelesen; von Gesammt-Ausgaben war die höchst ungenügende von Josua Barnes die einzige, die mir zu Gebote stand. In dieser las ich nun den Dichter mehr als einmal mit großem, aber nicht gut geleitetem Eifer, und sah bald die Ränder meiner Hervagiana (Basil. 1537. 8.) mit mancherlei Anmerkungen

und Conjecturen bedeckt. Begierig zu wissen, wie es mir gelungen wäre, sah ich mich nach Musgrave's Ausgabe um. Diese war nicht in meinem Bereiche; und der Beckische Abdruck, der den Musgravischen Apparat vollständig enthalten sollte, war noch nicht vollendet. Meine Bitte um Mittheilung der abgedruckten Bogen blieb unerfüllt und unbeantwortet 5). Ich entschloß mich also kurz, und ging zu Fuß mit meinem Euripides in der Tasche nach Göttingen, und hielt meine Randanmerkungen mit den Schätzen der englischen Ausgabe zusammen. Das Resultat schien günstig. Mehr als ein Dutzend meiner Einfälle stimmte mit denen zusammen, die ich hier aufgezeichnet fand, und diese Zusammenstimmung bethörte mich um desto mehr, je größer meine Achtung gegen die Namen ihrer Urheber war. Voll der Hoffnung, auch in andern Vermuthungen, die mein alleiniges Eigenthum waren, das Richtige oder doch Wahrscheinliches getroffen zu haben, schüttete ich ein Füllhorn von Conjecturen aus, von denen sich nur eine kleine Anzahl, meist in den beiläufig behandelten Stellen, bewährt haben möchte. Dennoch wurde auch diese Schrift, mit der ich eine **Epistolam ad Nicol. Schow** über das **Florilegium Stobaei** verbunden hatte, nicht ungünstig aufgenommen. Wäre sie mit der Strenge beurtheilt worden, die sie ohne Zweifel erfahren würde, wenn sie jetzt erschiene, so wäre ich wahrscheinlich für immer

3 *

von der philologischen Laufbahn zurückgeschreckt worden; ich hätte mich vielleicht wieder der Theologie zugewendet, und mein Leben als Land-Pfarrer in einer beschränkten Sphäre beschlossen. Schwerlich würde ich dann zufriedner und glücklicher gewesen seyn. Und so muß ich noch jetzt der Nachsicht derer danken, die, um einiges in meinen kritischen Arbeiten geahndeten Talentes willen, die Mängel, die sie darinne bemerken mochten, entweder ungerügt ließen, oder mit schonender Hand berührten [6]). Ich bin mir bewußt, keinen Fleiß gespart zu haben, um die oben angedeuteten Mängel meiner gelehrten Erziehung gut zu machen; aber ich weiß auch, wie unvollkommen mir dieß gelungen ist, und wie oft ich Ursache gehabt habe, die Jugend zu beneiden, die das, was ich in allzu späten Jahren mühsam und unvollständig nachholen mußte, sogleich bei ihrem Eintritte in die Schule gelernt und eingeübt hat.

Da es nicht meine Absicht ist, in diesen Blättern meine ganze schriftstellerische Laufbahn Schritt für Schritt zurückzumessen, sondern nur überhaupt meinen Freunden ein Bild meines Lebens in seinen verschiedenen Stationen zu hinterlassen, so will ich hier Einiges über meine persönlichen Verhältnisse und Zustände in jenem Zeitraume einschalten. Nach Stroth's Tode wurde auf Geißler's Empfehlung Döring von Naumburg her, wo er seit zwei Jahren Rector gewesen

war, an das Gymnasium berufen, wo er den 23sten Julius 1786 eingeführt wurde, und den 23sten October sein Amt mit einer Rede antrat. Die Vergleichung mit seinem Vorgänger war ihm, wie es zu geschehen pflegt, im Anfange nicht günstig. Döring besaß wenig von der Gewandheit und Feinheit, durch die Stroth sich auszeichnete, und die guten Eigenschaften, die er wirklich besaß, wurden durch eine gewisse Naivetät versteckt, die seinem Amte nicht angemessen schien. Meine Verbindung mit ihm war geraume Zeit auf collegialische Verhältnisse beschränkt; erst die Herausgabe des Catull (1789) brachte ein wissenschaftliches Element in unsern Verkehr. Seitdem bewies er sich freundschaftlich gegen mich. Um dieselbe Zeit wurde durch die Berufung von Friedrich Kries von Göttingen her als Lehrer der Mathematik die Zahl der mir befreundeten Collegen vermehrt; dagegen verlohr ich kurz darauf meinen alten Freund und Collegen Manso durch seine Berufung an das Magdaleneum zu Breslau; und, was schmerzlicher war, fünf Jahre später (1795) durch einen allzu frühen Tod den Freund meiner Jugend, den Theilnehmer meiner Freuden und Leiden, Georg Schatz [7]. Seit einigen Jahren war von uns dreien eine gemeinschaftliche Arbeit verabredet worden, die sich an Sulzers Wörterbuch, ein damals sehr geschätztes, dann ungebührlich herabgewürdigtes Werk, anschließen, mehr aber Characteristiken der darinne

übergangenen Dichter als theoretische Artikel enthalten sollte 8). Das Werk wurde mit Eifer begonnen; durch unsere Trennung und den Tod aber bei dem 7ten Bande abgebrochen. Das davon Erschienene hat sich der Theilnahme des Publikum's erfreut, und ist häufig von Litteratoren benutzt worden. Damals war Vieles neu, was jetzt alltäglich ist. Der Weg, den wir verfolgten, war fast noch unbetreten; jetzt gehört er zu den gangbarsten Straßen der Litteratur.

In diesem Zeitraume, in dem letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, waren meine Verhältnisse in jeder Beziehung angenehm. In der Verwaltung meines Amtes genoß ich die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten und die Liebe meiner Schüler. Privat-Unterricht und leichte Neben-Arbeiten — meist Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen — ergänzten den geringen Gehalt, den ich bezog; und da das Leben wohlfeil war, und ich mich zu beschränken wußte, hatte ich immer so viel als ich bedurfte. Das gesellschaftliche Leben hatte damals eine von der jetzigen verschiedne Gestalt. Der Gebrauch der geschlossenen Männer-Clubs war in seinem ersten schwachen Beginn; die Frauen waren noch nicht genöthigt, getrennt von den Männern einseitige Unterhaltung für sich zu suchen; und außer einem wöchentlichen Vereine der angesehensten Familien der Stadt, waren in mehreren bürgerlichen Häusern gemischte Gesell-

schaften sehr häufig, zu denen die Jugend beider Geschlechter gezogen wurde. Jedes Alter und jeder Geschmack fand hier seine Rechnung. Die Bejahrtern spielten; die Jüngern machten Musik oder tanzten; oft wurden neue dramatische Werke vorgelesen; oft auch Sprichwörter und kleine Komödien aufgeführt. Der Ton in diesen Gesellschaften war anständig und belebt; die jungen Männer bemühten sich die Frauen zu unterhalten, und die Frauen gingen ihrerseits gern auf Unterhaltung ein. Daß hierbei die Angelegenheiten des Herzens nicht leer ausgingen, versteht sich von selbst. Die Augen der Mütter wachten dabei über ihre Töchter, und der heilsame Zwang, der dadurch beiden Theilen aufgelegt war, vermehrte den Reiz dieses Verkehrs, und führte Verbindungen herbei, die sich weniger rasch bildeten, als gegenwärtig geschehn mag, aber auch weniger schnell auflösten. Da ich in mehrern der angenehmsten Häuser Zutritt hatte, so brachte ich gewöhnlich einige Abende an dem Theetische einer oder der andern befreundeten Familie zu; an Land- und Wald-Partien im Sommer, an Bällen und Maskeraden im Winter fehlte es auch nicht; und nebenbei gingen die wissenschaftlichen Beschäftigungen ihren regelmäßigen Gang. Um beiden zu genügen, gewöhnte ich mich an eine Oekonomie der Zeit, die mir noch jetzt von dem größten Nutzen ist.

Die wichtigste Veränderung, die sich in mei-

ner äußern Lage ereignete, war meine Verheirathung. Hier muß ich aber ein wenig zurückgehn, um auch diese Seite meines Lebens nicht ganz im Dunkeln zu lassen.

Ich war noch nicht völlig sechzehn Jahre alt, als ich zwei Schwestern kennen lernte, die auch kaum den Kinderjahren entwachsen waren. Die ältere, brünett von Farbe, war ernst und verständig; die jüngere, blond an Haaren, mit geistreichen braunen Augen, war höchst lebendig, bis zur Unbesonnenheit. Beide zogen mich an; meine Neigung aber entschied für die ältere. Ich hatte nicht oft Gelegenheit sie zu sehn; sie zu sprechen noch seltner; dennoch bildete sich ein gewisses Einverständniß unter uns, eine stille Liebe, die mir, so wenig sie auch bot, dennoch, bei der sentimentalen Stimmung, die ich damals in mir nährte, vollkommen genügte. Zufrieden, das anmuthige Gesicht Sonntags in der Kirche zu sehn, mich von weitem ihres leichten Ganges zu freuen, und beim Vorübergehn einen freundlichen Gruß zu erhalten, dichtete ich in der Zwischenzeit zärtliche Sonnette im Geschmacke Petrarca's, oder Oden an Lyden, wie Klopstock an Cidli. Diese inhaltleere Liebe, die ich nur Einem Freunde vertraute, der das unschätzbare Glück genoß, der Wandnachbar der Geliebten zu seyn, dauerte fünf volle Jahre, und diente mir, wie dünn und ätherisch auch immer, als Aegide gegen die Dämonen der Sittenlosigkeit, die in der nächsten Zeit

meinen Weg belauerten. Nach Verlauf jener Zeit wurde die so still Verehrte mir von einem Fremden entführt, ohne daß ich für meine lange Liebe auch nur den Lohn empfing, den Arnould Daniel für gleiche poetische Treue am Ende seiner Laufbahn von den Lippen der Gefeierten erhielt.

Um die Zeit, wo dieses fantastische aus Mondschein und Abendroth gewebte Band, nicht ohne großen Schmerz von meiner Seite, zerrissen wurde, trat Amalie S. in unsre gesellschaftlichen Kreise ein, und zog sogleich alle Blicke an, sowohl durch die Schönheit ihrer Gestalt, als auch durch die Anmuth, die sie umkleidete, die Heiterkeit ihres ganzen Wesens, ihre sittsame Freundlichkeit, ihre Worte, ihre Mienen, und ihre Bewegungen, und Alles dieses in einer so natürlichen Harmonie, daß es schwer oder unmöglich gewesen wäre, eine Einzelheit zu nennen, durch die sie gefiel. Die Männer huldigten ihr wo sie erschien; die Frauen suchten ihren Umgang ohne Eifersucht, und bemühten sich es ihr gleich zu thun. Sie ahmten auch wohl ihre Art sich zu kleiden nach; den Zauber ihres Wesens aber zu erreichen, vermochten sie nicht. Obgleich nicht nach Neigung, sondern nach dem Wunsche der Ihrigen verheirathet, bewahrte sie, bei der Bewerbung so Vieler um ihre Gunst, einen unbefleckten Ruf. Ihre Nähe gebot Achtung; neben ihr waren die dreistesten Männer wie der Liebhaber Sophroniens;

sie wurden bescheiden, „wünschten Vieles, hofften Wenig und wagten Nichts.“

Ich machte die nähere Bekanntschaft dieser liebenswürdigen Frau geraume Zeit nach ihrer Verheirathung; und es bildete sich ein Verhältniß zu ihr, das wie Liebe erschien, aber nur Bewundrung und Zuneigung war. Es hat Zeiten gegeben, wo ich sie täglich, bald in ihrem Hause, bald in Gesellschaft, allein und unter Andern sah, ohne daß je ein Wort von Liebe gesprochen wurde. Durch sie lernte ich ihre jüngere Schwester kennen, die ihr an Gestalt die ähnlichste war. Mit dieser versprach ich mich, und nach einem mehrjährigen Brautstande, während dem meine Verlobte meist bei ihrer Mutter in Jena zubrachte, wurde ich den 22sten Mai 1792 mit ihr verbunden. Zur Feier meines Hochzeittages erhielt ich als Gratulationsschrift vom Dr. Heinrich, welcher damals noch in Göttingen studirte, eine Probe von Anmerkungen zum Musäus, als Vorläufer einer Ausgabe dieses Dichters, wodurch dieser gelehrte Mann, welcher im Jahr 1837 zu Bonn gestorben ist, seinen gelehrten Ruf ein Jahr später (1793) begründet hat. Wenige Tage nach meiner Hochzeit zogen die ersten Preußischen Truppen durch die Stadt an den Rhein gegen die Heere der Jacobiner. Da begann der Krieg, der nur kurze Dauer fürchten ließ, und doch erst, nach dem mannichfaltigsten Wechsel, im Jahre 1815 zu Ende gebracht wurde. Hätte man dieß

damals voraus sehn, hätte man glauben können, daß der Krieg mit allen seinen Schrecknissen in das Herz von Deutschland versetzt werden, daß durch ihn das Dasein der mächtigsten Reiche erschüttert, und ein Joch für uns bereitet werden würde, wie Deutschland nie getragen hatte, niemand hätte geglaubt, unter solchen Uebeln ausdauern, eine solche Zeit überleben zu können. Sie ist überstanden worden. Ein ruhmvolles Ende hat sie gekrönt; die erlittene Schmach ist ausgetilgt; vieles Gute ist aus dem Kampfe und seiner Anstrengung hervorgegangen. Wir können der Zukunft mit Ruhe entgegen sehn.

Hiervon mehr zu sagen, ist der Platz hier nicht. Nur so viel. Die großen Begebenheiten in Frankreich hatten von ihrem ersten Beginn an alle Gemüther ergriffen. Die meisten erfreuten sich der Umwandlung der Dinge in dem seit so langer Zeit schlecht regierten Lande; aber auch bei denen, die hiervon nur unvollständige Kenntnisse hatten, fanden doch die großen Ideen, die, bisher in Büchern, wie eine Geheimlehre, eingeschlossen, jetzt von der Rednerbühne herab durch die Welt schallten, Anklang und Beifall; so daß die Anzahl derer, die dem frühern Absolutismus huldigten, nicht sehr groß war. Während Diese nichts von Allem billigten, was die Revolution hervorbrachte; waren unter Jenen nur allzu viele, die Alles bewunderten, jeden Widerstand, den sie erfuhr, ohne weiteres verdammten, ja, jeder Aus-

schweifung des aufgeregten Volkes das Wort redeten. Es war eine merkwürdige Erscheinung, daß zu der letztern Classe einige hochbejahrte Franzosen gehörten, die, viele Jahre in Deutschland einheimisch, nichts hören wollten, als die Revolution ihres ursprünglichen Vaterlandes, und daß selbst Nachkommen der vertriebnen Calvinisten, welche nie den Boden von Frankreich betreten hatten, diesen Fanatismus theilten. So wie die Begebenheiten an der Seine fortschritten und sich drängten, so spalteten sich auch die Gesinnungen, bisweilen in derselben Familie 9), und es galt jetzt mehr als je Fontenelle's egoistisches Wort: daß man den Krieg hassen müsse, weil er die Unterhaltung verderbe. Das Traurigste war, daß sich fast in jedes Gespräch Leidenschaft mischte; daher Viele, die kein Vergnügen an Debatten fanden, in denen meist mehr Groll als Verstand war, sich der Gesellschaften enthielten, die eine Arena politischer Kämpfe geworden waren.

Heftigkeit und Ungestüm ist meiner Natur zuwider. Meine Erziehung, meine Studien, und die Verbindungen, in denen ich gelebt hatte, empfahlen mir vor allen andern Gottheiten die Sophrosyne, und diese hat mich immer von ungestümem Handeln und extremen Meinungen entfernt gehalten. So sehr ich also den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Freiheit huldigte, mit denen sich die Revolution in ihrem Beginne der Welt empfahl, so widerstand mir doch sehr bald der

theatralische Prunk, der sich in die Versammlungen der neuen Solone einschlich; der Hochmuth, der sich für Freiheitsliebe ausbringen wollte; die eitle Schönrednerei endlich, der nur allzu oft Ernst und Wahrheit weichen mußte. Als nun von Tag zu Tag das Ungestüm stieg, den maaßlosen Worten gewaltsame Handlungen folgten; der 6te October einen 10ten August, und dieser einen 21sten Januar ankündigte, da wendete sich mein Gemüth von der ausgearteten Revolution ab. Seit jener Zeit las ich den Moniteur nur mit dem Wunsche, die Nemesis der begangenen Greuel erscheinen zu sehn. Sie blieb lange aus; das Volk fuhr fort gegen seine Eingeweide zu wüthen; und die Spalten der Tagblätter füllten sich fort und fort mit neuen Unthaten, und mit den Verzeichnissen der Schlachtopfer, welche Tag für Tag dem Moloch der französischen Freiheit geopfert wurden. In diesen Verzeichnissen standen die Namen harmloser Gelehrten, die mir dem Rufe nach bekannt waren; auch mancher, von denen ich wußte, daß sie den Grundsätzen der Revolution mit unbedingter Hingebung gehuldigt hatten. Im Jahr 1788 kamen mehrere junge Franzosen hierher; einige, um die Sprache zu lernen; ich wurde mit den meisten von ihnen bekannt. Unter diesen war ein Graf Kerkado, ein junger Mann von den liebenswürdigsten Formen, an dessen Stamme die Würde eines Seneschalls von

Bretagne haftete. Er kam hierher gerade in der Zeit, wo Bretagne wegen der Wahl der Deputirten in unruhiger Bewegung war. Als in einer Gesellschaft von Franzosen hierüber gesprochen wurde, war er so frei von Besorgniß, daß er Alles für Strohfeuer erklärte; aber vier Jahre nachher fand ich seinen Namen unter den Hingerichteten. Das Schicksal eines andern jungen Mannes, Launay de Tilliers, welcher Unterricht von mir erhalten hatte, von hier nach Göttingen ging, und später nach Hamburg auswanderte, so wie von einigen andern, die ich unterrichtet hatte, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Meine Wünsche begleiteten das Heer, das in den ersten Tagen meines Ehestandes gegen Frankreich zog; sie sollten nicht in Erfüllung gehn. Mehr als ein Bündniß wurde geschlossen; mehr als einmal erwachte die Hoffnung glücklicher Erfolge, als das österreichische Heer unter Anführung des Prinzen von Coburg einige Vortheile über die Feinde gewann. Um diese Zeit, den 24sten März 1793 wurde mir der erste Sohn gebohren, und ich gab ihm den Namen des siegreichen Feldherrn, Friedrich Josias, zum Andenken der Zeit, in der er das Licht gesehen hatte.

Ich kehre zu der Geschichte meiner litterarischen Beschäftigungen zurück. Außer den im Vorigen erwähnten Arbeiten, nahm ich Theil an

der von Heeren und Tychsen geleiteten Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, und der allgemeinen Litteratur-Zeitung, was mich im Zuge der neuern, vornemlich der ausländischen Litteratur erhielt. Im Jahr 92 veranlaßte mich eine von Tychsen zu Wien genommene Abschrift der Posthomerica von Tzetza, wovon bisher nur ein kleines Bruchstück bekannt war, das ganze nüchterne Werk des Grammatikers an das Licht zu stellen. Einen Theil desselben, von dem sich eine Abschrift in der königl. Bibliothek zu Dresden befindet, hatte Heyne in seiner Jugend zum Drucke bearbeitet, die Ausgabe selbst aber unterlassen, weil er keine Hoffnung hatte, die beträchtlichen Lücken des Werkes auszufüllen. Unterdessen hatte es Schirach, verstümmelt wie es war, ohne Anmerkungen (1770) abdrucken lassen; das in den Antehomericis Mangelnde war in der Bibliothek der Litter. u. Kunst (4. Heft. p. 14) edirt worden; es fehlte jetzt nur noch wenig zur Vollständigkeit, und dieses wurde mir durch Heynens Vermittelung aus England zugeschickt. So erschien es 1793 vollständig mit einem Commentare, in welchem der ganze Trojanische Fabelkreis, so weit er mir bekannt war, nachgewiesen ist. Seitdem ist der Text aus bessern Quellen von Immanuel Bekker (Berolin. 1816) von neuem herausgegeben worden.

Um jene Zeit fing ich an mich mit einer Ue-

bersetzung des Vellejus Paterculus zu beschäftigen, der mir zuerst durch Hottingers gründliche Beurtheilung der Zweibrücker Ausgabe*) genauer bekannt geworden war. Ruhnken's Ausgabe (Lugd. Bat. 1789), ein Meisterstück scharfsinniger und besonnener Kritik, hatte diese Bekanntschaft befestigt und erweitert; und da mich die lebendige, geistreiche Manier des Autors, trotz der Fehler, die man ihm zur Last legt, anzog, versuchte ich, diese Manier in einer Verdeutschung nachzuahmen. Gegen den Vorwurf niedriger Schmeichelei, den man dem Vellejus zu machen pflegt, suchte ich ihn in der Vorrede zu vertheidigen, und ich glaube noch jetzt, daß meine Vertheidigung in der ihr gegebnen Beschränkung wohl bestehen kann [10]). Diese Arbeit hatte eine Aufforderung zur Folge, die von Köppen angefangene Ausgabe zu vollenden. Ich lehnte dieß in Betracht der Schwierigkeiten, die der Text des Vellejus, auch nach Ruhnkenius Arbeit, noch immer darbot, ab; was mich nicht gereut hat, seitdem sich in der neusten Zeit mehr als Ein Kritiker, bald mit mehr, bald mit weniger Glück, daran versucht hat. Köppens Ausgabe wurde von Krause (1800) übernommen und zu Ende gebracht.

---

*) In der Bibliothek der neusten Litteratur. Zürich 1784. 1. Th. S. 99—138.

Nach Vollendung dieser Arbeiten fing ich an, mich ernstlich mit der griechischen Anthologie zu beschäftigen, die ich seit mehrern Jahren nie ganz aus den Augen gelassen hatte. Mein Plan beschränkte sich anfänglich auf einen Band Register, die für den Gebrauch der Brunckischen Analekten unentbehrlich waren; nächst diesen auf genaue Nachweisung der Stellen, an denen jedes Epigramm außerdem zu finden war; auf Sammlung der Lesarten in andern Ausgaben, und der an vielen Orten zerstreuten Conjecturen. Dieser Plan war weder in merkantilischer Rücksicht glücklich gefaßt, noch genügend für das litterarische Bedürfniß. Aber an einen neuen Abdruck der Analekten zu denken erlaubt' ich mir nicht, so lange noch einige Hoffnung blieb, daß Brunck selbst sein oft wiederholtes Versprechen einer neuen berichtigten Ausgabe erfüllen würde [11]). Diese Hoffnung war im Jahre 93 gänzlich verschwunden. Heyne, dem ich meine Bedenklichkeiten mitgetheilt hatte, schrieb mir den 13ten Juli 1793: „Brunck lebt noch, ist aber mit Dietrich in das Innere [nach Besançon] exilirt. Von ihm ist für die Litteratur nichts mehr zu erwarten. — Alles ist auf seine Kosten gedruckt. Treuttel ließ sich noch Geld dafür bezahlen, daß er die von ihm erhaltenen Exemplare absetzte. Auf Ihren Plan also hat Brunck's Daseyn oder nicht Daseyn gar keinen Einfluß." — Nun erhielt Brunck zwar Er=

laubniß nach Strasburg zurückzukehren; entzog sich aber den frühern Studien, und verkaufte den werthvollsten Theil seiner Bibliothek, nachdem er sich früher schon von aller Theilnahme an der griechischen Litteratur losgesagt hatte. Unter diesen Umständen durfte ich mit freiem Gewissen den Abdruck der Anthologie unternehmen, ohne den auch alles Uebrige gar keinen Fortgang gehabt haben würde, da die Exemplare der Analekten aus dem Handel verschwunden waren. Bei dem Mangel an handschriftlichen Hülfsmitteln, die zu erlangen bei dem damaligen Zustande von Europa nicht die allergeringste Aussicht vorhanden war, konnte dieser Abdruck nichts anders als eine Wiederholung seyn, bei der ich mir keine Veränderung erlauben durfte, als die Brunck selbst in den beigefügten Anmerkungen, oder in spätern Schriften nachträglich gefordert hatte. Mein Plan erweiterte sich jetzt; meine Hülfsmittel wuchsen; ich konnte an einen vollständigen Commentar zu dem Brunckischen Texte denken. Durch Heyne wurde mir Schneiders Bekanntschaft gewonnen, der mir mit großer Bereitwilligkeit seine in früherer Zeit gemachten Sammlungen über die Anthologie mittheilte, und es seitdem nie an Beweisen freundschaftlichen Wohlwollens gegen mich hat ermangeln lassen. Auch Uhden, welcher damals Preußischer Geschäftsträger am römischen Hofe war, wurde durch

Heyne mit meinem Unternehmen bekannt, und theilte mir, da sich die Palatinische Handschrift der Anthologie damals noch in der Vaticanischen Bibliothek befand, eine bedeutende Anzahl von Epigrammen daraus mit, welche Saumaise übersehen hatte, und die sich deshalb auch in keiner der Excerpten-Sammlungen befanden, aus denen die Analekten geflossen waren. Unter diesen waren die merkwürdigen Cyzicenischen Inschriften, die ich, da sie kaum dem Namen nach bekannt waren, aus Uhden's Excerpten in dem 2ten Bande der Exercitationes criticae in Scriptores veteres. Lipsiae 1797. mit einem Commentare herausgab, und als Zeichen meiner Dankbarkeit dem römischen Freunde widmete. Durch die Vermittelung dieses Gelehrten wurde kurz darauf der Ankauf der Spallettischen, diplomatisch genauen Abschrift der Palatinischen Anthologie für den Herzog bewirkt, von welchem Erwerb und seiner Geschichte ich in der Vorrede zum 1sten Theile des Commentares (p. XVI. ff.) ausführlich Nachricht gegeben habe. Mit diesen Hülfsmitteln, die sich in der Folge noch vermehrten, konnte ich jetzt mit größerm Vertrauen und mit der Ueberzeugung, etwas Nützliches zu Stande zu bringen, an die Ausführung meines erweiterten Planes gehn.

Auf diese Weise von der litterarischen Seite reichlicher unterstützt, als ich hatte erwarten kön-

nen, ward ich auch durch eine äußere Hülfe begünstigt, die ich ohne Verletzung der Dankbarkeit hier nicht übergehen darf. Mein Gehalt und die regelmäßigen Einkünfte meiner Stelle waren damals so gering, daß ich, wie schon oben erwähnt worden ist, um den Bedarf meines Haushaltes zu decken, meine Zuflucht zu mannichfaltigen Nebenarbeiten nehmen mußte. Ich hatte jetzt die Wahl, entweder diese, ohne die ich nicht bestehen konnte, oder den Gedanken an eine Arbeit, die mir am Herzen lag, aber von langem Athem war, aufzugeben; und theilte diese Verlegenheit meinem alten Freunde und Collegen Schlichtegroll mit, der sich schon in den Verhandlungen mit Uhden hülfreich bewiesen hatte, und auch jetzt nicht unterließ, dem Herzoge, dessen volles Vertrauen er genoß, die Sache, so wie sie stand, vorzutragen. Der Erfolg war erwünscht. Der Herzog lieh mir ein Capital zur Unterstützung meiner Arbeit, und erlaubte mir sie ihm zuzueignen*). Jetzt begann ich ohne Verzug und mit frohem Herzen die Ausarbeitung der lange schon gesammelten Materialien (den 14ten Juli 1797) und stellte nach Verlauf eines Jahres den

*) Dieses geschah vor dem 1sten Theile der Animadversionen, wo durch ein Versehn seine Namen Ernestus Ludovicus versetzt sind. Funfzehn Jahre später widmete ich den Manen dieses edelmüthigen und Wissenschaft begünstigenden Fürsten die Anthologia Palatina, die nur durch seine Mitwirkung hatte Statt finden können.

ersten Band mit den ausführlichen Prolegomenis an's Licht. Diese Arbeit hat mich eine Reihe von Jahren hindurch, mit wenigen Unterbrechungen, beschäftigt, und die meisten Ausgaben griechischer Schriftsteller, die ich nach ihrer Vollendung unternommen habe, stehen mit dieser Beschäftigung in genauem Zusammenhange. Sie erhielt mich außerdem in fortgehender Verbindung mit Huschke, meinem alten Universitätsfreunde, der sich ebenfalls viel und lange mit der griechischen Anthologie beschäftigt hatte; und im J. 1800 eine Sammlung unedirter Epigramme, die ich ihm mitgetheilt hatte, mit schönen und gelehrten Anmerkungen herausgab *). Auch das Wohlwollen des wackern Hieronymus de Bosch gewann sie mir, des Herausgebers der Planudeischen Anthologie **), von dem ich seit dem Jahr 1798 [bis an seinen Tod (1811)] eine Reihe der freundschaftlichsten Briefe besitze; der sich aber nicht blos hierauf beschränkte, sondern mir auch aus seinem reichen Apparate Vieles mittheilte, Eini-

*) Analecta critica in Anthologiam graecam cum Supplemento Epigrammatum maximam partem ineditorum. Jenae et Lips. 1800. 8.

**) Anthologia graeca cum versione latina Hugonis Grotii. Ultrajecti 1795. 4. Vier Bände. Einen 5ten Band: Opus Boschii morte interruptum hat Dav. Jacob van Lennep mit dem Rest der Anmerkungen und einem Anhange eigner gelehrter Bemerkungen im J. 1822 zu Tage gefördert.

ges auch zum Geschenke machte *). Und doch waren wir Nebenbuhler auf derselben Laufbahn; und doch hatte ich in der Recension seiner Ausgabe Mehreres getadelt **). Aber Eifersucht und Misgunst war fern von diesem biedern Manne, der sich hinlänglich durch den Ruhm belohnt glaubte, die lange umsonst begehrte lateinische Uebersetzung seines grosen Landsmanns endlich vollständig und in der würdigsten Gestalt in das Publikum gebracht zu haben [12]). Selbst ein geübter Dichter in römischer Zunge war er zur Schätzung von Grotius Verdienst vorzüglich befähigt.

Während dieser Beschäftigung wurde ich auf mehrere Weise zur Veränderung meiner Lage aufgefordert. Von mehr als Einer Schule wurden mir Rectorate angeboten; Schütz suchte mich für Jena zu gewinnen, indem er mir einen Antheil an der Redaction der Allgem. Litteratur-Zeitung anbot, und auch von Seiten einer nordischen Universität wurden mir Anerbietungen gemacht, die einen Hausvater, dessen Familie sich jährlich mehrte, wohl in Versuchung hätten führen können. Nun aber hab' ich nie genug Vertrauen zu mir gehegt, um mich für das akade-

*) Hiervon ist in der Vorrede zu Vol. II. der Animadversionen Nachricht gegeben.

**) In der Allgem. Litter.-Zeitung 1796, no. 366. 1799, no. 306. 1812, no. 128. 129.

mische Leben geeignet zu halten; oder gar den weiten Wirkungskreis auszufüllen, der mir dort in der Beaufsichtigung der Schulen des Landes angewiesen werden sollte. Das Glück und die Bemühung einiger Freunde, die ich mit dem Antrage bekannt gemacht hatte, befreite mich von dieser Sorge, und führte eine wesentliche Verbesserung meiner Lage herbei. Der Herzog, immer voll Huld gegen mich, ertheilte mir, um mich dem Gymnasium zu erhalten, eine Stelle an der öffentlichen Bibliothek mit einem Gehalte von 400 Thalern, ohne mich zu etwas Anderm, als zu freier Theilnahme an den Geschäften dieses Institutes zu verpflichten. Den 27sten Jan. 1802 trat ich in dieses Amt ein, sogleich mit dem Vorsatze, von der mir gebotenen Geschäftsfreiheit keinen Gebrauch zu machen. Ich habe seitdem die Bibliothek regelmäßig in den bestimmten Stunden besucht, und mich allen Geschäften gemeinschaftlich mit meinen Collegen, Hamberger und Schlichtegroll, unterzogen, die seit langer Zeit meine Freunde waren. Diese Gemeinschaftlichkeit in vollkommenster Eintracht machte meine Lage sehr angenehm. Die kurz darauf unternommene Catalogirung der Handschriften, die sich seit der Erscheinung des gedruckten Catalogs (1714) und vorzüglich seit einigen Jahren sehr vermehrt hatten, und eine neue Anordnung bedurften, war mir auch ein angenehmes Geschäft. Der Herzog fand sich oft auf der Bibliothek ein, und ich hatte

häufig Gelegenheit, Zeuge seiner Unterhaltung mit Fremden zu seyn, die er lieber in diesen Räumen, als in seinen eignen Zimmern annahm *).

Zwei Jahre früher (im August 1800) machte ich in Böttiger's Gesellschaft, welcher damals Rector in Weimar war, eine Reise nach Göttingen und Cassel. Dort sah ich Heynen, meinen hochverehrten Lehrer und Freund, zum letztenmale, und den Anfang seiner Ausgabe der Ilias, deren Druck seit kurzem begonnen hatte. Auch Huschke, mit dem ich seit zehn Jahren nicht zusammengekommen war, hielt sich damals in Göttingen auf. Einige kleine Irrungen waren zwischen uns entstanden; sie wurden beim Wiedersehn mit wenigen Worten ausgeglichen. Huschke war von Natur mistrauisch, in hohem Grade reizbar, und mit einer hypochondrischen Stimmung behaftet, die in manchen Perioden seines Lebens bis zur Melancholie stieg. Ich wußte mich bei der zwischen uns entstandenen Misstimmung von böser Absicht frei; desto leichter wurde es mir, offenherzig über die Sache zu sprechen, was ich in solchen Fällen jederzeit für das Beste gehalten habe. Und so wurde in der ersten Viertelstunde die alte Freundschaft wieder hergestellt.

Ich machte damals einige neue, angenehme Bekanntschaften. Heeren sah' ich jetzt, nachdem

---

*) Ueber diese Verhältnisse s. die Beiträge zur ältern Litteratur. 1. Heft. S. 51.

ich früher mit ihm in Briefwechsel gestanden hatte. Auch Wilhelm Tischbein lernte ich kennen, den Maler, der sich gerade in Göttingen aufhielt, um seine homerischen Bilder herauszugeben. Ueber ihn schrieb ich in mein Tagebuch: „Wilh. Tischbein hat den Homer im Kopf und im Herzen; er ist gut und unschuldig wie ein Kind, und naiv, wie ein Dichter. Oft, wenn ich mit ihm sprach, kamen mir die Thränen in die Augen über seine Gutmüthigkeit. Er zeigte und erklärte mir seine Eselsgeschichte, eine Reihe von Bildern, in denen sich auch sein gutmüthiger Humor ausspricht. Es ist unglaublich, wie viel Theilnahme er für das arme Thier zu erregen weiß, von seiner Kindheit an, wo es mit seiner Mutter in Neapel umhergetrieben wird, um die ihm entzogene Milch an schwindsüchtige Wollüstlinge verschwenden zu sehn; wie er erwachsen, eine Last von Verzierungen nach einer Kirche schleppt, um diese zu einem Feste zu schmücken, von zwei Männern begleitet, welche große Candelaber in beiden Armen tragen, mit deren Fußecken sie den Belasteten ohne Mitleiden in beide Seiten stoßen; oder wie er, von Hunger gequält, einem mit Futter angefüllten Korbe nachtrabt, den ihm der auf ihm sitzende Treiber vor die Schnautze hält, nah genug, um ihn zu reizen, und doch fern genug, um ihn nichts davon genießen zu lassen; endlich wie er auf dem Wege zu einem Jahrmarkte, mit einer Last von

irdnen Töpfen, die ihm überall Wunden gedrückt haben, todt zu Boden fällt; das Weib, dem die Waare gehört, sitzt betrübt und verlegen dabei, während einige Knaben, die wahrscheinlich auch ein Theil der Bürde waren, mit Theilnahme auf die rothen Wunden des gefallenen Thieres deuten. Auch ein frommer Spitz sitzt still trauernd dabei. — Auf dem Titelblatte ist ein Nest, das statt der anakreontischen Amorinen, vier junge Eselchen enthält, welche die vier Temperamente vorstellen. — Tischbein besaß ein eigenthümliches Talent, das Characteristische der Thier-Physiognomien aufzufinden. Seine radirten Blätter, Thierköpfe vorstellend, waren sehr gesucht."

Um jene Zeit, ich glaube am Schlusse des Jahrhunderts, kam Wunderlich aus Greussen nach Gotha auf die Schule, noch als Knabe, aber voll der lebendigsten Wißbegierde. Er schloß sich frühzeitig an mich an, und nöthigte mich fast durch sein naives Bitten ihm Privatunterricht im Griechischen zu geben, wovon er eben erst die Elemente gelernt hatte. Mit dem trefflichsten Gedächtnisse begabt und unermüdlich im Arbeiten, war er bald so weit vorgerückt, daß ich mit ihm und einem andern, mir sehr lieben Schüler, Eduard von Thümmel, die Rede pro Corona lesen konnte, die W. später auch herausgegeben hat. Im Sommer 1801 verließ er die Schule sehr gut vorbereitet, aber auch mit jugendlichem Selbstvertraun. Ich hatte ihn an Heyne empfohlen, und wie dieser zu allen Zeiten väterlich für ihn gesorgt hat, geht jetzt, mehr als ich früher gewußt

habe, aus seinen Briefen an Johannes von Müller hervor*). Leider war seine Laufbahn allzukurz. Er starb im März 1816 an der Bräune, während er mit der Revision der vierten Ausgabe des Heynischen Tibull beschäftigt war. An seiner Stelle vollendete Dissen die begonnene Arbeit [13]).

Im Jahr 1802 kam Franz Passow aus Parchim nach Gotha auf das Gymnasium, und zeichnete sich sogleich durch seine Kenntnisse im Griechischen, sein lebendiges und zartes Gefühl, und sein poetisches Talent aus. Ich liebte ihn sehr, und als er die Schule mit Leipzig vertauscht hatte, bildete sich ein Briefwechsel zwischen uns, der in ziemlicher Regelmäßigkeit bis an seinen allzufrühen Tod (1833) fortgedauert hat**). Kurz nach ihm kam auch sein Landsmann Philipp Wehnert hierher; ebenfalls ein trefflicher Jüngling von seltnen Anlagen. Auch sein Ziel war allzu kurz gestellt. Er ertrank im Jahr 1807 beim Baden in einem Landsee seines Vaterlandes.

Während mich so die zwei Aemter, die ich bekleidete, die Erziehung meiner Kinder, welche fröhlich heranwuchsen, und manche litterarische Arbeit hinlänglich beschäftigte, gewannen auch meine gesellschaftlichen Verhältnisse an Annehm-

*) Briefe an Johann von Müller als Supplement zu den Werken desselben herausgegeben von Maurer-Constant. 2ter Theil.

**) Er ist jetzt von Albrecht Wachler in Fr. Passow's Leben herausgegeben. Breslau. 1839.

lichkeit. Die französische Revolution hatte mehrere Ausgewanderte an unsre damals noch ruhigen Gestade ausgeworfen; ich wurde mit den meisten von ihnen bekannt; den häufigsten Umgang aber pflog ich mit einem bejahrten Canonicus von Saint-Martin in Tours, einem nach alter französischer Art wohl unterrichteten Manne, der in früherer Zeit mit der Familie von Thümmel, die eine Zeitlang in Tours gelebt hatte, in Verbindung gewesen, und jetzt in seiner Verlassenheit von ihr aufgenommen worden war. Seit einigen Jahren hatte auch Herr von Grimm, der Freund Katharinens, seine Wohnung in Gotha aufgeschlagen. Eine liebenswürdige, eng mit ihm verbundene Familie, welche Frankreich zugleich mit ihm verlassen, und zum Theil in Petersburg, an dem russischen Kaiserhofe, zum Theil in Hamburg und Braunschweig unter seiner Obhut gelebt hatte, verschönerte sein Haus, das alle Fremden von einiger Bedeutung, welche nach Gotha kamen, bewirthete, und vorzüglich den Ausgewanderten eine gastfreundliche Aufnahme bot. Zu jener Familie gehörte die Gräfin Bueil, die Tochter des Vicomte de Belsunce, und Enkelin von Madame d'Epinay, jene Emilie, die zu den, ehemals berühmten Conversations d'Emilie Veranlassung gegeben hatte. Diese faßte den Gedanken deutsch zu lernen, und nahm mich, der früher schon einigen ihrer Landsleute Unterricht gegeben hatte, zum Lehrer an. Aus dem Lehrer

ward ein Freund. Im Jahr 1808 (den 19ten Dec.) starb Herr von Grimm in hohem Alter; seine Familie kehrte nach Frankreich und in den Besitz ihrer Güter zurück. Von den beiden liebenswürdigen und geistreichen Töchtern der Gräfin hat nur die ältere sie überlebt, die nach dem Tode ihres Mannes ihren Wohnsitz in Deutschland aufgeschlagen hat. Ihr habe ich, als Zeichen meiner Freundschaft und Hochachtung den zweiten Theil meiner Vermischten Schriften zugeeignet. Mit ihrer Mutter hab' ich bis an ihren Tod in regelmäßigem Briefwechsel gestanden.

In diesem angenehmen Hause, das ich außer den Lehrstunden (die keinen glänzenden Fortgang hatten) häufig besuchte, lernte ich im December 1803 Frau von Stael kennen, die, bei dieser ihrer ersten Reise in Deutschland, Herrn von Grimm als den Freund ihrer Jugend aufsuchte. Sie hatte damals schon einige Kenntniß der deutschen Litteratur, und wünschte nichts sehnlicher als diese Kenntniß durch eine genügende Bekanntschaft mit dem Zustande der deutschen Philosophie zu erweitern, was ihr auch zunächst in Weimar gelang. Nach der Tafel kam der Erb-Prinz — nachherige Herzog August — um die Bekanntschaft der berühmten Frau zu machen, und es war nicht wenig piquant, die Unterhaltung dieser originalen Geister anzuhören, eine Art von Feuerwerk, wobei viel Glänzendes aufsprühte, viel Ueberraschendes; auch nicht wenig

des Räthselhaften. Als die Rede auf Göthe's „natürliche Tochter" kam, sagte er: „sie ist im alten Hofgeschmack, auch ein wenig im französischen Geschmack. Die Personen schreiten darinne einher wie die Herrn und Damen auf den alten gewirkten Tapeten." Frau von St. fand diese Vergleichung überaus treffend; und nicht blos hierbei applaudirte sie zu den Aussprüchen des Prinzen, den sie überhaupt infiniment gräcieux fand. Das was ihm fehlte, meinte sie, würde ihm eine Reise nach Frankreich geben.

Frau von St. bemühte sich damals um einen Hofmeister für ihre Kinder, und weil sie früher einen jungen Mann aus unsrer Gegend gehabt hatte, mit dem sie sehr zufrieden gewesen, und der in ihrem Hause gestorben war, suchte sie ihm einen Nachfolger bei uns. Ihr Wunsch konnte damals nicht erfüllt werden. Indeß war der Gedanke fest bei ihr geworden, und da ihr zufällig die französische Uebersetzung einer Predigt von Löffler in die Hände kam, die ihr gefiel, und sie hörte, daß der Uebersetzer in Gotha wohnte und Thomas heiße, meinte sie in diesem Manne, der ein Deutscher, des Französischen so gut kundig, und ein Landsmann ihres verstorbenen Hofmeisters sey, das, was sie suchte, gefunden zu haben. Dieser Mann aber war Briefträger auf der fahrenden Post, für seinen Stand allerdings sehr gebildet, aber doch auf keine Weise geeignet, in der Familie einer so vornehmen Frau und als

Erzieher ihrer Kinder, aufzutreten, und überdieß verheirathet. So schwand auch diese Hoffnung, und sie sah sich genöthigt, ihre Blicke nach einer andern Seite hinzurichten.

Mein edler und gnädiger Herr, Ernst der Zweite, starb nach langwieriger Schwäche, den 20sten April 1804 *). Sein Tod brachte in meinen äußern Verhältnissen keine Veränderung hervor. Sein Nachfolger, dem ich im Winter des Jahres 91 und 92 Vorlesungen über deutsche Litteratur zu halten beauftragt gewesen war, kannte mich seit jener Zeit, und hegte ebenfalls freundliche Gesinnungen gegen mich. Nach seinem Regierungsantritte verging geraume Zeit, ohne daß er meine Dienste verlangte. Im Jahr 1805 aber fing er an mich herbei zu ziehn, um abwechselnd mit seinem vormaligen Erzieher, bei seinem weitläuftigen Briefwechsel und seinen poetischen Compositionen meine Hand zu gebrauchen; ein Geschäft, das abhängig von Zufall und Laune, bisweilen mit meinen Amts-Pflichten in Streit gerieth. Der Herzog war nicht gewohnt, sich an bestimmte Zeiten zu binden; mein Schulamt dagegen forderte pünktliches Einhalten der Stunde; daher ich mich oft mit Gewalt losreißen mußte. Ich that was ich konnte, diesen Uebelstand zu heben; aber was in einem ähnlichen

*) Eine Rede auf diesen Fürsten ist in dem 1sten Theile der vermischten Schriften wiederholt.

Verhältnisse vormals dem Laberius Fesseln anlegte, viri excellentis mente clemente edita submissa placide blandiloquens oratio — das galt auch von dem meinigen. Die Sache war für's Erste auf keine Weise zu ändern.

Im Sommer des Jahres 1805 starb nach langer schmerzlicher Krankheit meine geliebte Schwägerin, Amalie, beweint von Allen, die sie gekannt und geliebt hatten. Eine andere ihres Geschlechtes von gleicher Anmuth und Liebenswürdigkeit hab' ich nicht wieder gefunden.

Nachdem ich die Reste dieser Freundin zum Grabe begleitet hatte, trat ich mit zweien meiner Collegen und Freunde, Galletti und Kries, eine Reise nach dem Rhein an, der damals noch nicht so fleißig befahren wurde als jetzt. Ein leichter Nachen führte uns von Mainz bis Coblenz, minder schnell allerdings als ein heutiges Dampfschiff; wofür wir aber die Freiheit hatten, jeden ansprechenden Punkt ruhig in's Auge zu fassen, oder zu betreten. In Frankfurt kam ich wieder mit meinem alten Freunde Matthiä zusammen, damals Director des Gymnasiums; und lernte den scharfsinnigen Grotefend kennen, welcher seinen Namen durch die Entzifferung der Keilschriften schon berühmt gemacht hatte. In dem schönen Heidelberg weilten wir einige Tage, die uns durch Creuzers Freundschaft höchst angenehm gemacht wurden; lernten Clemens Brentano kennen, welcher seit kurzem

mit der liebenswürdigen Dichterin Sophie Mereau verheirathet war; auch seinen Gehülfen bei der Herausgabe des Wunderhorns, Achim von Arnim, und den Geschichtschreiber der Erziehungskunst, den würdigen Schwarz. Die Rückreise führte uns über Würzburg, wo wir uns des Wiedersehns der Niethammerischen Familie freuten.

Meine litterarischen Arbeiten waren binnen dieser Zeit nicht zurückgeblieben. Der Commentar zur Anthologie war fast vollendet, und wurde mit Gunst aufgenommen. Ich gewann nun Zeit, einer Aufforderung Frommanns zu folgen, und ein griechisches Elementarbuch auszuarbeiten, dessen erster Theil im Jahr 1805 erschien, und bis jetzt, trotz der davon gemachten Nachdrücke, und vieler, nach einem ähnlichen Plane ausgearbeiteter Lesebücher, im vergangenen Jahre die zwölfte Auflage erlebt hat. Nebenbei lieferte ich Beiträge zu Wieland's Attischem Museum, das nur ein schläfriges Leben führte, und da es keinen gedeihlichen Fortgang hatte, im Jahr 1805 von Wieland, doch ohne bessern Erfolg, in meine und Hottingers Hände gelegt wurde.

Seit dem Anfange des neuen Jahrhunderts hatten sich die politischen Ereignisse immer ernster und für Deutschland insbesondere immer gefahrvoller gestellt. Die Fortschritte des Eroberers von Aegypten, der gleich unbesieglich im Felde und

im Cabinet, durch Kunst der Rede noch mehr als durch die Kraft des Schwertes gewann, lenkte meine Blicke immer von neuem auf den macedonischen König, der mir wie das Vorbild des corsischen Eroberers erschien. Mit innigerem Antheil als je las ich jetzt die Philippischen Reden, und indem ich immer zu ihnen zurückkehrte, entstand allmählig eine Uebersetzung mit historischen Einleitungen und den zum Verständnisse erforderlichen Anmerkungen [14]), eine Arbeit, die nicht ohne Gunst blieb, wenn sie auch wohl nur von einer kleinen Anzahl nach der ihr zum Grunde liegenden Absicht aufgenommen wurde.

Die schlimmen Ahndungen, die mich während dieser Arbeit nicht verlassen hatten, gingen nur allzubald in Erfüllung. Mit Entsetzen vernahm man die Uebergabe der Festungen im Süden von Deutschland, die von der Gefangennehmung einer ganzen Armee begleitet war, und die Niederlage bei Austerlitz, und die Auflösung des deutschen Reiches mit Zustimmung und Beihülfe des eignen Chur-Erzkanzlers zur Folge hatte. Diese Begebenheiten, die unheilbringende Besitznahme von Hannover, und das Betragen der Preußischen Truppen in den Gegenden, die sie, während der Unthätigkeit ihres Staates, besetzt hielten, erfüllte alle Wohlgesinnten mit Kummer und Unwillen. Das Heer desjenigen Reiches, von dem allein Schutz und Rettung erwartet wurde, war durch den Uebermuth seiner Führer demoralisirt, und

schwächte immer mehr und mehr die Achtung, die insbesondere das nördliche Deutschland dem Preußischen Namen seit langer Zeit zu zollen gewohnt war. Während in den Gemeinen das Gefühl der Ehre, durch knechtische Behandlung ausgelöscht, keine Kraft mehr besaß, und nur Gewohnheit und Furcht vor Züchtigung sie an ihre Fahnen band, sprachen ihre Führer, von denen die Mehrzahl nie einem Feinde gegenüber gestanden hatte, mit höhnender Verachtung von den Heeren Napoleons. „Sie haben noch keine Preußen gesehn, sagten sie; endigte nur einmal diese unerwünschte Muße; ertönte nur einmal der Ruf in's Feld, so wäre der Sieg unser; ein leichter Sieg, wahrscheinlich allzu leicht, um ehrenvoll zu seyn." Hieran zu zweifeln, wurde nicht erlaubt; Erinnerung an die Siege, die seit einer Reihe von Jahren durch französische Heere erfochten waren, wurde verhöhnt; ja bei belebtem Streite wurde mit Prügeln gedroht. Ich habe gehört, wie ein bejahrter General in einer Gesellschaft die Damen mit französischer fatuité aufforderte, ihm Aufträge nach Paris zu geben, und das, was sie von dort wünschten, bei ihm zu bestellen; und wie ein Major vor dem Aufbruche zur Schlacht bei Jena prahlte, „er wolle den miserablen Bonaparte beim Kopf nehmen und zu seinem Stallknechte machen." Außerdem verfuhren die Commandirenden wie in einem

eroberten Lande, ohne Rücksicht auf Schicklichkeit und Achtung, selbst gegen die Residenz und den Herzog, der sie bewohnte. In dem schmählichsten Müssiggange lebend, erlaubten sich die Officiere jeden Frevel; verfolgten des Nachts die Dienstmädchen bis in die Häuser ihrer Herrschaften; drängten sich mit Gewalt in geschlossene Gesellschaften ein, und fingen hier Händel an; Alles ungestraft, selbst mit Connivenz der Oberofficiere, die, wenn zur Hülfe aufgefordert, sich ruhig verhielten, und nicht wagten, dem Unfug zu steuern [15]. Diese Erscheinungen, die sich an allen von dem Cordon besetzten Orten wiederholten, erregten Unwillen und Groll; und selbst die Verständigern, die sich von Leidenschaft fern hielten, sahen mit Besorgniß dem Zusammenstoße solcher Truppen mit dem Feinde entgegen. Diese Besorgnisse wurden nur allzubald durch unglückliche Ereignisse gerechtfertigt, die seit dem 6ten October, an welchem Tage der Krieg entschieden wurde, Schlag auf Schlag folgten. Am 11. October verbreitete die Nachricht von dem verlohrnen Treffen bei Saalfeld und dem Tode des Prinzen, dessen unheilbringendes Ungestüm das Vorbild der Preußischen Jugend gewesen war, allgemeine Bestürzung. Mit Schrecken sah man jetzt ein Preußisches Heer, das eben erst die Heerstraße nach Fulda eingeschlagen war, dem Feinde, wie man glaubte, entgegen, in Eilmärschen zurückkehren, um über Erfurt nach Jena zu ziehn; eine Un=

sicherheit der Bewegung, welche das gerade Gegentheil von dem zeigte, was man bei Napoleons Operationen zu sehn gewohnt war. Der 14te October erschien. Schon am Abend der Schlacht gelangte als Vorbote des Unglücks die Nachricht von der Flucht der Königin durch Erfurt hierher; am folgenden Morgen kam der Herzog von Weimar mit seiner Vorhut zurück, ungewiß, wohin er sich wenden solle. Da jetzt nicht zu zweifeln war, daß das siegreiche Heer das gothaische Land überschwemmen würde, schickte der Herzog Abgeordnete an Mürat, welcher die Vorhut anführte, um ihm das Land zu empfehlen. Jener antwortete mit französischer Artigkeit und Ironie: Der Herzog möchte verzeihen, wenn er ihm jetzt nicht aufwartete; er sey noch mit der Einnahme von Erfurt beschäftigt; dabei bemerkend, daß es wohl ein ungewöhnlicher Fall sey, eine Festung mit Reiterei einzunehmen; dann hab' er noch mit dem Herzog von Weimar zu sprechen. Den 16ten October kam der erste Zug Preußischer Gefangene nach Gotha, der Kern der Truppen, die wir wenige Tage vorher zur Schlacht hatten führen sehn, jetzt ermüdet und entwaffnet von einer geringen Zahl unansehnlicher Voltigeurs geleitet. Ich aß eben zu Abend mit einigen Freunden bei meinem Bruder; alle stiebten bei der betrübten Nachricht aus einander, um zu Hause das Weitere zu erwarten; und ich fand in der Nähe meines Hauses mehrere Hautboisten, die

ihren Wächtern auf einem Seitenwege entschlüpft, die Nachbarn um Aufnahme baten. Diese fanden es bedenklich, ihr Gesuch zu erfüllen; denn noch wußte niemand, wie streng oder wie nachlässig französische Gefangene bewacht würden. Mir schien es grausam, Deutsche, die sich befreit hatten, in die Gefangenschaft zurückzustoßen; ich nahm sie also in meinem Hause auf, gab ihnen ein Nachtlager, und zeigte ihnen beim Anbruche des Tages den Weg zur Flucht. Am folgenden Tage erfuhr man, daß in derselben Nacht eine große Anzahl der Gefangenen ihren Wächtern entlaufen waren.

Von jenem Tage an haben die Durchzüge französischer und andrer Truppen durch Stadt und Land bis zum Jahre 15 selten aufgehört; und es ist hierbei der Schutz der Vorsehung zu preißen, der die Leiden des Krieges während dieser langen Zeit so sehr gemildert, und Vieles, was andre Länder schmerzlich belastete, von uns abgewehrt hat. Manches mag beigetragen haben, uns mit den Franzosen auf einen leidlichen Fuß zu setzen. Gotha und sein Hof hat seit langer Zeit einen guten Namen in Frankreich gehabt, und die frühern Erinnerungen waren in den ersten Jahren der Revolution durch ein für die Stadt trauriges Ereigniß wieder aufgefrischt worden. Als im Januar 1794 eine Masse französischer Gefangenen in der schlechtesten Jahreszeit aus den Kerkern von Mainz nach preußischen

Festungen geführt wurden, Unglückliche, welche meist das Kerkerfieber in sich trugen, kam auch ein Transport derselben durch Gotha. Viele gingen ihm entgegen, neugierig die Republicaner zu sehn, von denen die Zeitungen so viel geschrieben hatten, und die meisten, die ihnen näher gekommen waren, kehrten mit dem Saamen der Ansteckung nach Hause zurück. Viele starben daran. Die Beschreibung aber, die Alle von dem kläglichen Zustande der Unglücklichen machten, die von der Krankheit entstellt, und gegen die Kälte kaum geschützt, auf offnen Karren dem Tode entgegen fuhren, verbreitete sich augenblicklich, und erregte bei Allen ein tiefes Mitleid. Was in der Kürze der Zeit zu ihrer Pflege geschehn konnte, wurde gethan; sie wurden mit Kleidungsstücken, warmen Decken, Nahrungsmitteln und Arznejen versehn. Mehrere starben unter den Händen ihrer Wohlthäter; Einige verschmähten auch die angebotene Hülfe entweder aus dumpfer Verzweiflung oder aus republicanischem Hasse gegen uns, die Tyrannenknechte. Aber verlohren waren diese Regungen der Menschlichkeit nicht. Die französischen Zeitungen berichteten, einer und der andre General nahm Kenntniß davon, und erinnerte sich jetzt als Sieger an das, was zu einer andern Zeit für seine Landsleute geschehn war. Außerdem kam dem Lande das Ausdauern des Herzogs in seiner Residenz, seine bekannte Gesinnung, und die Be-

wundrung, die er für Napoleon hegte, zu Statten; Gefühle, die sich mit den herben Erinnerungen an den Uebermuth des Generals Rüchels und seines Stabes zu Gunsten des Siegers mischte. Eine aus Mitgliedern der Landstände und der obersten Behörde zusammengesetzte Commission war, beauftragt bei den Durchmärschen, Einquartierungen und Verpflegung der Truppen für Maasregeln der Ordnung zu sorgen, und der gewissenhaften und klugen Erfüllung dieses Auftrags hat das Land es zu danken, daß selten Klagen entstanden, wenige Excesse verübt, und die unvermeidlichen Lasten mit der wenigsten Beschwerde getragen wurden. Nicht weniger trugen die französischen Commissäre zur Erhaltung des guten Vernehmens bei, indem sie meist in friedlichem Einverständnisse mit der Kriegs-Commission, die Soldaten im Zaum hielten. So konnten wir, bei dem allgemeinen Unglück, unser Loos verhältnißmäßig ein glückliches nennen. Keine Contribution wurde dem Lande aufgelegt; kein Mangel der nothwendigen Bedürfnisse wurde gespürt; Gewerb und Verkehr gewann an Lebendigkeit; und bei dem raschern Umlaufe des baaren Geldes vermehrten sich die Gelegenheiten zum Erwerb für jede nützliche, Thätigkeit.

Bei dem Allen war unsre Lage nichts weniger als behaglich. Das Schwert des Damokles schwebte über unserm Haupte, und da jeder Tag neue Kunde von Gewaltthaten des Eroberers brachte,

deren jede den Keim von neuen Beschlüssen dieser Art in sich trug, so durften die kleinern Fürstenthümer erwarten, über Lang oder Kurz das Loos der Gnade des Utis in der Höhle Polyphems zu theilen. Und da selbst wohlbegründete Throne wankten, war es ein Wunder, wenn der Einzelne, wie wenig er auch sonst zu Veränderungen geneigt war, sich mit dem Gedanken daran, als einen möglichen, vielleicht unvermeidlichen Fall, bekannt zu machen suchte? Dieser Zustand bereitete die Veränderung meiner Lage vor, der ich entgegenging, und deren vorzüglichste Veranlassungen ich hier angeben will.

Der Krieg war angeblich durch den Frieden von Tilsit (den 9ten Juli 1807) geendigt, aber das ganze nördliche Deutschland schien auf einem Vulcane zu stehn; während, im Süden, Baiern, zum Königreiche erhoben, fast allein einen Hafen der Sicherheit anzubieten schien. Dieses Land, das vor Kurzem noch, durch die Regierung Carl Theodors, die Priesterherrschaft, die um desto höher stieg, je tiefer sich die weltliche Macht erniedrigte, und durch die Verfolgung der Illuminaten, die zu jener Zeit als ein Kreuzzug gegen Licht und Wahrheit erschien, in Verruf gekommen war, nahm, nach dem Tode jenes, zu Hause und auswärts verachteten Fürsten, einen Aufschwung, der wie ein Wunder erschien. Die öffentlichen Blätter hörten nicht auf, von neuen

Einrichtungen zu erzählen, die sich, als längst vorbereitet, mit größer Raschheit folgten; und wie durch den herrlichen Max. Joseph und seinen geistvollen Minister alles Gute, was von dem Schutte der Zeit bedeckt worden, an das Licht gezogen werde. In der That schien Baiern damals jeden heilsamen Gedanken, den die französische Revolution in Gang gesetzt hatte, mit weiser Auswahl und Mäßigung in sich aufzunehmen, indem es das übermächtige Priesterthum in seine Schranken zurückwies; die Klöster aufhob; die Rechtspflege auf einen bessern Fuß setzte, Wissenschaft und Kunst in allen ihren Theilen förderte. Indem nun die Blicke der erleuchteten Regierung auch auf die Schulen fielen, diese neu organisirt, und die seit dem Jahr 1759 bestehende Akademie der Wissenschaften nach Außen hin durch die Verbindung mit den wissenschaftlichen Sammlungen erweitert, und im Innern durch Herbeiziehung neuer Mitglieder erfrischt wurde, erging auch an mich, durch Vermittelung des Oberstudienraths Niethammer, der Ruf als Professor der classischen Litteratur am Lyceum zu München, und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften unter so vortheilhaften Bedingungen, daß, wenn mich äußere Vortheile allein hätten bestimmen können, mein Entschluß unverzüglich hätte gefaßt seyn müssen. Doch blieb ich lange zweifelhaft. Auch die Erfahrnsten meiner

Freunde, mit denen ich zu Rathe ging, schwankten. Die Einen führten an, daß das, was von dorther in die Augen scheine, eines festen Grundes ermangele, und riethen ab; die Andern riethen zu; mich selbst reizte das frische Leben, das sich in Baiern regte; die Hoffnung, meine eigene Bildung zu fördern, indem ich die Wissenschaft, die ich trieb, in einen weitern Wirkungskreis versetzte; die Aussicht auf die Benutzung der litterarischen Schätze, die in München aufgehäuft waren, und sich immerfort mehrten; die Hoffnung endlich, in dem größern Lande dereinst für meine vier Söhne mehr Wege der Beförderung zu finden, als das kleine Herzogthum bot — Alles das bewog mich, gegen meine frühere Abneigung einer Veränderung zu kämpfen, und auf die angeknüpften Unterhandlungen einzugehn [16]). Daß auch meine Frau nicht nur keine Bedenklichkeiten dabei fand, sondern die gebotenen Vortheile zu ergreifen rieth, trug nicht wenig dazu bei, meinen innern Widerstand zu besiegen, und den Weg des Entschlusses zu bahnen.

Ein andrer Ruf von Seiten der neu organisirten Akademie war an einen meiner ältesten Freunde und Collegen, Friedrich Schlichtegroll, ergangen, welcher hier, als Director des Münz-Cabinets und Bibliothekar vollkommen an seinem Platze war; da aber von Seiten des Herzogs, der ihn nicht begünstigte, keine Schritte

geschahen, um ihn zurückzuhalten, nahm er den ehrenvollen Posten eines General-Secretärs der Akademie an, und ging, um den Boden zu prüfen, zuerst ohne seine Familie im Sommer nach München; zog dann, nachdem er dort Befriedigung gefunden, im Anfang des Herbstes, mit dem größern Theile derselben dahin zurück, um sich dort für immer niederzulassen. Seine Berichte waren nicht ungünstig, und ebneten meinen Selbstberathungen die Bahn. Wenn mein letzter Entschluß mich zu den Ufern der Isar führte, so war ich gewiß, dort ein befreundetes Haus zu finden; eines, das mich durch die alte zwischen uns obwaltende Verbindung das verlassene Vaterland am wenigsten würde vermissen lassen.

Mein Verhältniß zum Herzog stand ziemlich unverrückt, wie ich es oben beschrieben habe, außer etwa, daß er mich immer häufiger brauchte, meine Zeit immer mehr beschränkte, und in Rücksicht auf das Schulamt meine Verlegenheit vermehrte. Er führte damals aus Gründen, die ich nur muthmaßen kann, einen höchst lebhaften Briefwechsel nach Paris, bisweilen mit höchst unbedeutenden Leuten und über höchst unbedeutende Gegenstände, an Mr. Michalon über Perücken; an Mr. Kreusler über Kleider; Alles mit einem Aufwande von Witz und Wendungen, der, nach meinem Gefühle, der Würde eines deutschen Fürsten wenig angemessen war. Zu solchen Din-

gen bot ich nur ungern die Hand. Gleichwohl stand es nicht in meiner Gewalt, hierinne etwas abzuändern. Nur Verstimmungen konnten bewirkt werden, die in meiner Lage nichts besserten. Größere Vortheile zu suchen, und dadurch das Unangemessene dieses Verhältnisses auszugleichen, war meinen Grundsätzen gänzlich zuwider.

Da also in München alle von mir gemachten Bedingungen zugestanden wurden, nahm ich den Ruf an, erhielt meine Entlassung, und nachdem ich den 24sten October in einer Rede*) von meiner lieben Schule Abschied genommen hatte, trat ich den Tag darauf in zahlreicher Begleitung von Gymnasiasten meine Reise an. Einer von diesen, Carl Rack aus dem Braunschweigischen, ging aus Anhänglichkeit an mich mit nach München, wo er bis zum Herbst 1808 verweilte**). Die Reise war mit fünf Kindern weder bequem noch angenehm. Meine Frau, für die der Abzug von Gotha und die Einrichtungen zur Reise höchst angreifend gewesen waren, wurde unterwegs krank. Wir mußten in Bamberg verweilen, wo ich den Kirchenrath Paulus fand; dann wieder in Pfaffenhofen. So langten wir in der Trauer-

*) Sie ist im 1sten Theile dieser Verm. Schriften S. 87—100 abgedruckt.

**) Er ist jetzt Assessor des Spruchgerichts in Göttingen, und hat seinen Namen durch einige staatswirthschaftliche Schriften, und ein Buch über Göthe bekannt gemacht.

woche, den 3ten November, in München an, wo mein erstes Geschäft war, einen Arzt zu suchen, der meine Frau vor allen Dingen zu Bett zu gehn hieß. So war mein Eintritt in München durch Vorbedeutungen nicht begünstigt.

Schlichtegroll wohnte in der Nähe des Gasthofes, wo ich die ersten Tage zubrachte. Mein erster Gang war zu ihm, und er führte mich noch desselben Abends bei Jacobi ein, mit dem ich jetzt die Bekanntschaft erneuerte, die ich früher mit ihm und seinen beiden Schwestern in Gotha und Heidelberg gemacht hatte. Hier wurde nun viel über die Akademie gesprochen, die den 27sten Julius durch den Präsidenten mit einer Rede „über Geist und Zweck gelehrter Gesellschaften" eröffnet worden war. Einige Aeußerungen darinne über den Geist des Mittelalters hatten Anstoß gegeben, und man wußte jetzt schon, daß in Landshut eine heftige Widerlegung derselben vorbereitet wurde. Auch Anderes wurde erwähnt von dreisten Anmaaßungen eines Studenten in Beziehung auf die Akademie, was mich wenig erfreute, und an manche Aeußerung denken ließ, die ich in Bamberg aus dem Munde des Kirchenraths Paulus gehört hatte. Es war nicht zu verkennen, daß das neuorganisirte Institut von einem Theile des Publicums mit Misgunst und Eifersucht betrachtet wurde, und so kam ich nicht heitrer gestimmt von diesem ersten Besuche des verehrten Mannes nach Hause,

der doch frohen Muthes war, und über das, was sich schon jetzt gegen ihn vorbereitete, keine Besorgnisse hegte.

Einige Tage nachher wurde ich durch Jacobi dem Minister, dem Grafen von Montgelas, vorgestellt, der mich mit seinen kleinen blitzenden Augen scharf faßte, und nach einigen höflichen Worten, ein Gespräch mit Jacobi über einige neuere Geschichtschreiber anfing. Das Gespräch wurde französisch geführt. Von Johannes Müller, von Ancillon und Spittler war die Rede. Der Minister tadelte an dem ersten sein zu langsames Fortschreiten; an dem zweiten seine Weitschweifigkeit; den dritten fand er geistreich und vorzüglich gut unterrichtet. D'ailleurs, setzte er hinzu, ce n'est qu'un ministre très-médiocre. Il n'aurait jamais dû quitter la carrière de la littérature. Den folgenden Tag wartete ich dem Könige und dem Kron-Prinzen auf. Den 27sten November wurde ich in die Akademie eingeführt, und erhielt meinen Platz in der philologisch-philosophischen Classe, in welcher damals der Oberbibliothekar Freiherr Christoph von Aretin, als Secretair der Classe, der Bibliothek-Custos Ignaz Hardt, Schelling, Franz Baader und der Intendant des Theaters Babo saßen.

Ein großer Theil des ersten Monats verstrich unter den nöthigen häuslichen Einrichtungen, Pflicht- und Höflichkeits-Besuchen, und Orienti-

rung in der Stadt und ihren nächsten Umgebungen. Was mir von Zeit übrig blieb, wendete ich auf die Vorbereitung zu meinem Schulamte, das ich den 7ten December mit einer Rede *), gegen den herkömmlichen Gebrauch, antrat. Da diese Rede bei den Anwesenden, unter denen sich auch Schelling und Niethammer befanden, mit Beifall aufgenommen worden war, wünschten einige Freunde den Druck derselben, mit einer Vor- oder Nach-Rede gegen die so eben in Landshut erschienene Schrift Rotthamers, die der Antrittsrede des Präsidenten entgegengesetzt war. Dieß war nicht in meinem Sinn. Meine Rede hatte die beabsichtigte Wirkung gethan; dem Parteigeiste Nahrung zu geben, fühlte ich keinen Beruf. Vielmehr war mein fester Entschluß, den Weg der Wissenschaft still und ruhig zu verfolgen, und mich auf nichts einzulassen, was nicht meines Amtes wäre. Diesen Vorsatz hab' ich gehalten, so lange es möglich war.

Ich hatte während der ersten sechs Monate alle Ursache mit dem Fortgange meines Lehramtes zufrieden zu seyn. Meine Vorlesungen wurden regelmäßig besucht, auch von Mehreren, die nicht dazu verpflichtet waren; meine Schüler zeigten guten Willen; einige auch einen sehr regen Eifer,

*) Sie ist im 1sten Theile dieser Vermischten Schriften S. 101—132 gedruckt.

das, was bisher versäumt worden war, nachzuholen. Diesen Eifer zu befördern, lud ich die Ausgezeichnetern von Zeit zu Zeit zu mir ein, um einige Abendstunden mit litterarischen Gesprächen zuzubringen, woraus späterhin regelmäßige Zusammenkünfte entstanden, die zum Lesen griechischer und lateinischer Schriftsteller, auch zu lateinischen Schreibe-Uebungen angewendet wurden. Diese Privatübungen, an denen Göller und Birnbaum, Mittermaier, Kopp und Schlichtegroll *) Antheil nahmen, sind mir noch eine der angenehmsten Erinnerungen aus jener Zeit. Außerdem gab ich auch, bei einer eingetretnen Vacanz, zufolge einer Aufforderung des Rectors einige Monate lang im Gymnasium Unterricht.

Die Liebe zur griechischen Sprache hatte damals in Baiern noch keine tiefen Wurzeln geschlagen; und ob sie gleich in dem Gymnasium gelehrt wurde, so stand doch der Unterricht hierinne herkömmlich jedem andern Gegenstande nach. Vielen Vätern erschien er als eine unnütze Plage; manchem mochte er auch in politischer Rücksicht bedenklich scheinen. Dieses bestimmte mich, mit Beistimmung des Präsidenten an dem Stiftungs-

*) Die hier genannten sind sämmtlich in der gelehrten Welt bekannt, und ehrenvoll angestellt; die beiden ersten in Cöln, der dritte in Aschaffenburg, Kopp in Erlangen, der letzte in München.

tage der Akademie (den 28sten März 1808), welcher durch eine öffentliche Sitzung gefeiert zu werden pflegte, mit einigem Widerspruche des Oberbibliothekars, welcher allein aufzutreten wünschte, eine Rede „Ueber die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit“ zu halten, wobei ich Veranlassung hatte, den Character der griechischen Nation und ihre Litteratur in einem günstigern Lichte zu zeigen, als worinne man sie zu sehn gewohnt war.

Bei den akademischen Reden, welche an feierlichen Tagen gehalten wurden, war es Gebrauch, daß sie vorher gedruckt, und sogleich nach gehaltener Sitzung vertheilt wurden. Zur Ausarbeitung der meinigen war die Zeit zu kurz gewesen, um diesem Herkommen Genüge zu thun, und da auch noch Anmerkungen beizusetzen waren, so mußte der Druck, der von mehrern Seiten verlangt wurde, ausgesetzt bleiben. Dieser Aufschub war mir nicht unerwünscht. Ich hatte erfahren, daß, während der Vorlesung, über Einiges von Mitgliedern der Akademie ironische Bemerkungen gefallen waren, und es war denkbar, daß, bei Veröffentlichung der Rede, sie dasselbe Schicksal erführe, das Jacobi's Rede erfahren hatte, was der wissenschaftlichen Wirkung, die ich beabsichtigte, allzu nachtheilig gewesen seyn würde *).

*) Sie ist deshalb nicht früher als in dem 1sten Bande der Denkschriften der Akademie, 1809. gedruckt worden; dann mit vermehrten Anmerkun-

Im Anfange des Mai's lernte ich die schönen Ufer des Inn auf einer Commissions-Reise nach Rosenheim kennen, wo ein Lager von gebrannten Scherben entdeckt worden war, dergleichen in der Nähe von Römerstraßen nicht selten gefunden werden. Eine Anzahl dieser rothen Scherben, zum Theil mit eingedruckten Figuren und Namen, hatte die Aufmerksamkeit der Akademie von neuem auf die Spuren der römischen Herrschaft in Baiern gerichtet, worüber vorzüglich eines der Mitglieder der historischen Classe, der Geheimerath Stichaner, interessante Untersuchungen angestellt hatte. Das aufgegrabene Lager hatte unstreitig zu einer römischen Töpferei gehört, von der sich auch noch einiges Gemäuer zeigte.

In demselben Monate (27. Mai 1808) erschien im Regierungsblatte die Bekanntmachung von dem neu errichteten Civil-Verdienst-Orden, nebst den Namen derjenigen, die damit sogleich bei der ersten Austheilung beehrt worden waren. Der meinige befand sich darunter, so wie der von mehreren ausländischen Mitgliedern der Akademie, während daß mehrere Baiern, die in Rücksicht auf Verdienste, Rang und Stellung diese Auszeichnung erwarten durften, übergangen waren. Unter diesen befand sich der Oberbibliothekar Frei-

---

gen und Excursen in diesen Verm. Schriften. 3. Th. S. 1—374.

Herr von Aretin, Secretär der philosophischen Classe, der früher Vice-Präsident der Akademie gewesen, sich als Gelehrter einen Namen gemacht, und bei Aufhebung der Klöster und Ausräumung ihrer Bibliotheken um die Vermehrung der königlichen (Central-)Bibliothek Verdienste erworben hatte. Auch von den Lehrern des Lyceums hatte sie keiner erhalten, selbst der Rector nicht. Diese Uebergehung, welche einer Zurücksetzung glich, wurde, wie sich erwarten läßt, mit dem größten Unwillen gefühlt, und die volle Bitterkeit dieses Unwillens, welcher die ganze Anzahl der Uebergangenen, ihre zahlreichen Freunde und alle eifrige Patrioten zu Einer Partei vereinigte, kehrte sich gegen die Begünstigten, und es ist gewiß nie unser Verdienst oder Unverdienst, nie sind unsre Mängel schärfer und strenger geprüft worden als in jenen Tagen. Hätte die Regierung die Absicht gehabt, die sie nicht hatte, die Nation gegen uns aufzubringen, sie hätte nicht anders verfahren können. So wurde das, was uns ehren sollte, eine Aufforderung zu Verunglimpfungen, und wenn auch nicht das erste, doch eines der wichtigsten Momente des Hasses der Fremden, der in der Folge, bei günstiger Gelegenheit, bittere Früchte tragen sollte. Ich ahndete diesen Erfolg, und so muß ich der Wahrheit gemäß sagen, daß mir dieses Zeichen der königlichen Gnade, als ich es erhielt, wie eine Büchse der Pandora erschien, aus der viel Schlimmes aus-

fliegen würde, ohne daß eine heitre Hoffnung darinne zurückblieb.

Im Laufe des Sommers kam Ludwig Tieck mit seiner Schwester Bernhardi von Wien nach München, ein erfreulicher Zuwachs der Gesellschaft, in der ich lebte, und die vornemlich aus den Familien Jacobi, Schlichtegroll, Wiebeking und Niethammer bestand. Tieck, vor dem ein ausgezeichneter Ruhm herging, der seiner persönlichen Liebenswürdigkeit zur Folie diente, war überall, wo er erschien, eine freundliche willkommene Erscheinung. Seine Unterhaltung war anziehend und lehrreich; sein ganzes Wesen gefällig und angenehm. Die Abende, wo er aus Shakespeare, Gozzi oder Holberg vorlas, und diesen Vorlesungen durch sein schönes und geschmeidiges Organ, durch sein tiefes Gefühl, seine Laune und sein beredtes Mienenspiel den Werth einer vollendeten dramatischen Aufführung gab, — diese Abende waren ein Fest für Alle, die daran Theil nahmen. Kein Vorleser, den ich gehört habe, kam ihm in dem ganzen Umfange aller erforderlichen Eigenschaften gleich; in einzelnem einige; am wenigsten aber die, so auf diese Kunst reisten, und sie als Erwerb gebrauchten.

Auch Bettine Brentano schlug damals ihre Wohnung in München auf. Ich habe sie nur wenig gesehn, und noch weniger gekannt.

Aber auch bei flüchtiger Bekanntschaft konnte man die eigenthümliche Originalität ihrer Familie nicht verkennen. Da sich diese aber äußerlich in der Sonderbarkeit von Tracht und Wesen herausstellte, so hielt man im Publicum das, was Natur in ihr war, für angenommen, und beschuldigte sie, ich weiß nicht ob mit Unrecht, daß sie das Wesen und die Naivetät der Mignon nachzubilden suche.

Im März 1809 kam Friedrich Thiersch nach München, von Göttingen her, wo er glänzende Lehrtalente entwickelt hatte [17]), an das Gymnasium berufen, wo er sogleich mit der Kraft auftrat, durch die er der eigentliche Begründer der philologischen Studien in Baiern geworden ist. Gleichheit der Studien und des Amtes verband uns, und es sind seitdem bis zu meiner Entfernung von München wenige Tage vergangen, wo wir uns nicht gesehen hätten. Von den Verhältnissen, in denen ich mit ihm gelebt habe, ist an einer andern Stelle Erwähnung geschehn *).

Nach dieser Erwähnung des Zuwachses im gesellschaftlichen Leben muß ich Einiges aus dem Jahre 1808 nachholen.

Seit meiner Ansiedelung in München hatte ich meine Kinder zum Theil selbst unterrichtet, theils in den Hülfswissenschaften von Lyceisten unter-

*) In der Zueignung meiner Ausgabe von Aeliani Historia Animalium. Jenae 1832.

richten lassen; einer der jüngsten nahm an einem Privat-Institute Theil; der dritte, welcher Neigung zum Kriegsdienste hatte, erhielt eine Zahlstelle im königl. Cadettenhause, das damals unter der Direction des Generals Werneck stand. Die beiden ältern Söhne glaubten mehr Beruf zum praktischen als zum gelehrten Leben zu haben, der älteste insbesondre zur Oekonomie; daher ich denn meine Augen auf das Fellenbergische Institut in Hofwyl richtete, von dem damals in öffentlichen Blättern Großes gerühmt wurde. Und schon war ich im Begriff, mit Fellenberg in Unterhandlung zu treten, als mich ein Freund aus der Lausitz, den ich gebeten hatte, auf seiner Reise durch die Schweiz den Stand der Sache in Hofwyl näher zu untersuchen, belehrte, daß, trotz den begeisterten Beschreibungen der Frau Therese Huber im Morgenblatte, der Theil des Institutes, dem ich meine Söhne anvertrauen wollte, noch gar nicht organisirt, ja, in gewissem Sinne ein Utopien sey. Ich änderte also meinen Plan, und da ich es einmal für rathsam gefunden hatte, meine Kinder eine Zeitlang aus dem Hause zu schicken, beschloß ich sie in das mir wohl bekannte Institut meines Freundes und Landsmannes, des Ober-Pfarrers Gerlach in Genf zu thun. Ich hatte das ganze Jahr hindurch mit großer Anstrengung gearbeitet, und beschloß mich durch eine Reise dahin zu erholen. Diese trat ich den 12ten September 1808 an, ging

über Lindau, Costnitz, Zürich und Bern, den Leman entlang, und kam den 19ten in Genf an, wo ich Alles nach meinen Wünschen fand. Ich blieb einige Tage dort, so lange bis meine Kinder in dem Institute eingerichtet waren, besuchte Ferney und das herrliche Coppet, und eilte dann, durch die Zeit gedrängt, da mich ein in den ersten Tagen des Octobers ausgeschriebnes Examen der Lehramts-Candidaten erwartete, auf demselben Wege nach München zurück. In Zürich hatte ich nur so viel Zeit, bei meinem bejahrten Freunde, dem Professor Hottinger, einen kurzen Besuch zu machen, den er in einem Briefe mit der Erscheinung eines befreundeten Schattens verglich.

Bei meiner Zurückkunft hielt ich am Namenstage des Königs, den 12ten October, eine Rede in der Akademie „Ueber einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten" *). Manche wunderten sich, daß ich in demselben Jahre zum zweitenmale öffentlich sprach; manche legten es als Eitelkeit aus, und meinten, ich drängte mich zur Unzeit vor. Es war keines von beiden. Bei Annäherung des feierlichen Tages fragte das Präsidium herum, wer von den Mitgliedern als Redner auftreten wollte. Niemand fand sich. Es wäre schmählich gewesen, im ersten Jahre der erneuerten Akademie einen

*) Gedruckt in den Verm. Schriften. 3. Band. S. 375—414.

so bedeutenden Tag stumm verlaufen zu lassen. Ich fühlte dieß; und so gab ich leicht der Aufforderung des Präsidenten nach, so kurz mir auch die Zeit zugemessen war, das von andern Mitgliedern zurückgewiesene Geschäft auf mich zu nehmen.

Um dieselbe Zeit erhielt ich von Sr. königlichen Hoheit, dem Kron-Prinzen, den ehrenvollen Auftrag, ihm über griechische Geschichte und Litteratur Vorlesungen zu halten, und lateinische Classiker mit ihm zu lesen; ein Auftrag, der mir Gelegenheit gab, ihm nah genug zu treten, um das edle Blut des Wittelsbachischen Stammes in ihm zu erkennen; seinen Eifer Kenntnisse zu sammeln, seinen Ernst in wissenschaftlichen Beschäftigungen; die lebendige Achtung, die er gegen alles Große und Schöne hegte; sein Streben nach Großem und Ruhmwürdigem, seinen Haß endlich gegen Gewaltthätigkeit und Unrecht zu lieben und zu bewundern. Die Vorlesungen, die ich ihm hielt, wurden durch den Krieg unterbrochen, der den Kron-Prinzen im April 1809 zum Heere abrief. Mit dem Julius Cäsar, den er eben mit mir las, in der Tasche, und mit den Helden von Griechenland und Rom im Kopf und Herzen ging er in's Feld, und gewann sogleich in den Gefechten, mit denen der Feldzug eröffnet wurde, glänzende Lorbeern. Da er nach geendigtem Kriege eine andre Bestimmung bekam, und nicht wieder nach München zurückkehrte, so konnten die mit

mir begonnenen Studien nicht fortgesetzt werden. Professor Lichtenthaler (jetzt Oberbibliothekar der königl. Bibliothek in M.) trat an meine Stelle; und mit welchem Eifer der königliche Jüngling das griechische Alterthum in sich aufgenommen hat, ist der Welt eben so sehr aus der Liebe, die er den Nachkommen des alten Hellas bewies und noch beweist, als aus seinen poetischen Werken kund.

Von dem Kriege selbst wird hier Weniges genügen. Eine Abtheilung des österreichischen Heeres rückte am Sonntag Misericordias in München ein, das von bairischen Truppen verlassen war, besetzte die Hauptwachen, und lagerte, ohne sich in die Häuser der Bürger einzuquartiren, auf dem Bivouac, wahrscheinlich in der Hoffnung, durch solche Milde den Proclamationen von Befreiung der Nation von ausländischem Joche Glauben zu verschaffen, und durch Freundlichkeit die Gunst des bairischen Volkes zu gewinnen. Diese Rechnung schlug fehl. Der alte Haß gegen Oesterreich, der in dem Herzen der Baiern wurzelte, war jetzt durch den von Oesterreichern angeregten Aufstand der Tyroler von neuem mit größerer Erbitterung geweckt worden; die Schonung, die sie bewiesen, wurde als Furcht gedeutet, und also ohne Dank, ja mit Verachtung aufgenommen. Nach wenigen Tagen verbreitete sich im Stillen die Nachricht von den Siegen bei Abensberg und Landshut; und die Oester-

reicher, beinah öffentlich verhöhnt, sahen sich genöthigt, acht Tage nach ihrem Einzuge in tiefer Stille abzuziehn. Niemand hatte während dieser Zeit Furcht gehegt; und jetzt, da Sieg über Sieg verkündigt wurde, stand Alles auf der Höhe der stolzesten Hoffnung. Erzählte man sich doch, daß Napoleon bei einem Morgenbesuche, den er am 17ten April dem Könige in Dillingen gemacht, ihm versprochen habe, Baiern größer zu machen, als es je gewesen sey; ein Ausspruch, der sogleich von der patriotischen Industrie benutzt wurde, um einige historische Karten herauszugeben, die in die Zeiten Heinrich des Stolzen und Heinrich des Löwen, der Herzoge von Baiern und Sachsen zurückführten, und dem künftigen Baierlande die größere Hälfte von Deutschland von der Nordsee bis zum adriatischen Meere zuwiesen. Die blutigen Opfer, die das Land dafür bringen, die Lasten, die es auf sich nehmen mußte, wurden dabei nicht beachtet[18]). Als nun aber durch den Wiener Frieden von den Hoffnungen, die während des Krieges genährt worden waren, nur der kleinste Theil erfüllt wurde, und der Zuwachs, welchen Baiern erhielt, meist nur in Ländern bestand, die man schon früher als Eigenthum anzusehn gewohnt war; Napoleon endlich, als er bei der Rückkehr von Wien in Nymphenburg einsprach, sich auch in Worten nicht so dankbar für die geleistete Hülfe bezeigte, als man verdient zu haben glaubte; da kühlte sich der Enthusiasmus

für ihn außerordentlich ab, und in Beziehung auf die beim Ausbruche des Krieges gegebnen Versprechen, schlug man mit bitterm Spotte vor, ein Schauspiel zu geben, betitelt: „das Frühstück zu Dillingen, oder Versprechen und nicht halten.“ Desto lebendiger zeigte sich die Begeisterung für Baierns Ruhm, als nach den Siegen bei Landshut und Eckmühl, der Kron-Prinz von seinem Stabe umgeben an der Spitze der Truppen durch München zog. Nicht weniger begeisternd war die Rückkehr des Königs in seine befreite Hauptstadt. Diese Ereignisse, in den Raum weniger Tage zusammengedrängt, waren ergreifend genug, um den kriegerischen Geist der Baiern auf eine Reihe von Jahren hinaus zu beleben und zu befestigen.

* * *

Durch diese neubefestigte, durch Baierns kräftige Hülfe gestützte Obmacht des französischen Kaiserthums, worüber das übrige Deutschland trauerte, wurde das Loos der Fremden in München nicht erfreulicher. Diese Eindringlinge, hieß es, wären eine Schmach für ein Volk, das schon für sich selbst jede Art des Ruhms besäße, und nicht erst auf die Belehrung theuer bezahlter nordischer Fremdlinge zu hören brauchte, welche misgünstig das bairische Verdienst schmälerten, um das eigne desto höher auszubringen [19]). — Indem ich aber hier zu einer der unerfreulichsten

Episoden meines Lebens komme, die ich doch nicht mit Stillschweigen übergehn kann, ohne eine Lücke zu lassen, die Manchem wie ein Bekenntniß von Verschuldung erscheinen möchte; will ich der Erzählung der Thatsachen Einiges über die Quellen des Zwiespaltes vorausschicken, der während des Krieges zum Ausbruche kam, und noch einige Jahre nach diesem fortdauernd, einen Theil der väterlichen Absichten vereitelte, welche die Regierung bei der Berufung fremder Gelehrten in den Augen gehabt hatte.

Das was in solchen Fällen nirgends ausbleibt, und am wenigsten in einem Lande ausbleiben konnte, wo man noch nicht an Vermischung mit Fremden gewöhnt war, Unmuth und Eifersucht über scheinbare Zurücksetzung in Gehalt und Ehre, und eine hiermit verbundene, höchst verzeihliche Ueberschätzung des eignen, Herabwürdigung des fremden Werthes, war die erste und allgemeinste Quelle der Ungunst, mit der die Herbeigerufenen behandelt wurden. Warum haben diese Leute, hieß es, ihr Vaterland verlassen, wenn sie dort brauchbar waren? Warum ziehen sie ansehnliche Besoldungen? Warum werden sie durch Titel und Decorationen ausgezeichnet? — Ganz vorzüglich war die Akademie der Wissenschaften das Ziel der Misvergnügten. „Hier, sagten sie, ist die Begünstigung der Fremden am schreiendsten. Für sie ist die Akademie eine Geldrente, während sich die Einheimischen mit der Ehre der Theilnahme

an diesem vaterländischen Institute begnügten. Und was leisten denn Jene dafür? Entweder sind sie unthätig, oder schreiben über Gegenstände, die für Baiern gleichgültig, weder den Vortheil noch den Ruhm des Landes fördern." — Diese Angriffe waren indeß keine neue Erscheinung. Als funfzig Jahre früher (1759) die von bairischen Biedermännern gestiftete Akademie von der Regierung bestätigt und zu einem öffentlichen Institute erhoben worden war, ließen sich sogleich Gegner vernehmen, die ihre Arbeiten herabwürdigten, und die dafür ausgesetzten (sehr geringen) Kosten bedauerten[20]). Wie hätte das im Jahr 1809 ausbleiben können, wo die aufzuwendenden Kosten so viel höher gestellt, und an die Spitze der Akademie Ausländer — denn auch Fr. Heinr. Jacobi, obgleich ein Pfälzer nach Abkunft und früherem Dienste, galt für einen Ausländer — gestellt worden waren?

Wie weit auf den Zwiespalt der Baiern und der Fremden die Verschiedenheit des Glaubens eingewirkt hat, wage ich nicht zu bestimmen. Ohne alle Einwirkung blieb sie sicherlich nicht. Wenn auch vielleicht der gebildetere Theil des Münchner Publicums duldsam genug war, die protestantische Lehre und ihre Anhänger nicht zu verdammen; so war es doch gewiß nicht unparteiisch genug, um beim Ausbruche eines Streites sich zu den Fahnen der akatholischen Partei zu

halten. Auch das ist wahrscheinlich, daß es der Menge anstößig war, Akatholiker als Lehrer angestellt zu sehn, wenn gleich in einem von der Religion hinlänglich geschiedenen Fache. Doch sind mir sichere Spuren des Mistrauens von dieser Seite nicht bekannt geworden.

Dagegen wirkte ohne allen Zweifel ein Umstand gegen uns, der zwar mit dem Unterschiede des Bekenntnisses selbst nichts gemein hatte, aber doch äußerlich damit zusammenhing, und von den Gegnern zur Erweckung und Nährung des Hasses eifrig benutzt wurde.

Es hat sich nemlich, nicht erst jetzt, sondern seit langer Zeit, in den alt-katholischen Ländern Deutschlands die Meinung festgesetzt, die Protestanten verachteten die Katholiken; glaubten an Bildung und Kenntnissen weit vor ihnen voraus zu seyn, und hielten, in Folge dieses Wahnes, nicht blos ihren Glauben, sondern Alles und Jedes, was sie thäten, für besser und vorzüglicher. Diese Meinung war ohne Zweifel durch Aeußerungen protestantischer Schriftsteller veranlaßt worden, die den Zustand der Religion, wie er vorzüglich in Baiern unter dem Joche Jesuitischer Priester, und während der trostlosen Regierung Carl Theodors war, nicht zu preißen vermochten, und vielleicht in ihrem Unwillen das, was von der Priesterschaft galt, auf die Nation ausdehnten; aber wodurch auch immer begründet, sie

war eine Quelle des Hasses, der um desto bitterer seyn mußte, je stärker die Meinung war, daß man längst aufgehört habe, eine solche Geringschätzung, wie man voraussetzte, zu verdienen. Die neue Regierung hatte die Schranken niedergeworfen, die so lange Zeit Baierns geistigen Verkehr mit dem übrigen Deutschland gehemmt hatten; ein ungewohntes Licht war von allen Seiten eingeströmt; die Klöster, häufig Sitze der Finsterniß und des Aberglaubens, waren zerstört; ein neues Gefühl der Freiheit war überall erwacht; und durch den Geist der Regierung, die überall besserte und jegliche Hemmung des freiern Aufstrebens wegräumte, begünstigt, hatte sich die Meinung gebildet, der Baier könne sich selbst genug seyn; ja, „alles Große, Schöne und Herrliche, was die fremden Länder hervorbringen, und als Eigenthum ansprächen, sey schon lange im Inlande da gewesen, oder sey schon darum für wenig zu achten, weil es sonst unmöglich dem Genius der Heimath habe entgehen können" *). Nun zeigte sich aber durch die That, daß die Regierung diese patriotische Selbst-Schätzung nicht

*) Worte Helin's S. 11. f. wie sie oft, bei vielen Gelegenheiten, ausgesprochen wurden. So hörte und las man auch oft, „der Baier sey bescheiden und frei von Prahlerei. Darum glaube man, er sey unbegabt. Er rühme sich aber nur seines Reichthums nicht, wie der Norddeutsche, sondern begnüge sich mit dem Bewußtseyn des Besitzes." 21)

anerkenne. Der helle Geist des Königs, der scharfe Blick seines Ministers erkannte nur allzu gut, daß die Mängel, welche bisher die freie Bildung in Baiern gehemmt hatten, bei aller Empfänglichkeit des Volkes, doch nicht in wenigen Jahren hatten gut gemacht werden können; und daß Ueberschätzung des eignen Werthes den Fortschritten auf der rechten Bahn mehr hinderlich als förderlich sey; daher sie keine Bedenken trugen, aus Gegenden, in denen Wissenschaft und Unterricht seit einigen Jahrhunderten eine freiere Bewegung genossen hatten, Gelehrte herbeizuziehn. Die meisten von diesen waren Protestanten, von denen also zum Voraus in Baiern angenommen wurde, daß sie voll Uebermuthes auf die herabsähen, deren gerechten Ansprüchen sie durch eine kränkende Begünstigung in den Weg träten. Bei dieser Voraussetzung konnte sich jeder patriotische Baier berechtigt glauben, jeden fremden Protestanten auch seiner Seits mit Geringschätzung und Mistrauen anzusehn. Der alte Parteiname der Ketzer war unter Gebildeten durch den Geist der Zeit und der Regierung außer Gebrauch gekommen; man vertauschte ihn mit dem Namen der Norddeutschen, und faßte in diesem alle Protestanten, selbst die Wirtemberger, zusammen. Auf diesen Namen wurde alles Böse gehäuft; vor Allem Gemüthlosigkeit, Frost, Unbehülflichkeit und Verachtung des gemüthlichen Süddeutschen[22]. Diese

Erfindung fand schnellen Eingang. Sie war von Leuten ausgegangen, denen man Einsicht und Kenntniß zutraute; sie wurde begierig aufgenommen von Leuten, die Fremdenhaß für Patriotismus hielten; und so galt es bald für ein Axiom, daß der frostige Glaube und die todte Gelehrsamkeit der Norddeutschen, als vollkommener, in der Natur begründeter Gegensatz, dem feurigen Süddeutschen und seinem warmen Clima absolut unangemessen sey.

Dieß waren die allgemeinen Motive des widerlichen Streites, der in dem Schooße der Akademie entsprungen, das größere Publicum, wie eine Seuche, ergriff. Bei den Einzelnen, die sich an die Spitze der Baierischen Partei stellten, wirkten noch besondre Veranlassungen zur Erweckung des Hasses, von denen oben Eine erwähnt worden ist. Eine andere war die Berufung Hambergers an die königliche Central-Bibliothek, deren Anordnung durch den außerordentlichen Zuwachs, den sie durch die Aufhebung der Klöster erhalten hatte, die größten Schwierigkeiten darbot. Die Kenntnisse des Oberbibliothekars, des Freiherrn von Aretin, bezweifelte Niemand; aber für die Manipulation und Einrichtung der Catalogen schien ein zweiter Bibliothekar unumgänglich nöthig zu seyn, um in das unendliche Chaos Licht und Ordnung zu bringen. Daß Hamberger hierzu geeignet war, hatte er durch vieljährige Arbeiten an den Bibliotheken zu Göttingen und

Gotha bewiesen, und zeigte es auch bald durch die Einsicht und den Eifer, mit dem er das neue schwierigere Geschäft unternahm; aber die nützliche Hülfe, die er leistete, wurde von seinem Collegen, der in ihm einen Nebenbuhler und Aufseher sah, nicht mit Dank, sondern mit Misgunst und Unmuth betrachtet. So war also diese Anstellung eines ungebetenen Gehülfen eine zweite Wunde, die durch die oben erwähnte Zurücksetzung, die er unmittelbar darauf erfuhr, unheilbar wurde.

Das unter der Asche glimmende Feuer kam bald zum Ausbruch. Nach mancherlei Neckereien, welche unbeachtet blieben, erschien in der Oberdeutschen Litteratur-Zeitung ein Auszug aus einer angeblich neu erschienenen Geschichte der Stockholmer unter der Königin Christina blühenden Akademie. Dieser Auszug war eine bittere Satyre auf die bairische Akademie der Wissenschaften, worinne vorzüglich der Präsident Jacobi unter der Maske des berüchtigten Bourdelot mit Spott und Hohn überschüttet war. Die Absicht war unverkennbar; das Buch aber, aus dem diese Schmähungen ausgezogen seyn sollten, existirte nicht. Tief gekränkt zeigt der Präsident der Regierung das Falsum und die Richtung desselben an; der Verfasser wird über sein unstatthaftes Beginnen zur Rechenschaft gezogen, gesteht ein, daß das Buch allerdings noch nicht vorhanden

sey, aber von ihm geschrieben werden solle; worauf die Regierung, auf eine unbegreifliche Weise, die Verbreitung des Buches, wenn es erscheinen würde, verbot. Nichts konnte dem Urheber der Satyre erwünschter seyn. Das Buch zu schreiben war ihm nicht in den Sinn gekommen; aber die Absicht war erreicht, einen Gegner öffentlich und ungestraft geschmähet und lächerlich gemacht zu haben. Jacobi glaubte sich in seiner Ehre verpflichtet, den an ihm und seinen Freunden begangenen Frevel nicht ungerügt zu lassen, und erhob in Verbindung mit vier Akademikern, die in dem Libell ebenfalls deutlich bezeichnet waren, eine Diffamationsklage gegen den Urheber desselben. Ich nahm an dieser Klage Theil, nicht weil ich einen Erfolg davon erwartete, sondern aus Liebe zu dem tiefgekränkten edeln Greise; widerrieth aber die Klage aus allen Kräften bis zum letzten Abend; doch ohne Eingang zu finden, weil meine Gründe durch die Autorität eines berühmten Rechtsgelehrten aufgewogen wurden, der unser Freund, aber für ruhige Ueberlegung zu leidenschaftlich war. Die Sache ging, wie ich vorausgesehen hatte. Der Proceß ging in allen Instanzen verlohren, und der Angeklagte genoß den Triumph freigesprochen zu werden, während das schadenfrohe Publicum die von ihm gar nicht verleugnete schlimme Absicht, und also unser wohlgegründetes, aber juristisch nicht erweisliches Recht anerkannte.

Der innere Krieg war jetzt ausgebrochen. Gerichtlich angegriffen glaubten die Gegner zu jedem Mittel der Verfolgung berechtigt zu seyn. Nach Ostern (1809), fast gleichzeitig mit dem Eindringen der österreichischen Heere in Baiern, erschien zu München eine anonyme Schrift unter dem Titel: „Die Plane Napoleons und seiner Gegner besonders in Teutschland und Oesterreich." Die Richtung dieser Schrift, die fremden protestantischen Gelehrten der feindseligsten Gesinnungen gegen den französischen Kaiser, den Verbündeten des Königs von Baiern, und den Protestantismus überhaupt als eine heimtückische Liga anzuklagen, ist in dieser Schrift unverhohlen ausgesprochen. Auch daß damit die in Baiern eingedrungenen Akatholiken gemeint sind, wird nicht verhehlt. Diese Anklagen waren mit der größten Dreistigkeit, als erwiesene Thatsachen ausgesprochen; man sollte nicht zweifeln, daß wir nicht blos Feinde Napoleons *), sondern mit Oesterreich, England und Preußen, ja, mit dem Papste verbündet wären, und daß wir ohne Bedenken den siegreichen Kaiser ermorden würden, wenn wir nicht allzu feig hierzu wären. Die Wirksamkeit

*) Von ihm heißt es in jener Schrift S. 61., in seinem Systeme liege ächte Teutschheit d. h. Kosmopolitismus; denn es habe das aus Teutschlands Philosophie erzeugte Prinzip zur Basis: „Wenn Vernunft kein leerer Name seyn soll, so muß das Besondre dem Allgemeinen weichen."!!

solcher Verdächtigungen hatte sich wenige Jahre vorher unter ähnlichen Umständen bei dem Schicksale des unglücklichen Palm gezeigt, und zeigte sich, später bei Becker, den die Achtung, die er beim Publicum genoß, statt ihm zum Schilde zu dienen, als ein gefährlicheres Werkzeug des Aufruhrs belastete. Die Zeit war klug gewählt. Es war gewiß, daß die österreichische Regierung bei ihrem Unternehmen gegen den Unterdrücker von Europa auf die moralische Theilnahme der Völker, vornemlich und zunächst in Deutschland rechnete; der Aufstand Tyrols unterstützte diese Rechnung, während er das Mistrauen des französischen Machthabers und seiner Feldherrn vermehrte, von denen man vermuthen konnte, daß sie gegen Verdächtige, um der Sicherheit ihres Heeres willen, die strengsten Maasregeln anwenden würden. Solche Maasregeln gegen uns hervorzurufen, wurde nichts unterlassen. Der Verfasser des Pamphlets: „Die Plane Napoleons," reist mit den noch nassen Blättern zur Armee, und theilt sie hier aus; läßt sie in einer von ihm verfertigten, unter dem Namen Franz Huber in Passau erscheinenden Zeitschrift, der Morgenbote betitelt, mit zahlreichen, noch giftigern Anklagen vermehrt, von neuem abdrucken, und in's Französische übersetzen, und geht endlich im Gefolge des siegreichen Heeres nach Wien, wo er theils durch jenes Pamphlet selbst, theils durch

mündliche Insinuationen seinen Zweck zu fördern sucht[23]).

Hier zu schweigen war durch die Art der Anklage und die Zeiten selbst unmöglich gemacht. Ich schrieb also, mit Einstimmung des Präsidenten, eine Schrift, die, nachdem sie der höchsten Stelle im Manuscript vorgelegt und von dieser gebilligt worden war, in Gotha bei Becker gedruckt wurde, und unter dem Titel:

Ueber Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: Die Plane Napoleon's und seiner Gegner.

erschien. Diese Schrift, welche die gegen uns mit maaslosem Zorne geschleuderten Anklagen nachdrücklich, aber mit Ruhe widerlegt, wurde begierig und im ganzen nördlichen Deutschland, wo man uns kannte, mit Verwunderung gelesen. Da sie die uns gemachten Beschuldigungen wörtlich wiederholt, und diese von einer Art sind, die man jetzt für unglaublich halten wird, so füge ich diese Schrift im Anhange bei[24]). Sie wird am besten zeigen, wie peinlich die Stellung der Fremden in einer Stadt war, wo so gefährliche Beschuldigungen gegen sie ausgesprochen, und von dem Publicum, dem sie persönlich kaum bekannt waren, für wahr und wahrscheinlich gehalten wurden.

So störend und beunruhigend nun in mehr als einer Beziehung die Theilnahme an diesen

Händeln wär, denen mich zu entziehn ich für einen Verrath an der Freundschaft gehalten haben würde, so gingen doch meine litterarischen Beschäftigungen ihren geregelten Gang. Während man dem Publicum glauben machen wollte, daß ich den Saamen des Aufruhrs ausstreute, hochverrätherische Proclamationen erließe*), für den Tugendbund und andere politische Vereine, von denen ich nicht die mindeste Kenntniß hatte, arbeitete, gab ich den ersten Band des lateinischen Elementarbuches, den vierten des griechischen, und die Additamenta Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas in Jena in Druck; ein Buch von 400 Seiten, dessen Inhalt, wie man auch sonst über seinen Werth oder Unwerth urtheilen mag, wenigstens so viel darthun konnte, daß der Verfasser seine Thätigkeit auf andere Dinge als auf gefährliche politische Umtriebe gerichtet hatte. Auch für das Attische Museum war ich nicht unthätig. Der Theilnahme an litterarischen Zeitungen aber hatte ich bei meinem Eintritte in Baiern entsagt, um auf keine Weise dem litte-

*) Eine solche gedruckte, an die bairische Armee gerichtete Proclamation wurde an den Straßenecken angeheftet gefunden. In ihr wurden die Baiern aufgefordert, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen, und ihre Waffen gegen das französische Heer zu kehren. Von dieser hatte der Freiherr von Aretin in Stöger's Buchladen mich ohne allen Grund als Verfasser angegeben.

rarischen Publico dieses Landes Anstoß oder Veranlassung zum Mistraun zu geben. Daß diese Vorsicht nicht unnütz war, hat die Folge gezeigt; doch hat sie nicht hingereicht, mich vor der Beschuldigung feindseliger Machinationen gegen den litterarischen Ruhm von Baiern sicher zu stellen.

Im Herbste 1809 reiste ich zum Besuche in meine Heimath, um meinen alten Vater, meinen Bruder und andre Freunde zu sehn, die ich in Gotha zurückgelassen hatte. Ob auch diese Reise zu Verdächtigungen benutzt worden ist, weiß ich mit Gewißheit nicht zu sagen; wohl aber, daß ich bei meiner Rückkehr weder die Lage meiner Freunde, noch die meinige gebessert fand.

Bis jetzt hatten weder die in Druckschriften, noch die mündlich ausgestreuten Verleumdungen den erwarteten Erfolg gehabt; wir waren nicht aus dem Reiche verwiesen, nicht deportirt, nicht in Kerker geworfen worden; ja, es hatte bei der bairischen Regierung nicht einmal ein Verdacht gegen uns haften wollen; und man hätte glauben mögen, daß, nach dem Abschlusse des Wiener Friedens (14. Octbr. 1809), auch die Parteien zur Ruhe zurückkehren würden. Diese Hoffnung schlug fehl. Unsere Gegner waren zu weit gegangen, um hier stehen zu bleiben; die Vertheidigungsschriften gegen ihre Libelle waren in ihren Augen neue Kränkungen, und wie C. Fimbria, als er den Q. Scävola hatte verwunden lassen,

ihn noch überdieß anklagte, weil er, wie Fimbria sagte, nicht den ganzen Dolch in sich aufgenommen hätte; so ergrimmten Jene desto mehr gegen uns, weil von allen den Uebeln und Büßungen, die uns hätten treffen sollen, nicht eine einzige getroffen hatte.

Die Angriffe wurden also fortgesetzt in veränderter Gestalt.

Als am 7ten Novbr. 1809 eine Anzahl junger Leute bei mir versammelt war, mit denen ich, wie oben gesagt worden ist, griechische und lateinische Schriftsteller las, wurde von unbekannter Hand eine Schrift in meiner Wohnung abgegeben, die, in Form eines an den König gerichteten, von dem Präsidenten, von mir und drei Freunden unterzeichneten Schreibens, alle Beschuldigungen zusammenstellte, die man gegen uns gemeinsam und gegen jeden Einzelnen herumtrug, mit angehängter Bitte „Se. Majestät möchte geruhen, dem schwarzen Verleumder ein ewiges Stillschweigen aufzulegen, und uns, nach vorhergegangener Untersuchung, wieder zu voriger allerhöchster Gnade aufzunehmen." Dieses von ungeübter Hand unorthographisch geschriebene Machwerk enthielt unter sieben Haupt-Rubriken 45 Beschuldigungen, die sich insgesammt auf hochverrätherische Machinationen gegen den Staat, und Handlungen des Hasses gegen die bairische Nation bezogen. Der Präsident Jacobi führte

den Reigen mit 20 Numern*); der General-Secretär Schlichtegroll mit 5 Numern. Ich hatte die dritte Stelle:

Gegen den Academiker Professor Jacobs.

1) Dieser sey der thätigste gewesen, und habe am meisten schaden können, da er des Kron-Prinzen königl. Hoheit an welchen ihn der Professor Jacob (?) als lateinischen Sprachmeister anempfohlen, unaufhörlich angelegen sey, sich als Deutscher auf die österreichische Seite zu werfen, weswegen er, Jacobs, sich sogar gerühmt habe, das, wenn der Kron-Prinz zu den Oesterreichern übergehe, solches Niemand andern zuzuschreiben sey, als ihm allein. Von ihm seyen auch die Gerüchte ausgesprengt worden, das die meisten bayrischen Offiziere zu den Oesterreichern übergehen werden.

*) Unter diesen kam vor no. 3.: er habe mit einigen berüchtigten englisch-preußischen Agenten Verkehr getrieben, und in seinem Garten häufige Ordens-Logen veranstaltet, wobei Sailer (Professor in Landshut; nachher Bischof von Regensburg) als Meister vom Stuhl figurirt. no. 11.: Frau von Stael sey seine intime Freundin, und ihre Reise nach München habe in genauer Verbindung mit dem gegenwärtigen Kriege gestanden. no. 17.: durch den protestantischen Referendär Feuerbach habe er alle Geheimnisse der Regierung erfahren, und dem österreichischen Minister mitgetheilt.

2) Er habe die Kühnheit gehabt, dem Kron-Prinzen zu sagen, im österreichischen Lager sind seine wahren Freunde, ein Ausdruck, dessen er sich wieder im gespräche gerühmt habe, und welcher mehrern um so mehr aufgefallen sey, als er wirklich in einer 4 wochen nach des Jacobs dermaligen Aeusserung erschienenen österreichischen Proclamation wiederholt worden sey. als er später erfahren, das der Kron-Prinz dem theuersten Interesse seines Vaterlandes und Stammhauses unverbrüchlich treu geblieben, habe er Jacobs mit groben Ausdrücken seinen Unwillen darüber geäussert.

3) Er habe über die bayrische Nation geschimpft, und gesagt, sie müsse erst umgebildet und Republicanisirt werden.

4) Er habe bey dem Papiermüller Bacher das Papier bestellt, um die österreichischen und spanischen Aufruhrslibellen in München drucken zu lassen.

5) Bey dem Abmarsch der Oesterreicher habe er durch den Präsident und die ganze Logen-Versammlung eine Kollekte bewirkt, um diejenigen Setzer in der Hibschmanischen Buchdruckerey heimlich fortzuschicken, welche für Fleischmann bereits die spanischen und deutschen Proclamationen gedruckt hatten.

6) Er habe dem Präsidenten in der Berufung auswärtiger gelehrten am Treflichsten beygestanden, und nicht nur allein diejenigen angezeigt, die als in den österreichischen Plan taugend, hier angestellt werden sollen, sondern schon früher aufmerksam darauf gemacht, das am allerbesten in Baiern durch Beherrschung aller-Studienanstalten die Zwecke der österreichischen Regierung, und gegen die Plane Frankreichs gearbeitet werden könne."

Die übrigen vier Rubriken betrafen den Hofrath Breyer; den Geheimenrath Feuerbach; den Geheimenrath Sömmerring; den Kirchenrath Niethammer. Gegen mehrere andre hier nicht genannte Individuen werde, so heißt es am Schlusse, Aehnliches gesagt; auch endlich, „daß es ein tief angelegter Plan gewesen, uns in Baiern niederzulassen; unser Bund sey weit ausgebreitet, stehe an der Spitze aller geheimen Ordens-Verbindungen; an den geheimen Unruhen in der Schweiz, ganz Deutschland, Holland, Italien und die Rhein-Departements zu revolutioniren; erstrecke seine Verbindungen bis in die Hauptstadt des französischen Reichs, und habe die Absicht, alles in die größte Anarchie zu stürzen, um sich dann der Herrschaft bemächtigen und die katholische Religion ausrotten zu können."

* * *

Sobald diese Schrift [deren Absicht unverkennbar war, die gegen uns gerichteten Beschuldigungen allgemeiner zu verbreiten — denn sie wurde an mehrere geschickt, und in Landshut öffentlich angeschlagen — vielleicht auch uns in Schrecken zu setzen*)] in meine Hände kam, theilte ich auf der Stelle die mich betreffende Rubrik den bei mir versammelten jungen Leuten mit, die, mit Ausnahme eines Einzigen, Baiern waren; und schickte am folgenden Morgen eine getreue Abschrift dessen, was mich betraf, dem Kron-Prinzen, der gerade in München anwesend war, mit folgendem Briefe zu:

„Als im April dieses Jahres Ew. königl. Hoheit an der Spitze Ihrer Truppen gegen die Feinde Baierns im Felde stand, ward in München die Krisis der Zeit benutzt, um mehrere von des Königs Majestät zu Beförderung litterarischer Zwecke in das Königreich gerufne Protestanten mit Verleumdungen zu bedecken, und sie theils mündlich, theils auch, doch scheuer, in gedruckten Pamphlets der Nation als Missethäter, als Verbrecher der beleidigten Majestät, als Anhänger Oesterreichs, als unermüdliche Conspiranten, als

*) Dieß zu vermuthen berechtigt im Eingange der Schrift der Satz, „es heiße, Se. Majestät der Kaiser der Franzosen, sey bereits in Kenntniß gesetzt, und habe selbst mit nicht undeutlichen Anspielungen das Verlangen gestellt, daß man uns absetzen sollte.“

Verfertiger der österreichischen Proclamationen zu denunciren; und sie auf diese Weise nicht nur der Schande und dem öffentlichen Hasse Preis zu geben, sondern, wenn ihre Absichten gelungen wären, der Ahndung der Gesetze und des Rechtes zu unterwerfen."

„Mehrere der damals Verleumdeten, so hart in ihrer Ehre verletzt, wendeten sich, in dem Bewußtseyn ihrer Reinheit, an des Herrn von Hompesch Excellenz, und nach der Rückkehr Sr. Majestät des Königs, an den Herrn Minister des Innern, um die strengste Untersuchung ihres Betragens bittend, und jede Nachsicht verschmähend, sobald nur der Schatten der angeschuldigten Verbrechen an ihnen haften bliebe. Ihre Bitte wurde — aus Wohlwollen und in der besten Absicht — leider unerfüllt gelassen, indem man sie versicherte, daß man vollkommen von ihrer Unschuld überzeugt wäre."

„Diese Versicherung wurde auch mir insbesondre von des Herrn Minister von Montgelas Excell. ertheilt, als ich denselben durch den Herrn Geheimerath von Zentner bitten ließ, wenn irgend ein Verdacht auf mir hafte, oder man meiner entledigt zu seyn wünschte, mir die Erlaubniß zu geben, in mein Vaterland zurück zu kehren, wo ich viele Freunde und keinen einzigen Feind habe, um dort in unverschuldeter Armuth, aber in Frieden den Wissenschaften leben zu können."

„Der Hauptgegenstand der Verleumdung, so viel mir damals davon bekannt wurde, war, ich sey einer der Haupt-Verfasser der österreichischen Proclamationen, indem diese Ausdrücke und Gesinnungen enthielten, wie ich gegen Ew. königliche Hoheit auszusprechen die Kühnheit gehabt. So tief boshaft diese Beschuldigung ersonnen war, so mußte sie doch, wie ich damals wähnte, in ihrer Nichtigkeit untergehn. Denn nie hat Jemand ein Wort von mir vernommen, welches Hinneigung zu Oesterreich verrieth; und niemand konnte sagen, daß ich je in irgend einem, auch nur dem entferntesten Verkehr, schriftlich oder mündlich, mit einem Oesterreicher — zufällig nicht einmal mit österreichischen Gelehrten — gestanden habe. Ich unterwarf mich also dem höchsten Willen, und überließ mit schweigender Verachtung das hohle Geschwätz seinem eignen Schicksal."

„Das ist aber was die Verleumder nicht wollen. Ihre Erfindungen sollen nicht untergehn, ohne die beabsichtigte Wirkung gethan zu haben; sie sollen den Boden, auf dem wir stehn, noch tiefer aufwühlen. Von neuem verbreitet man mit größerer Frechheit die ausgebildeteren Erfindungen der vorigen Monate."

„Gestern gegen Abend ward ein Paket bei mir abgegeben, angeblich von der Post, welches, ohne von einem Briefe begleitet zu seyn, unter der Ueberschrift: „Getreue Original-Ab-

schrift eines Schreibens an des Königs Maj." ein erdichtetes Schreiben enthält, das von dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, den Herren Schlichtegroll, Breyer, Sömmerring, Niethammer, Feuerbach und mir ausgefertigt, unterschrieben und eingegeben seyn soll. Dieses pasquillantische Schreiben enthält in einem platten Stile und mit hämischen Wendungen, nach einigen Klagen, nebst der Bitte um ein Erlösungs-Urtheil, eine Masse von Beschuldigungen vielfacher Verbrechen, die wir begangen haben sollen."

„Es leidet keinen Zweifel, daß diese Schrift als authentische Copie eines wirklich existirenden Bittschreibens überall herumgeboten seyn wird."

„Ich glaube es mir und meiner Ehre schuldig zu seyn, die meine Person betreffende Stelle Ew. königlichen Hoheit in getreuer Abschrift vorzulegen, um so mehr, da die gegen mich erdichteten Anschuldigungen lediglich aus dem ehrenvollen Verhältnisse entsprungen sind, in das mich Höchstdieselben gegen sich zu setzen geruht haben. Ich thue dieß mit vollem Muthe, frei von Besorgniß einer Misdeutung in dem großen Gemüthe des Helden, den ich mit Herz und Mund als den Stolz des Vaterlandes ehre und preiße. Möge Gott Ew. königl. Hoheit so segnen, wie ich und alle meine Freunde von ihm bitten!"

„Glücklicherweise enthält der erste Theil der Anklage seine Rechtfertigung in sich. Ew. königl. Hoheit wissen, ob ich je ein unloyales Wort in Ihrer Gegenwart ausgesprochen habe; und habe ich je gegen irgend einen Menschen andre Gesinnungen geäußert, oder hab' ich in der Tiefe meines Herzens andre Gesinnungen gehegt als ausgesprochen, so möge mein Name und mein Andenken auf ewig mit Schande da gebrandmarkt seyn, wo ich den besten Namen zu haben wünsche — in dem Gemüth und Gedächtnisse des edelsten Prinzen."

„Im festen Vertrauen auf die Huld und Gerechtigkeit Ew. königl. Hoheit wage ich die Bitte, mir durch zwei Zeilen zu bezeugen, daß die mir in Rücksicht auf unloyale Aeußerungen in Höchstdero Gegenwart gemachten Anschuldigungen ohne Grund sind."

„Wenn Ew. königl. Hoheit wünschen — und wie könnte Ihr großmüthiges und zartfühlendes Herz anders wünschen? — daß ein redlicher Mann, dessen ganzes Verbrechen ist, kein Baier gebohren zu seyn, sein Leben nicht in zerstörendem Unmuth verliehre; daß er nicht dem Schmerz unterliege, sein ursprüngliches Vaterland allzu leichtsinnig verlassen zu haben, so versagen Sie ihm seine Bitte, die erste Bitte, nicht. Ew. königl. Hoheit können einen Mann nicht verkennen, dessen Herz immer offen vor Ihnen gelegen hat."

„In tiefster Ehrerbietung ꝛc. F. J.
München den 8ten Novbr. 1809."

Der Kron-Prinz hatte die Gnade, meine Bitte auf der Stelle zu erfüllen, indem er mir mit eigner Hand folgende Zeilen schrieb:

München d. 8. Nov. 1809.

„Eine namenlose Schmähschrift nur, ein Pasquil, hat allein die Fähigkeit Verläumdungen zu enthalten, wie die angeführten sind. Daß man so lügen könne, erstaunt mich, denn wir haben nie von den Ereignissen unsrer Tage gesprochen, noch über die Zukunft, nie Politik; dieses ist Wahrheit. Zeigen kann H. Hofrath Jacobs diese Zeilen wem er will. Dieses meine Gesinnung. Ihr Ihnen geneigter Ludwig Kron-Prinz."

* * *

Auch diese viel verbreitete Schrift, die einer öffentlichen Anklage gleichzustellen war, that die erwartete Wirkung nicht. Es gelang weder uns zu schrecken, die auf dem Bewußtseyn unsrer Unschuld fest standen, noch die Regierung gegen uns in Harnisch zu bringen. Wir unterließen indeß nicht, zu wiederholtenmalen um strenge Untersuchung der gegen uns in Umlauf gesetzten Anklagen zu bitten; aber der Minister, so mächtig er war, wagte in der Zeit der Aufregung nicht, etwas zu unsrer Reinigung zu thun, da hiervon die unmittelbare Folge hätte seyn müssen, die Urheber der Verleumdungen, die durch den Anhang der von ihnen überredeten Leichtgläubigen

mächtig schienen, zur Rechenschaft zu ziehn [25]. Die Umtriebe gingen also ihren Gang ungestört fort. Mehr als hundert Pasquille gegen uns wurden aller Orten angeheftet, selbst an einem Zimmer der Akademie, in welchem sich die Mitglieder während des Winters einmal wöchentlich versammelten. Da sich die aufmerksame Polizei dieser Anschläge bemächtigte, so ist mir ihr Inhalt nur so weit bekannt geworden, daß sie in mannichfaltigen Formen, durch Verleumdungen aller Art, nach dem Grundsatze des Vaters der Lügen: „Verleumde nur muthig drauf los; es bleibt immer etwas hängen;" den Haß des Publicums gegen uns aufzuregen suchten [26]. Diese Absicht schlug auch keineswegs fehl. In dem Lyceum, als dem einzigen öffentlichen Orte, wo ich mit einem zahlreichern Publicum in Verbindung trat, konnte ich die Wirkung nicht verkennen, die durch unablässige Aufreizungen hervorgebracht war, die um desto wirksamer seyn mußten, da sie von Leuten ausgingen, die als Heroen des bairischen Patriotismus das größere Vertrauen besaßen [27]. Einige suchten mir geflissentlich Verdruß zu machen, und als ich am Ende des Schuljahrs, dem Gebrauche gemäß, eine Prüfung ankündigte, versagte mir ein Theil meiner Zuhörer den Gehorsam, weil sie zu einer Prüfung über Antiquitäten und Archäologie nicht verpflichtet wären. Und da ich doch auf meinem Rechte bestand, und ein königlicher Befehl mich die Prüfung in Ge=

genwart einer dazu ernannten Commission halten ließ, weigerten sich dennoch Einige mit hartnäckigem Trotze auf die an sie gerichteten Fragen zu antworten. Ob die Commission hiervon Kenntniß genommen, und ob die Widersetzlichen deshalb zur Rechenschaft gezogen worden sind, ist mir unbekannt geblieben.

In dieser trüben Zeit erhielt ich von Berlin aus durch den Staatsrath Uhden den Antrag zu dem Rectorate an einem dortigen Gymnasium, einer Professur an der zu errichtenden Universität, und der Theilnahme an der Akademie der Wissenschaften. Zu gleicher Zeit ließ mich der Herzog von Gotha wiederholt auffordern, die noch unbesetzte Stelle eines Oberbibliothekars und Aufsehers des Münz-Cabinets zu übernehmen. Die Erfahrungen, die ich in München gemacht hatte, waren nicht geeignet, mich zu einer neuen Verpflanzung auf einen fremden Boden zu reizen. So lehnte ich also den ersten dieser Anträge dankbar ab; den andern aber konnte ich nicht anders denn als eine wünschenswerthe Lösung von Verhältnissen ansehn, in denen ich, wie sich die Sache einmal gestaltet hatte, den edeln Absichten der Regierung nicht mehr genügen konnte. Diesen nahm ich also ohne weiteres an, indem ich nur mein Verhältniß zu der Person des Herzogs sicher stellte, ohne mich die Verminderung meiner Einnahme, die auf die Hälfte herabsank, kümmern zu lassen.

Sobald ich diesen Entschluß gefaßt hatte, bat ich bei der höchsten Stelle um meine Entlassung, mit Hinzufügung des Grundes, daß ich mich außer Stand sähe, meine Amtsverrichtungen mit Erfolg fortzusetzen.

Der König, der mir zu jeder Zeit ein gnädiger und freundlicher Herr gewesen war, wurde durch diese Bitte überrascht, und unterließ nichts, um mich von meinen Entschließungen abzubringen. Der Graf von Montgelas suchte mich in Bobenhausen nach einem Mittagsmahle mit den freundlichsten Worten zu bearbeiten[28]; und einige Tage darauf kam der Geheimerath Schenk zu mir, um mich im Namen des Königs aufzufordern, seinen Dienst nicht zu verlassen, vielmehr Bedingungen vorzuschlagen, unter denen ich ihn fortsetzen wollte. So viele Güte rührte mich tief; meinen Entschluß aber durfte sie nicht wankend machen. Ich hatte im Laufe der Händel, in die ich verwickelt worden war, nur allzu deutlich erkannt, daß die Regierung, bei dem besten Willen, nicht im Stande war, die geheimen Wege der raffinirtesten Verleumdungskunst abzubauen, und uns Ruhe zu schaffen. Ueberdieß war jetzt mein Wort verpflichtet.

Die Nachricht, daß ich um meine Entlassung gebeten, kam ohne Zweifel den Gegnern als der Anfang der von ihnen beabsichtigten Xenelasie vollkommen erwünscht, und man hätte glauben sollen, daß sie nun auch die Verfolgungen ruhen

lassen würden; aber sie wußten auch, daß die Regierung meinen Abgang ungern sah, und ihn durch die freundlichsten Anerbietungen zu verhindern suchte. Es war also doch möglich, daß ich meinen Vorsatz änderte; es war sogar möglich, daß dieser Vorsatz nur ein Vorgeben sey, um zugleich materielle und moralische Vortheile zu gewinnen; dieser Möglichkeit mußte man vorbauen; auf keinen Fall durfte man mich ziehen lassen, ohne mich für den geleisteten Widerstand zu bestrafen, und den Weg meiner Rückkehr mit Dornen zu bestreun. Die Neckereien wurden also fortgesetzt, und ihre Bitterkeit verstärkt. Ueber die von Jacobi und seinen Freunden erhobene Diffamationsklage war noch nicht entschieden; der Beklagte drohte mit einer Gegenklage; verklagte mich auch wirklich bei dem Stadtgerichte wegen der oben (S. Anhang no. 24.) erwähnten Schrift[24]; forderte, da ich Baiern zu verlassen gedächte, eine Caution von 1000 Thalern, und eine eben so große Summe als Genugthuung wegen der ihm zugefügten Injurien, und damit ich nicht vor Erledigung der Sache flüchtig würde, ließ er mich unter polizeiliche Aufsicht setzen; weniger um eigner Sicherheit willen, als um mich zu kränken und zu demüthigen.

Das Trauerspiel war damit noch nicht zu Ende. Sobald ich den Entschluß gefaßt hatte, München zu verlassen, beschloß ich auch, keine meiner amtlichen Verpflichtungen unerledigt zu

lassen. Die Gesetze der Akademie forderten von jedem ordentlichen Mitgliede jährlich eine akademische Arbeit; ein Gesetz, das nicht streng genommen und von wenigen befolgt wurde, ich aber am Schlusse meiner Laufbahn, so wie ich bisher ordnungsmäßig gethan hatte, erfüllen zu müssen glaubte. Ich hielt also am Namenstage des Königs (12ten October 1810) eine Rede „Ueber den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken;" und legte acht Tage später der Akademie in einer Gesammtsitzung meine Abhandlung „Ueber die Memnonien" vor. Die letztere ist in den Denkschriften der Akademie, beide sind in dieser Sammlung vermischter Schriften vermehrt und berichtigt abgedruckt worden.

Noch lag mir unter den zu erledigenden Geschäften ein Bericht über den Hardtischen Catalog der griechischen Handschriften vor, der in drei splendiden Quartbänden auf Kosten der Akademie herausgegeben war. Eine Revision dieses Werkes, das als ein Denkmal bairischer Gelehrsamkeit gepriesen zu werden pflegte, nie aber eine gründliche und genügende Würdigung erfahren hatte, war mir schon im Jahre 1808 von der Bibliothek-Commission (einer Section der Akademie) aufgetragen worden, mit Beistimmung des Oberbibliothekars, der mir auch im Gespräche die Mängel der Arbeit nicht ableugnete, aber den Fleiß rühmte, den der Verfasser bei zwiefacher Ueberarbeitung bewiesen habe. Ich hatte diesen

Auftrag nie aus den Augen verlohren, und beim Gebrauche einzelner Handschriften zahlreiche Bemerkungen zu diesem Behufe niedergeschrieben; aber öffentlich damit hervorzutreten, zögerte ich, vorzüglich, weil ich die aus einem aufrichtigen Berichte zu erwartende Ungunst derer scheute, die, ohne Kenntniß der Sache, vielleicht ohne je eine griechische Handschrift gesehen zu haben, diesen Catalog als ein Document classischen Wissens herausstellten. Diese Rücksicht fiel jetzt weg; ich konnte sagen, was Pflicht und Wahrheit forderte. So verglich ich also alle griechischen Handschriften der Bibliothek, die ich noch nicht untersucht hatte, mit dem gedruckten Cataloge, und bemerkte am Rande meines Exemplares die nöthigen Verbesserungen mit der Bleifeder; zu welcher Arbeit mir ein Local in der Bibliothek angewiesen war. Eines Tages fand ich zwei Bände des Catalogs nicht mehr an der Stelle, wo ich sie gelassen hatte. Alle Nachfrage führte zu nichts. Es war offenbar, daß sie von Einem entfernt worden waren, der die Natur meines Geschäftes kannte, und mich durch die Entfernung der von mir beigeschriebenen Notizen wegen des zu erstattenden Berichtes in Verlegenheit zu bringen glaubte*). Diese Rechnung schlug fehl. Der

*) Ignaz Hardt hatte zufolge einer beim Stadtgerichte eingegebnen Erklärung über meine in der Bibliothek-Commission gemachte Anzeige der Ent-

grössere und wichtigere Theil meiner Bemerkungen war auf besondere Bogen geschrieben, und in dem Schreibtische, an dem ich arbeitete, eingeschlossen. Nachdem ich also das mir Entwendete durch wiederholte Arbeit ersetzt hatte, erstattete ich den 19ten Novbr. in einer Sitzung der Bibliothek-Commission über alle 3 Bände des Catalogs meinen Bericht, in welchem ich beiläufig den erlittenen Verlust erwähnte, von dem ich schon an dem Tage, wo er bemerkt worden war, den Präsidenten der Akademie und den General-Secretär mündlich in Kenntniß gesetzt hatte *). Fünf Tage nachher (den 24sten) erfolgte eine zweite Sitzung, den von mir angezeigten Diebstahl betreffend.

Diese Sitzungen der Commission, die aus zehn Mitgliedern der Akademie bestand, waren,

---

wendung, „das ganze Factum sogleich in Zweifel gezogen." Er gab zu erkennen, daß „seiner Meinung nach die vorgeblichen Noten und Additamenta gar nie existirt hätten, und daß Herr Jacobs nur den Glauben verbreiten wolle, er habe auch im 2ten und 3ten Tome sein kritisches Messer wühlen lassen." Dieselbe Vermuthung wollte Aretin in seiner Klagschrift geltend machen.

*) Da der Hardtische Catalog nur in einigen, von Freunden verfaßten Anzeigen gepriesen, nirgends aber nach seiner wahren Beschaffenheit, die auch nur aus der Vergleichung mit den beschriebenen Handschriften selbst erkannt werden kann, beurtheilt worden ist, so hab' ich im Anhange (29 u. 30) einen Auszug aus meinem Berichte beigefügt.

wie zu erwarten stand, ziemlich stürmisch. Der Oberbibliothekar, der in jedem Tadel eine persönliche Beleidigung sah, erklärte meine Kritik des Hardtischen Catalogs für eine Verletzung der Ehrfurcht gegen die höchste Stelle, welche die Herausgabe dieses Catalogs gebilligt habe; worauf leicht zu antworten war; in Beziehung aber auf meine Anzeige der Entwendung einiger Bände desselben, verlangte er, daß ich entweder denjenigen nennen solle, den ich für den Thäter hielte (vielleicht in der Erwartung, daß ich in der Entrüstung über die Beleidigungen, die ich ohne Maaß von ihm erfuhr, unbesonnener Weise ihn selbst nennen würde); oder da ich diese ungereimte Forderung zurückwies, daß ich sogleich eine genügende Ehrenerklärung, das ganze Bibliothek-Personal betreffend, zu Protocoll geben sollte. Auch dieses Verlangen wies ich als unstatthaft zurück. Die Folge dieser Weigerung war eine von dem Oberbibliothekar, angeblich im Namen des Bibliothek-Personals, beim Stadtgerichte (den 27sten Nov.) eingereichte Klagschrift, in welcher „sämmtliche auswärtige Gelehrte als Lästerer der inländischen“ aufgeführt, mir (wegen der einfachen Anzeige einer Entwendung) ein „empörendes Betragen“ zur Last gelegt wird, mit der Forderung mich anzuhalten, „entweder den Diebstahl zu beweisen, oder mein Vorgeben zu widerrufen, mich außerdem aber pro satisfactione publica r e c h t n a c h d r ü c k l i c h u n d s c h a r f zu bestrafen“[31].

Die Zeit drängte mich jetzt. Meiner Verpflichtungen in Baiern hatte ich mich vollständig entledigt; in Gotha wurde ich erwartet; die Meinigen, die im October vor mir vorausgegangen waren, sahen mein Verweilen in München mit Besorgniß; und die doppelte, gegen mich verhängte Klage, so ungereimt sie auch war, ließ, wenn auch keine schlimmern Folgen, doch längern Verzug befürchten. Ich wendete mich also an den König[32]), dessen huldreiche Gesinnungen gegen mich ich zu allen Zeiten, und noch wenige Tage vorher beim mündlichen Abschiede erkannt hatte*); und an den Minister der Justiz, den Grafen von Reigersberg, mit der Bitte, dem Stadtgerichte die baldige Entscheidung der gegen mich erhobnen Klagen anzubefehlen[33]). Diese Bitte wurde unverzüglich erfüllt. In einer am Abend desselben Tages gehaltenen Sitzung des königl. Stadtgerichtes, wurden die Klagen des Oberbibliothekars und die Forderung einer Caution als unstatthaft verworfen; und nachdem ich auch die andre wegen einer anzustellenden Wiederklage von mir geforderte Caution geleistet hatte, erhielt ich den 30sten Nov. von der Polizei die

*) Die Geschichte meiner letzten Tage in München findet sich aus einem Briefe an Schütz (vom 12ten Jan. 1811) nebst mehrern Zügen, die ich hier übergehe, in Schützens Leben und Character. 1. Bd. S. 210 ff., wo auch die folgenden Briefe einige hier nicht berührte Thatsachen erwähnen.

Erlaubniß abzureisen [34]). Den 2ten Dec. verließ ich München, und kam den 7ten in Gotha an, wo ich meine Frau in erträglicher Gesundheit, meinen Vater noch rüstig, meine Kinder gesund und zufrieden fand.

So erfreut ich seyn mußte, das stürmische Meer verlassen zu haben, und so sehr mich die zärtliche Theilnahme rührte, mit der ich nicht blos von Verwandten und Freunden aufgenommen wurde, so will ich doch gern gestehn, daß es einiger Zeit bedurfte, ehe die Erinnerung an das Gute und Schöne, das ich in München zurückgelassen hatte, so weit erblaßte, um mich der wiedergewonnenen Ruhe mit vollem und ungetheiltem Herzen zu erfreuen. Der Aufenthalt in einer größern Stadt hat auch für den, der, wie ich, ein eingezogenes Leben führt, durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die sich von allen Seiten darbieten, durch die vielfältigen Interessen des öffentlichen Lebens, ja selbst durch den Gegensatz unerfreulicher Aufregungen, einen eigenthümlichen Reiz, den die Ruhe in einer beschränkteren Sphäre nicht gewähren kann. Der Schmerz des Abschiedes von den theuern Freunden, mit denen ich drei Jahre hindurch gelebt hatte; das Wohlwollen, das mir von mehrern Seiten, auch von einigen Altbaiern, entgegenkam; die Liebe, die mir von meinen treu gebliebenen Schülern bewiesen wurde; alles das trug nicht wenig bei, die Freude der Rückkehr zu mindern, und ihr

einen Character von Wehmuth zu geben, deren ich mich fast schämte, wenn sie sich wider meinen Willen vordrängte. Noch jetzt treten diese Erinnerungen bisweilen mit alter Lebendigkeit hervor, doch nur um meine Dankbarkeit gegen die Vorsehung zu erhöhen, die mich, während meines ganzen Lebens, zu dem geführt hat, was mir das Beste und Heilsamste war. Für mich war, um die Freundschaft würdiger Männer nicht zu erwähnen, die Erweiterung meines Gesichtskreises, die vermehrten Erfahrungen, der Umgang mit Männern der verschiedensten Art, der unerfreuliche Conflict selbst nebst den Anstrengungen, die dadurch veranlaßt wurden, für mein übriges Leben von den günstigsten Folgen. Auch für meine Kinder ist der Aufenthalt in München in mehr als einer Rücksicht nützlich gewesen. Von den zwei ältern Söhnen hab' ich oben gesprochen; der dritte erhielt eine Stelle im Cadettenhause zu München; und daß später der vierte seine Kunststudien in der Akademie der Künste zu München machte, verdankte er der Bekanntschaft, die ich mit jener reichbegabten Anstalt und ihrem damaligen Vorstande Peter Langer und seinem trefflichen Sohne Robert gemacht hatte. So bin ich denn auch, trotz des raschen Bruches meiner amtlichen Verhältnisse, dennoch immerfort in enger Verbindung mit Baiern geblieben; und nachdem, in dem ersten Jahre meiner Entfernung, der alte ohnmächtige Zorn noch einige Wellen

aufgeregt hatte[35]), stellte sich, nach Beseitigung des feindseligsten unter den Gegnern[36]), das billige Urtheil wieder her, und mehrere, die mir, dem Anwesenden, nicht wohl gewollt hatten, bewiesen dem Entfernten Achtung und Freundschaft. Die königliche Familie hatte zu allen Zeiten die gnädigsten Gesinnungen gegen mich gezeigt; und alle Briefe, mit denen mich des Königs Majestät, der Kron-Prinz und seine Gemahlin auf die Zusendung mehrerer meiner Schriften beehrt haben, enthalten, außer dem gnädigsten Danke, die freundlichsten Aeußerungen des Bedauerns über meine Trennung von Baiern[37]). Ein zweimaliger Besuch, den ich in den Jahren 18 und 25 in München machte, erneuerte die alten Verbindungen, und gab zu neuen Gelegenheit. Bei jedem dieser Besuche genoß ich das Glück, dem hochverehrten, allgeliebten Max. Joseph, auf seinen ausdrücklichen Befehl, meine Huldigung in Nymphenburg darzubringen, und jedesmal mit einer Güte empfangen zu werden, an die ich nicht ohne Rührung denken kann. Am 2ten August 1825 sah ich ihn zum letztenmale, ungebeugt vom Alter, und herzlich, wie immer. Wenige Monate nachher entschlief er, ohne Krankheit und ohne Schmerz. Sein Tod wurde von seinem ganzen Volke wie der Tod eines zärtlichen und geliebten Vaters beweint.

* * *

Nachdem ich so Alles, was meine Münchner Amts=Verhältnisse während der drei Jahre meines dortigen Aufenthalts betrifft, zusammengefaßt habe, hole ich noch Einiges aus meinem Privat=Leben nach. Im Herbste 1810 besuchte ich mit Thiersch die Salzburger Alpen, und gewann hier einen Schatz erhebender Erinnerungen. Wer dächte nicht immer mit Lust an die Aussichten von der Citadelle oder vom Mönchsberge, wenn er sie einmal bei heiterm Wetter und guter Beleuchtung gesehn hat? an das Siegmunds=Thor mit seiner einfachen Inschrift? an den sinnig geschmückten Friedhof? an das herrliche Aigen? und an Leopoldskron mit seinen anmuthigen Umgebungen? Ich besuchte hier eines Morgens, bei dem heitersten Himmel, das Schloß Hellabrunn mit seinen kleinlichen Spielereien, und von da den mächtigen Marmorbruch, ein Colisseum von der Hand der Natur mit eilf Schichten der gewaltigsten Blöcke aufgebaut. Von dem offnen Rande dieses Tempels der Natur senkt sich der Blick auf die Stadt und den sie durchströmenden Fluß hinab; weiter hin auf die Ebene von Baiern, um sich nach der andern Seite hin in die unermeßliche Bergreihe zu verliehren mit ihren Riesensäulen, dem Watzmann und dem Untersberge. Auf diesem Felsentheater fand ich einen kleinen, bedeutungslosen Obelisken, an den die Hand eines richtig fühlenden Wanderers mit der

Bleifeder die Worte geschrieben hatte: Wie klein, wo die Natur so groß ist!

Wer Salzburg besucht, wird Berchtesgaden nicht vorübergehn. Hier befuhr ich mit meinem Reisegefährten den Bartholomäussee, von Felsenwänden umbaut, auf denen der Lämmergeier horstet und Gemsen weiden. Auch Hallein übergingen wir nicht. Der Alpenweg, der zu der weithin strahlenden rothen Marmor-Kirche führt, war an jenem Tage (es war der Geburtstag der ewigen Jungfrau) von Wallfahrern belebt, die zu einem noch höher stehenden Gnadenbilde pilgerten. Weiter hin liegt der Dörrenberg, wo wir das unermeßliche Salzwerk befuhren; zu einigen der sogenannten Stuben, welche erleuchtet waren, auf einer Rolle von 60 Klaftern Länge hinabgleitend, und durch den 6000 Fuß langen Stollen auf einem von Bergknappen gezogenen Fuhrwerke mit Blitzesschnelle zu Tage fahrend. Nachdem wir auch Gollingen und seinen Wasserfall besucht hatten, begleitete ich meinen Freund, der seine Reise noch weiter auszudehnen gedachte, bis Paß Lug, einem großartigen Felsengang, den auf der einen Seite hohe Wände, auf der andern eine tiefe Schlucht begränzt, durch die sich der brausende Strom ergießt. Wie man in diesem Lande überall auf Symbole der Andacht stößt, so zeigt sich auch hier, jenseits der Schlucht, mitten in der Felsenwand eine Grotte eingehauen, in wel-

cher Kerzen vor einem Marienbilde brannten. Hier trennten wir uns. Thiersch ging leichten Fußes, mit dem Ranzen auf den Schultern nach Gastein; ich kehrte nach Salzburg, und am folgenden Morgen nach München zurück.

Hier fand ich meine Frau mit Einpacken und andern Sorgen der Abreise beschäftigt. Ich verkaufte einen Theil meines Hausgeräthes und meiner Bücher mit großem Verluste; der Rest ging nach Gotha, und wenige Tage darauf folgte meine Frau mit vieren von meinen Kindern nach. Ich verließ meine bisherige Wohnung, und bezog für die kurze Zeit, wo mich die Beendigung meiner Geschäfte noch in München zurückhielt, ein Zimmer in Hambergers Wohnung.

An dem Morgen, wo ich mich von den Meinigen getrennt hatte, erhielt ich einen Besuch von Sömmerring, der immer an mir und den Meinigen den freundlichsten Antheil genommen hatte. Unser Gespräch fiel auf Fr. Aug. Wolf, von dem damals die öffentlichen Blätter berichteten, daß er sich durch ungemessene Aeußerungen über die zu errichtende Universität zu Berlin die höchste Ungnade zugezogen hätte. Sömmerring erinnerte sich, daß die bairische Regierung im Jahr 1805 mit Wolf in Unterhandlung gestanden hätte; und daß diese, damals abgebrochen, im J. 1808 von seiner Seite durch einen anonymen Brief wieder angeknüpft, aber auch zum zweitenmal auf eine fast unbegreifliche Weise,

eben als sie zum Schlusse gediehen war, abgebrochen wurde, war mir selbst vollkommen bekannt. Nach diesem Gespräche ging ich, um mich zu zerstreuen, auf die Gemälde-Gallerie, und als ich gerade bewundernd vor Rubens Amazonen-Schlacht stand, wurde ich an der Schulter berührt. Schlichtegroll stand hinter mir, und neben ihm ein stattlicher Mann mit geistreichen Augen; eben der, über den ich eine halbe Stunde vorher mit Sömmerring so viel gesprochen hatte; der lupus in fabula. Es war jetzt das erstemal, daß ich den berühmten Mann mit Augen sah; und mein erster Gedanke war, daß er, aus Unmuth über die Verdrießlichkeiten in Berlin, gekommen sey, um den ihm früher gezeigten Weg wieder aufzusuchen. Noch jetzt glaube ich, daß diese Vermuthung, die sich so natürlich darbot, nicht ohne Grund war. Die Besuche, die er zu wiederholten Malen dem Minister machte, und sein Anschließen an den Präsidenten der Akademie, wurden auch von Andern so gedeutet; aber der Minister, der frühern Verhandlungen eingedenk, vermied jede Erinnerung, welche weiter hätte führen können, als er wünschte. Während der acht Tage, die Wolf in München zubrachte, war ich täglich mit ihm zusammen, brachte mit ihm, den Jacobis und Schlichtegrolls, einen Tag in Schleisheim zu, und bewog ihn, uns seine Uebersetzung der Wolken

vorzulesen, von der ich durch Passow Kenntniß bekommen hatte. Die nähere Bekanntschaft bildete sich schnell unter uns. Gleich nach meiner Rückkunft nach Gotha erhielt ich einen Brief von ihm (vom 10ten Dec. 1810), voll der wohlwollendsten Aeußerungen. Dann fährt er fort: „Gern wünscht' ich zu erfahren, wie denn Ihre Trennung von dort gewesen, und wie sich seitdem unsere Schl...ll und Jacobi eines so traulichen Umgangs beraubt befinden mögen. Ich kann mich sehr an der Herren Stelle setzen, und hätt' in ihrem Falle Alles d. h. mehr als sie doch wohl thaten, aufgeboten, Sie dort zu behalten. Mir ist's dagegen erfreulich, Sie, mein Theuerster, nun näher zu wissen." Hierauf, seinen beschwerlichen Umzug aus dem Thiergarten in die Stadt erwähnend, setzt er hinzu: „Fast wäre ich mit gleicher Mühe auch nach München gezogen, wenn man mich dort noch haben wollte."

Seit jener Zeit hab' ich mit Wolf immer in dem freundschaftlichsten Verkehr gestanden, wozu auch die Litterarischen Analekten häufige Veranlassung gaben [38]; und ich habe alle Ursache zu glauben, daß er mir aufrichtig wohl wollte. Er kam seitdem öfters nach Gotha, und wir brachten dann immer angenehme Stunden zusammen zu. Gegen Ende Aprils 1824 kam er von Weimar nach Gotha, in zerstörter Gesundheit. In einem Billete, das er mir aus dem Gasthofe

schrieb, klagte er über seine angegriffene Brust. Ich hielt dieß für ein höfliches Abwehren eines Besuches von dem Harthörigen. Doch sollte es vielleicht nicht so gemeint seyn*). Dieß war das Letzte, was ich von ihm sah. Er reiste nach Marseille, seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen; zerrüttete sie dort noch mehr und starb am 8ten August 1824.

* * *

Nachdem ich in Gotha den 31sten December 1810 in mein neues Amt eingeführt worden war, widmete ich mich ohne Aufschub den mir obliegenden Geschäften, durch die ich zugleich mit dem Umfange meiner Pflichten bekannt wurde. Das wichtigste war mir das Münz-Cabinet, von dem ich bisher nur eine oberflächliche Kenntniß besessen hatte. Der Haupttheil desselben, die römischen und modernen Münzen enthaltend, war in früherer Zeit geordnet, und in 16 Foliobänden catalogirt; weniger war für die griechischen Münzen gesorgt, von denen der größte und wichtigste Theil vor nicht langer Zeit von Ernst dem IIten angekauft worden war. Diese nach Eckhels geographischem Systeme zu ordnen, hatte Schlich-

*) Daß er darauf gerechnet hatte, mich zu sehn, erhellt aus einem seiner Briefe an Varnhagen von Ense in Dorow's Denkschriften und Briefen zur Characteristik der Welt und Litteratur. 2. Th. S. 24.

tegroll den Anfang gemacht; Vollendung des Begonnenen und Beschreibung des ganzen Schatzes war das erste Geschäft von Bedeutung, dem ich mich widmete. Von meinen Arbeiten für die Bibliothek ist an einer andern Stelle gesprochen worden *). So war also für gewöhnlich die Hälfte meines Tages den Geschäften des Amtes, zwei Morgen der Woche den Privat-Arbeiten des Herzogs gewidmet, worüber ich bei meiner Zurückberufung eine Abkunft getroffen hatte; die mir übrige Musse widmete ich dem Unterrichte meiner Kinder, den classischen Studien, und schriftstellerischen Arbeiten. Für gesellschaftliche Zerstreuungen blieb mir wenige Zeit; auch suchte ich sie nicht, da mir die traurige Gesundheit meiner Frau nur wenigen Verkehr mit Freunden und Fremden gestattete. Dieses häusliche Leiden ausgenommen, fand ich in dem geregelten Gange meines Lebens die Zufriedenheit wieder, die ich in München fast verlohren hatte; und die Bürde, die auf mir lastete, vergaß ich in den Stunden, die ich zu jener Zeit eignen Compositionen widmete.

Ein kleines Buch, ursprünglich aus einem Geburtstagsgeschenke für den ältesten meiner Knaben entstanden, führte mich zuerst in die Gesellschaft der philanthropischen Schriftsteller ein **).

---

*) S. Beiträge zur älteren Litteratur. 1. S. 54. ff.

**) Es trat im Jahr 1802 unter dem Titel: Allwin und Theodor an das Licht, und hat mehrere Auflagen erlebt.

Dabei war nun meine Absicht keineswegs, die Unzahl der Kinderschriften zu vermehren, welche damals in großer Menge mit und ohne Kupfer zum Vorschein kamen, sondern ihnen entgegenzutreten. Die geistreichen Erzählungen von Carlchen und Fritzchen, die sich an Kuchen übereessen hatten, oder aus edelm Mitleiden die Hälfte ihres Frühstücks opferten, oder ihre Sparbüchse angriffen, um ihrer Mama ein Geburtstagsgeschenk zu machen, diese und dergleichen Mustergeschichten ekelten mich an, und ich meinte, daß, wenn man ja für Kinder Bücher schreiben wollte, sie in einem andern Tone abgefaßt werden müßten. Der erste Versuch dieser Art wurde mit Beifall aufgenommen; auch andre, später gefolgte, haben sich im Allgemeinen der Gunst des Publicums erfreut*). Neun Jahre später faßte ich den Gedanken, für das weibliche Geschlecht, aber für Erwachsenere, nach denselben Grundsätzen zu schreiben, die mich beim Allwin und Theodor geleitet hatten; und so entstand, fast an dem Krankenbette meiner Frau, Rosalien's Nachlaß und die Denkwürdigkeiten der Gräfin Katharina von Sandoval; beide Schriften bestimmt, durch Religion auf Reinigung und Veredelung des weiblichen Gemüthes zu wirken. Ueber diese Richtung hab' ich mich in der Vorrede zu der Schule der Frauen, die mit jenem Werke

*) Die Feierabende in Mainau, Aehrenlese u. a.

eröffnet wird, hinlänglich erklärt; so wie auch darüber, daß ich die Heldin der einfachen Geschichte in der katholischen Kirche leben und sterben lasse. Der Zweck des Buches, ein religiöses Gemüth darzustellen, das, bei äußern Stürmen, still und unerschüttert auf fester, angeerbter Ueberzeugung ruht, hinderte mich, dieser Ueberzeugung die Lehren des Protestantismus zum Grunde zu legen, die seit mehrern Jahrzehnten fast noch heftiger fluthen, als in dem Zeitalter ihrer Entstehung. Eine polemische Richtung aber, oder auch nur ein Anhauch des Zweifels an der Sicherheit der Grundlage des Glaubens würde meinem Zwecke gänzlich widersprochen haben. Dieser forderte vielmehr, in dem Beispiele eines wahrhaft frommen Gemüthes zu zeigen, daß der lebendige Geist des Christenthums eine auch mannichfaltig entstellte und eingeengte Form mit freier Liebe durchdringen, und sie dadurch bilden und läutern könne. Ich bin bisweilen gefragt worden, ob der Geschichte dieses Buches, auf dessen Titel ich mich nur als Herausgeber genannt habe, Wahrheit zum Grunde läge? Hierauf mußte ich antworten, daß es mir lieb und erfreulich wäre, wenn Alles für wahr und wirklich gehalten würde; in der That aber nichts darinne vorkäme, was nicht aus der reinen und unvermischten Quelle der Dichtung geflossen wäre.

Nicht ohne Absicht ist diesem Buche das Leben der Gräfin Katharine beigegeben. Wenn sich in

Rosaliens Gemüth das Christenthum mit der Fülle seiner bildenden und beseligenden Kraft unter der Pflege und Obhut frommer Eltern erhebt und seine Blüthen still und ungestört entwickelt; so muß es in Katharinen, die das Glück einer frommen Erziehung entbehrt hat, durch seine eigenthümliche innere Kraft, unter harten Prüfungen, eben sowohl aus den Syrten eines trostlosen Unglaubens, als aus den Banden eines leeren Formenwesens, welches beides dem Katholicismus zur Seite liegt, gerettet, und zu einer wahrhaft frommen Gesinnung geläutert werden.

Aehnliche Arbeiten, fast alle dem weiblichen Geschlechte bestimmt, sind dieser ersten gefolgt, und, nachdem sie in mehrern Auflagen erschienen waren, unter Einem Titel als Schule der Frauen vereinigt worden 39). Diese Schriften haben mir viele Freunde erworben, und ich darf mir schmeicheln, daß sie nicht ohne sittliche Wirkung geblieben sind. Jetzt hat sich die Lesewelt andern Gegenständen zugewendet; die Darstellung des Stilllebens frommer Häuslichkeit hat der Erzählung anspannender und aufregender Scenen Platz gemacht; und die Religiosität der heutigen Welt ist, wo sie sich findet, von einer andern Art und gewissermaßen dogmatischer, trüber und bußfertiger als die der Frauen, die in meinen Büchern eingeführt sind.

* * *

Ich kehre zu den Ereignissen meines Lebens zurück. Im Mai des Jahrs 1811 wurde ich zum Mitgliede der Göttinger Societät der Wissenschaften ernannt. Als einen Monat später Spalding, als Mensch und Gelehrter gleich achtungswerth, sein nützliches Leben geendet hatte, gelangte an mich von neuem die Anfrage, ob ich nach Berlin auswandern, und die Stelle des Verstorbenen einnehmen wollte. Dieß war den Umständen nach jetzt noch weniger möglich als früher, wenn ich auch eine Veränderung meiner Stellung gewünscht haben sollte. Schon die Krankheit meiner Frau verbot mir jeden Gedanken dieser Art; nicht weniger auch das Gefühl der Pflicht gegen meinen Fürsten, der kaum erst meine Rückkehr mit der seltensten Großmuth bewirkt hatte. Ein Jahr später, nachdem Heynens edles Leben (den 14ten Juli 1812) durch einen schmerzlosen Tod geendigt worden [40]), erneuerte sich dieselbe Versuchung in erhöhterem Maaße, indem mir seine Stelle von der westphälischen Regierung unter Bedingungen angeboten wurde, die nicht vortheilhafter und ehrenvoller hätten seyn können. Ich kann nicht zweifeln, daß auf diesen Antrag der Regierung, wenigstens zum Theil, die Wünsche des Verstorbenen den wichtigsten Einfluß gehabt, und daß auch hierbei das Wohlwollen des um mich seit so vielen Jahren hochverdienten Freundes gewirkt

hat. Seine Wünsche waren mir seit der Rückkehr aus Baiern nicht unbekannt geblieben; aber weder die Pietät gegen den Lehrer und Freund, noch die Vortheile des Antrags[41]) durften mich bewegen, ohne weiteres darauf einzugehn. Es ist immer meine Meinung gewesen, daß man bei wichtigen Schritten vor allen Dingen in seinen eignen Busen greifen und sich fragen müsse, ob die Schultern für die aufzunehmende Bürde stark genug seyen, und erst nach Beantwortung dieser Frage die äußern Umstände in Erwägung zu ziehn. Ich habe schon oben gesagt, daß ich nie einen innern Beruf zu dem akademischen Leben in mir gespürt, daß ich meine Studien nicht auf dieses Ziel gerichtet hatte, und daß ich mir nicht zutrauen konnte, ihnen in meinem 48sten Jahre die Ausdehnung zu geben, die von einem Nachfolger Geßner's und Heyne's verlangt werden durfte. Noch standen die Gründe, die mich abgehalten hatten, dem Berliner Rufe zu folgen, fest; ja, sie waren binnen der dazwischen liegenden Zeit verstärkt worden. Mein alter Vater, so sehr er auch gewünscht hätte, einen seiner Söhne als Lehrer auf der Universität zu sehn, wo er selbst seine glücklichsten Jahre zugebracht hatte, billigte doch meine Bedenklichkeiten, die durch den Rath meiner Freunde, unter denen Schütz am lebhaftesten zurieth*), nicht gehoben wurden.

---

*) S. Schützens Leben 1. S. 223. 299. 300. 302.

Ich folgte also der Stimme meines Dämoniums, die mich auch hierbei nicht getäuscht hat. Nie hat es mich gereuen können, eine Stelle nicht eingenommen zu haben, die durch Bessere und Würdigere ausgefüllt worden ist.

In diesem Jahre wurde ich an Heyne's Stelle zum ordentlichen auswärtigen Mitgliede des niederländischen Institutes ernannt, dessen Correspondent ich seit dem Jahr 1809 gewesen war.

Den 27sten December desselben Jahres endeten die langwierigen Leiden meiner geliebten Frau durch einen schmerzlosen Tod, im zwanzigsten Jahre unsers Ehestandes. Von sechs Kindern, die sie mir gebohren hatte, überlebten sie fünf. Der älteste Sohn studirte in Göttingen Arzneikunst; der zweite war noch auf dem Gymnasium; der dritte stand als Lieutenant bei dem gothaischen Contingente*), und war damals in dem belagerten Danzig eingeschlossen. Napoleon's furchtbares Bülletin vom 3ten December, durch das dem erstaunten Europa die Niederlage des französischen Heeres auf dem Rückzuge von Moskau kund wurde, war der letzte Schmerz seiner bekümmerten Mutter.

*) Die Geschichte dieses Contingentes während des russischen Feldzugs ist von ihm beschrieben in der „Geschichte der Feldzüge und Schicksale der Gotha-Altenburgischen Krieger in den Jahren 1807 bis 1813. Altenburg 1835. S. 197—290.

Die politischen Verhältnisse verwirrten sich jetzt immer mehr. Jeder Tag brachte Neues, worinne sich Furcht und Hoffnung wunderbar mischte. Einzelne Trümmer des französischen Heeres kamen durch Gotha, traurige Zeugen des unerhörten Unglücks, das die größte und glänzendste Armee, die wir zum Kampfe gegen Rußland hatten führen sehen, betroffen hatte. Auch Napoleon kam durch die Stadt, und sprach den Herzog. Nichts aber wurde von diesem Gespräche kund, außer daß der Kaiser in der übelsten Stimmung gewesen sey. Die nächsten Begebenheiten sind bekannt. Im April 1813 stand ein neues Heer im Felde, um Preußen zu züchtigen, und die noch nicht abgefallenen Bundesgenossen von neuem zu fesseln.

Wie der König von Sachsen so hielt auch der Herzog von Gotha treu an dem Protector des Rheinbundes, theils aus persönlicher Zuneigung, theils durch die Umstände gezwungen. Nachdem neue Massen wohlgerüsteter Truppen durch die Stadt gezogen waren, um in Erfurt gemustert zu werden, kam auch der Kaiser selbst (den 25sten April), ließ aber, ohne den Wagen zu verlassen, in der Nähe der Stadt auf der Landstraße umspannen. Hierauf folgte die Befreiung Beckers, von dessen Schicksale ich bis zu diesem Zeitpunkte zu sprechen aufgeschoben habe.

Die Familie des Hofraths Becker, mit der ich eine lange Reihe von Jahren in den freundschaft=

lichsten Verhältnissen gelebt habe — Verhältnisse, die noch dadurch verstärkt wurden, daß mein Vater die jüngere von Becker's Schwestern heirathete — wurde den 30sten November 1811 durch die stürmische Entführung ihres würdigen Hauptes in Schrecken gesetzt. Die bekannte Freimüthigkeit seiner Aeußerungen, die volksthümliche Richtung seiner Schriften, seine Verbindung mit Wien, wo er zwei Töchter verheirathet hatte, und nicht lange vorher zum Besuche gewesen war, dieses und anderes, eben so unschuldige, wurde von verleumderischen Angebern benutzt, um ihn der mistrauischen Regierung der Franzosen verdächtig zu machen. Die Urheber dieser Angaben waren, was schmerzlich zu sagen ist, deutsche Landsleute, und ihr Inhalt fast eben der, mit welchem ich und meine Freunde während des österreichischen Krieges verfolgt worden waren: Theilnahme an geheimen Gesellschaften, die nicht existirten; Verschwörungen gegen das französische Heer und den Kaiser; Aufregung Deutschlands beim Ausbruch des Kriegs. Auf solche Anklagen hin, die durch nichts unterstützt waren, beschloß Davoust den ihm als das Haupt der Verschwörung bezeichneten Mann in Sicherheit zu bringen, und nahm dazu, unter der Voraussetzung, gegen einen höchst gefährlichen, von einer Schaar fanatischer Anhänger unterstützten Conspiranten zu handeln, Maasregeln, die vollkommen hingereicht hätten, eine ganze aufrührerische Stadt im Zaum zu halten.

Das in der Vorstadt gelegene Haus und der Garten desselben wurde von einigen Compagnien Cuirassire umringt, und selbst die nächsten Ausgänge der Stadt und die Landstraßen besetzt; und die in das Wohnhaus eingedrungenen Schergen bemächtigten sich des sechzigjährigen Mannes, nebst seiner Papiere und Briefschaften, mit einer Hast, die von der Furcht vor einem Aufstande zeugte. Funfzig Reiter begleiteten ihm eine Stunde Wegs, worauf er, immerfort unter Bedeckung, in die Festung von Magdeburg gebracht wurde.

Der Schrecken über eine so unerhörte Gewaltthat in einer befreundeten Stadt gegen einen Mann und eine Familie, die der größten Achtung genoß, war allgemein, aber an Widerstand irgend einer Art dachte Niemand. Beinah sechs Monate vergingen ohne sichere Nachricht von dem Aufenthalte des Gefangenen, für den man das Schlimmste fürchten durfte. Und als man endlich des Trostes genoß, schriftlich mit ihm in Verbindung zu treten, blieb doch die Aussicht der Rückkehr trotz aller Verwendungen noch lange verschlossen.

Endlich, nach siebzehn langen Monaten der Angst und Sehnsucht, erschien der Tag, der die Thränen des Kummers in Thränen der Freude verwandeln sollte. Beckers Gattin, eine Frau von sehr angenehmen Aeußern, hörte nicht sobald die Nachricht von der Ankunft des Kaisers, als sie mit zweien ihrer Kinder durch die feinen Wagen

umringenden Garden drang, ihm ihre Bittschrift überreichte, und übermannt und erschöpft zu Boden sank. Der Herzog, der am Wagen stand, fing sie in seinen Armen auf, und erhielt sogleich von dem Kaiser den Auftrag, ihr zu sagen, daß ihr Mann bald zurückkehren würde. Sogleich erscholl die Luft von dem Lebehoch der versammelten Menge. Mehr als einmal aber mußte der betäubten Frau das kaum geglaubte Glück wiederholt werden; und als es ihr endlich auch von dem Marschall Mortier versichert worden war, trat sie noch einmal an den Wagen, um zu danken. Der Kaiser legte sich aus dem Schlage heraus und sagte freundlich zu ihr: Ihr Mann wird zurückkehren; sagen Sie ihm aber, daß er sich nicht weiter in die Angelegenheiten der Mächte mische!

In der Nacht vom 5ten Mai 1813 kam der Langvermißte zu den Seinigen zurück. Seine Reise war einem Triumphzuge gleich gewesen. Auf allen Stationen kam ihm Freundschaft und Liebe von Bekannten und Unbekannten entgegen, die mit dem unverhofften Ereignisse auch das alte wohlbegründete Verdienst des trefflichen Mannes feierten. Ich aber habe diese Vorfälle auch deswegen ausführlich berichtet, weil sie den unsichern Zustand der Zeit in Einem Beispiele darstellen, und zugleich ein ehrenvolles Zeugniß der Achtung der öffentlichen Meinung von Seiten eines, nach seinem Fall, moralisch allzu tief herab-

gewürdigten Mannes gibt. Sein Verfahren gegen die Fürstin Hatzfeld und gegen Becker's Frau wird ihn stets gegen den Vorwurf gemüthloser Härte sicher stellen. Ein get away, wie bei dem Jubiläum von Göttingen Seidenstückers Frau, vernahmen jene aus dem Munde Napoleon's nicht.

Die Ankunft des Kaisers in Erfurt (25. Apr.) bezeichnete den Anfang des zweiten Krieges gegen Preußen. Den 2ten Mai erfolgte die Schlacht bei Lützen, und die Glieder des Rheinbundes wurden schärfer als je gedrängt, die anbefohlenen Contingente aufzubringen. Dazu bedurfte es Geld, und in Gotha waren die öffentlichen Cassen erschöpft. Da erhielt ich den Befehl, mit dem werthvollsten Theile des Münz-Cabinets nach Frankfurt a. M. zu gehn, und hier die Summe Geldes, deren man bedurfte, gegen dieses Unterpfand auszumitteln. Dieß wurde auf die billigsten Bedingungen bei Herrn Moritz von Bethmann bewirkt. Hier lernte ich den geistreichen Verfasser des goldnen Kalbes, den Grafen Benzel-Sternau kennen, und erneuerte die alte Bekanntschaft mit dem Baron von der Tanne, welcher früher das Gymnasium zu Gotha besucht hatte, jetzt in dem Großherzogthum Frankfurt die Stelle eines Präfecten der Polizei bekleidete. Aus seinem Munde vernahm ich den Sieg Napoleon's bei Bauzen (den 21sten Mai), den letzten, bei welchem sein Gestirn noch einmal hell genug

leuchtete, um ihn künftige Siege erwarten zu lassen. Seinen Feinden sank der Muth nicht. Neue Kräfte wurden während des Waffenstillstandes gesammelt; und als zu Ende Augusts die Waffen wieder aufgenommen wurden, folgte Schlag auf Schlag. Der Sieg entschied für die Freiheit.

Während der Schlacht bei Leipzig verbreiteten sich die Nachrichten von den Erfolgen mit Blitzesschnelle. Bis zum Abend des 19ten October's schwankte Hoffnung und Furcht. Aber auch nach entschiedenem Siege war uns reine Freude noch nicht vergönnt, da uns der Rückzug des geschlagenen und zerrütteten Heeres bevorstand, von dessen aufgelöster Kriegszucht das Schlimmste zu befürchten stand. Ich hatte für meinen alten Vater zu fürchten, der auf dem Lande lebte; außerdem daß ich für das Schicksal meines Sohnes zitterte, der in Danzig eingeschlossen gegen Hunger und Krankheit zu kämpfen hatte.

Die gefürchtete Gefahr ging indeß leichter vorüber als geglaubt worden war. Den 22sten October setzte ein Pulk Cosacken, der durch die Stadt zog, Alles in große Bewegung. Einzelne Franzosen, durch Krankheit zurückgehalten, liefen mit der Miene des Entsetzens durch die Straßen. Man ließ sie ungehindert gehn, und Schutz in den Lazarethen suchen; aber die allgemeine Verwirrung, und die Ungewißheit der Menschen über das, was ihnen bevorstand, bot ein seltnes und

merkwürdiges Schauspiel dar. Da die Nachricht eintraf, der Rückzug der Franzosen würde über den Thüringer Wald gehn, schickte ich einen meiner Söhne meinem Vater zu Hülfe. Diese Nachricht bewies sich falsch. Aber in der nächsten Woche zeigten sich Oesterreicher und Russen, welche die Ställe meines Vaters ausplünderten, und überall als Wiederhersteller der Freiheit und des Rechts mehr Uebel als die besiegten Feinde verursachten.

Den 25sten October gegen Abend traf der Vortrab des zerrütteten Heeres ein, und nahm, von dem Könige von Neapel begleitet, Platz in der Stadt. Die größere Masse, die in den folgenden Tagen ankam, mußte sich in die Vorstädte und die benachbarten Dörfer zurückziehn, den Forderungen der Gendarmen gemäß, die sie an den Eingängen der Stadt bedeuten mußten, der Kaiser wolle, daß die Stadt den Garden aufbewahrt bleibe. Mit solchem Zauber wirkte noch jetzt, unter so verzweifelten Umständen das Machtgebot des vor wenigen Tagen noch unbesiegten Feldherrn. Dieser traf selbst nach kurzer Weile ein; hielt sich zwei Tage in einem vor den Thoren gelegnen Gasthofe auf, und folgte dann dem Heere nach Frankfurt, nachdem er sich bei Hanau durch das vorgeschobene Heer der von Wrede, dem Begünstigten Napoleons, jetzt seinem Feinde, geführten Baiern siegreich durchgeschlagen hatte.

Jetzt da die Franzosen über den Rhein zurückgedrängt waren, galt es, die Hände nicht in den Schooß zu legen, sondern die Folgen des glorreichen Sieges zu sichern. Der deutsche Bund ward errichtet; die deutsche Jugend strömte von allen Seiten herbei, wetteifernd mit dem, was in Preußen geschehn war. Mein zweiter Sohn trat unter die freiwilligen Jäger, die nach den Niederlanden zogen, wohin ihm sein jüngerer Bruder, der nun auch aus Danzig befreit war, folgte, ohne doch mit ihm zusammenzutreffen. Den ältesten meiner Söhne, der noch in Göttingen studirte, und seinem Examen nahe stand, hielt ich nur mit der größten Mühe zurück, an dem Kampfe Theil zu nehmen *). Doch gab er endlich meinen Wünschen nach, da er wohl fühlte, wie hart es für mich sey, drei Söhne den Gefahren eines Krieges auszusetzen, dessen Beendigung nicht so schnell gehofft werden konnte, als er wirklich erfolgte.

Wer Zeuge der Begeisterung jener schönen Tage gewesen ist, wer gesehen hat, wie die Schranken niederfielen, die so lange Deutsche von Deutschen trennten; wie der Unterschied der Stände und ihre gegenseitigen Antipathien in der Liebe zum Vaterlande unterzugehn, und nur Ein Gefühl zu herrschen schien, die erlittene Schmach zu rächen, und gegen neue Banden der Knechtschaft

*) S. seinen Nekrolog im Anhange.

Sicherheit zu schaffen; der weiß auch, wie rastlos Jeder bemüht war, die Mittel, die ihm etwa zu Gebote standen, zur Förderung des allgemeinen Zweckes geltend zu machen. Fast Niemand blieb müssig; wer es that, war der Verachtung blosgestellt. In dieser begeisternden Zeit, welche erlebt zu haben, noch jetzt Jeder sich freut, schrieb ich in den letzten Tagen des Jahres „die Anrede eines Thüringers an seine Landsleute" [42]); und fast um dieselbe Zeit: „Deutschland's Gefahren und Hoffnungen. An Germaniens Jugend" [43]), welche Schrift noch in demselben Jahre eine zweite Auflage erhielt. Als nun aber der Sieg gewonnen, die Hauptstadt der Feinde erobert, und der Friede gefeiert wurde, aber mit andern Gefühlen und in einer andern Stimmung als der von dem Unterdrücker hervorgerufenen, schrieb ich zur Feier desselben (1814) unter dem Titel: „Deutschlands Ehre; dem Andenken der in dem heiligen Kriege gegen Frankreich gefallenen Deutschen gewidmet" *), eine ausführliche Schrift, die vor allen Dingen dazu beitragen sollte, das discite justitiam moniti, nec temnere divos einzuschärfen, den aufstrebenden Uebermuth nieder zu halten, und die Blicke der Sieger nach den Höhen zu richten, von wo aller Sieg und jedes Glück entspringt.

* * *

*) Bruchstücke dieser Schrift sind dem 1sten Theile dieser Verm. Schriften eingeschaltet.

Ich kehre jetzt wieder zur Geschichte meiner philologischen Arbeiten zurück. Von meinem Commentare, zu Bruncks Analekten war im Jahr 1803 der 12te Theil des ganzen Werkes (des 3ten Theils 2ter Band) erschienen; der Schluß des Ganzen, der den Rest der Addenda et Emendanda, die Indices Verborum, die Supplemente der in den Analekten fehlenden Epigramme, nebst einer kritischen Geschichte der epigrammatischen Dichter enthalten sollte, war durch die Veränderung meines Aufenthaltes, und verschiedenartige Amtsverrichtungen aufgeschoben, aber nie ganz aus den Augen gelassen worden. Indem ich nun ernstlich daran dachte, das unvollständige Werk zu endigen und mein Wort zu lösen, beschloß ich zugleich eine neue vollständigere und berichtigte Ausgabe des Textes zu liefern, die einen sichrern Grund böte, als die Brunckische, d. h. einen gereinigten Abdruck der Palatinischen (Vaticanischen) Handschrift, wie er seit länger als einem Jahrhunderte gewünscht und versprochen worden war. Die Ausführung dieses Planes hatte mich schon längst um desto mehr gedrängt, je unrichtiger die frühere Wiederholung der Analekten, die nichts weiter als ein Abdruck seyn konnte, beurtheilt worden war[43]); aber früher dazu zu gelangen, hatten die Umstände nicht erlaubt. Binnen fünf Jahren wurde zugleich der letzte Band der frühern Ausgabe, und die Palatinische Anthologie vollendet; die letztere unter

Schäfers Obhut, der die Revisionsbogen häufig mit seinen gelehrten Bemerkungen begleitete, die meine Aufmerksamkeit schärften und meine Irrthümer berichtigten. Nicht gleiches Glück wurde dem Schlußbande der Anthologia Graeca zu Theil, dessen erste Hälfte durch die Schuld des mir unbekannten Correctors von häßlichen Druckfehlern entstellt ist.

Diese Arbeiten, die meinen Neigungen die angemessensten waren, und mich jedesmal in die heiterste Zeit meines Lebens versetzten, füllten fast alle Stunden aus, die meine Amtsgeschäfte leer ließen, und schoben die trüben Gedanken zurück, die sich dem Einsamen aufdrängten. Ich lebte sehr eingezogen. Schon früher hatte mich die langwierige Krankheit meiner Frau von dem Genusse der Gesellschaft entfernt gehalten; eine zunehmende Harthörigkeit war nicht geeignet, mich zu ihr zurückzuführen. Gegen dieses Uebel zu kämpfen, besucht' ich im Jahr 14 mit meiner Nichte, der Cammerherrin von Göchhausen und ihrem Manne das Carlsbad, aber ohne Erfolg. Kurz nach meiner Rückkehr wurde ich durch die Ankunft meiner Schwägerin, die sich seit 8 Jahren bei einem Bruder in Reval aufgehalten hatte, erfreut, und jetzt zu meiner und meiner Kinder Freude ihre Wohnung in meinem Hause nahm. Allzuschnell wurde mir dieser Genuß durch den plötzlichen Tod meines Bruders getrübt, der bei einer Fußreise nach dem Thüringer Walde,

den er beschrieben hatte, und von Zeit zu Zeit in wissenschaftlicher Absicht besuchte, vom Schlagflusse getödtet wurde (den 24sten Sept.). Sein früher Tod (im 51sten Jahre) machte eine eben so liebenswürdige als gebildete Frau zur Wittbe, und drei hoffnungsvolle Kinder zu Waisen. An seinem Grabe sprach sein vieljähriger College, der Ober-Consistorialrath Löffler inhaltschwere Worte, in denen er die sittlichen Tugenden des Verstorbenen, seine wissenschaftliche Bildung, seine Thätigkeit und Geschäftskunde der Wahrheit gemäß prieß.

Gegen das Ende des Jahres verheirathete ich mich mit meiner Schwägerin, der jüngsten Schwester meiner verstorbenen Frau, welche viele Jahre hindurch meine Freundin, oft meine Hausgenossin, in Freud' und Leid eine theilnehmende, verständige, heitre Gehülfin, und zu jeder Zeit eine mütterlich gesinnte Pflegerin meiner Kinder gewesen war. Sie wurde von diesen, was sie längst gewesen war, als eine zweite Mutter empfangen.

* * *

Meine vieljährige Beschäftigung mit dem Commentare der griechischen Anthologie hatte mich zu dem Studio der sogenannten Erotiker, Epistolographen und sophistischen Redner geführt. Ueber mehrere dieser Schriftsteller hatte ich Bemerkungen, zu mehr als Einem auch kritische Hülfsmittel aus den Handschriften der Münchner,

Augsburger und andrer Bücherschätze zusammengebracht. Dieß führte mich weiter zur Bearbeitung des Gesammelten. So entstand im Jahr 1821 die Ausgabe des Achilles Tatius, eines Schriftstellers von mittelmäßigem Gehalte, aber wegen der Quellen, aus denen seine Sprache geschöpft ist, vielfältig benutzt. An Ausgaben seines Romanes fehlte es nicht; aber alle diese waren mit großer Nachlässigkeit und mit geringen Hülfsmitteln verfertigt, selbst die von Salmasius, der auf die unhaltbare Grille von einer doppelten Recension gefallen war, um von der Ausgabe von Boden nicht zu sprechen, welche mit Hülfsmitteln prahlte, die der Herausgeber nie besessen hatte. Das begünstigende Glück, ohne das keine Arbeit von Umfang wohl gedeiht, und das Wohlwollen philologischer Freunde (unter denen ich mit Vergnügen den Hofrath Göttling in Jena, damals Rector in Neuwied, nenne), kam mir bei dieser Arbeit, wie früher bei der Anthologie zu Hülfe, so daß ich sie mit Unterstützung eines sehr reichen Apparates unternehmen konnte. An den Achilles Tatius schloß sich die Bearbeitung der Bilder des ältern und jüngern Philostratus an*), wobei mir mein

*) Ueber diese Werke, so wie über die Statuen des Kallistratus hatte ich im Jahr 1797 Animadversiones criticas herausgegeben, die auch den Titel führen: Exercitationes criticae in Scriptores veteres. Tom. II.

theurer und gelehrter Freund Welcker, damals in Göttingen, später in Bonn, für den archäologischen Theil insbesondre ein lieber und treuer Gehülfe war. Auch für die diplomatische Bearbeitung hatte ich mich guter Hülfsmittel zu erfreuen, von denen ich einen Theil den freundlichen Mittheilungen des gelehrten Boissonade dankte.

Während ich noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, wurde ich veranlaßt, meine Gedanken auf die Naturhistorischen Sammlungen Aelians zu wenden. Auch dieses war einer der Spätlinge, die ich zur Erklärung der Anthologie fleißig benutzt und mit Handschriften verglichen hatte. Noch vor dem Gebrauche diplomatischer Hülfsmittel hatte ich eine Anzahl kritischer Bemerkungen über dieses Werk*) bekannt gemacht, ohne doch je an eine Ausgabe desselben zu denken, die vielmehr von Schneider erwartet wurde. Im Jahr 18 kam Schneider, mit dem ich schon seit einer Reihe von Jahren in brieflichem Verkehr gestanden hatte, nach Gotha, wo ich ihn zum erstenmale persönlich kennen lernte. Da hier die Rede auf den Aelian kam, den er im Jahr 1784 während einer Krankheit nicht mit der größten Sorgfalt hatte bearbeiten können, und er den Vorsatz äußerte, dasselbe Werk mit

*) Observationes in Aeliani Historiam Animalium. Epistola ad J. G. Schneider. Jenae. 1804. 8.

bessern Hülfsmitteln herauszugeben, theilte ich ihm meine Sammlungen mit, die er, nebst zwei Exemplaren meines überall mit Zusätzen beschriebenen Wörterbuches, mit nach Breslau nahm. Binnen kurzer Zeit war die Arbeit so weit gediehen, daß Schneider glaubte, sie bis zum J. 22 dem Drucke übergeben zu können. Der Tod vereitelte diese Hoffnung, der ihn den 12ten Jan. 1822 in einem Alter von 72 Jahren der Welt entriß. Meine Sammlungen waren noch bei ihm. Als ich diese durch Manso, Schneider's vertrautesten litterarischen Freund, zurückforderte, wurde zuerst der Gedanke in mir rege, durch Herausgabe des Aelian gegen den vieljährigen Freund eine Pflicht der Pietät zu erfüllen. Die Erfüllung dieser schien keine großen Schwierigkeiten darzubieten. Nach Manso's und Schneider's eignen Aeußerungen mußte ich glauben, das ganze Geschäft werde sich auf Durchsicht des Ausgearbeiteten und einige eigne Zusätze beschränken; worauf ich mit den Erben in Unterhandlung trat, die dem neuen Verleger das Manuscript, so wie es sich vorfand, für 100 Thaler unter der Bedingung verkauften, daß Schneiders Name und seine zweite Bearbeitung auf dem Titel erwähnt würde. Beim Empfange des Manuscriptes sah ich nun freilich, daß mir bei weitem mehr übrig gelassen war, als ich geglaubt hatte*).

---

*) Dieser Nachlaß Schneider's ist von mir der

Die kritischen Hülfsmittel, deren sich Schneider zur Verbesserung des Textes bedient hatte, bestanden fast blos aus den Varianten der Münchner Handschrift, die er von mir erhalten hatte, und den sehr unvollständigen Excerpten der Rhediger'schen Bibliothek; von dem wichtigen Augsburger (jetzt ebenfalls Münchner) Codex, aus welchem die erste Ausgabe, aber mit vielen Irrthümern, geflossen ist, waren nur die von Andern gelegentlich angeführten Lesarten benutzt. Ich sah jetzt wohl, daß, wenn ich der Pflicht eines Herausgebers Genüge thun wollte, ich ein mühsames Geschäft übernommen hatte; da es aber einmal geschehen war, beschloß ich, auch das, was noch zu thun war, mit Gewissenhaftigkeit zu thun; und verschaffte mir in dieser Absicht die Lesarten aller Handschriften, zu denen ich im In- und Auslande gelangen konnte. Von diesen allen hab' ich in der Vorrede ausführlich gehandelt. Zu der Ausbeute, die sie gaben, gesellte sich noch zuletzt der Nachlaß der Reiskischen Emendationen, deren Gebrauch mir durch die gütige Vermittelung des Herrn Bischofs Mynster von der königlichen Copenhager Bibliothek verstattet

h. Bibliothek übergeben worden, um auch in Zukunft jedem Zweifler Rede zu stehn, und die Gewissenhaftigkeit des Gebrauches zu bezeugen. Er ist unter den Codd. Chart. B. no. 1480. aufgestellt. Auch noch mehreres von meinem kritischen Apparate wird dort aufbewahrt.

wurde. Aus diesen Hülfsmitteln trat das Werk nach fast achtjähriger Arbeit bei Frommann in einem anständigen Aeußern an das Licht. Dieß war die letzte meiner ausführlichen Arbeiten in diesem Fache.

Diese bisweilen trocknen Beschäftigungen wurden von Zeit zu Zeit durch andere unterbrochen, die sich zum Theil an meine, der Jugend gewidmeten Schriften anreihten, zum Theil auch eine eigne Reihe bildeten. In allen verfolgte ich denselben Zweck, die Heiligkeit der Sitten und das Sittliche der Religion in mannichfaltige Formen zu kleiden. Seit der Erscheinung von Rosaliens Nachlaß, kurz nach einander in drei Auflagen wiederholt, waren die Augen der Sosier auf mich gefallen, und warben um Verlag bei mir; auch die Sammler von Taschenbüchern und Almanachen suchten Beiträge bei mir. So entstand eine Anzahl von Erzählungen und Novellen, die nachher innerhalb der Jahre 1824 bis 1837 zu Leipzig in 7 Bänden gesammelt erschienen sind 44). Es hat mich nicht gereut, diesen Spielen der Phantasie einige Zeit gewidmet zu haben. Sie haben zu meiner Erheiterung beigetragen; auch haben sie mir in der lesenden Welt Freunde erworben, ohne mir die Freunde zu entziehn, die ich unter den Philologen besaß. Wie viel von dieser Gunst dem poetischen Werthe dieser Arbeiten angehört, kann und will ich nicht beurtheilen; gewiß aber haben die Gesinnungen, die ihnen zum Grunde

liegen, daran Theil gehabt. Es ist übrigens nicht ohne Absicht geschehn, daß sich in einigen derselben Menschen zusammenfinden, die durch die verschiedenartigsten Formen des Cultus getrennt, durch eine wahrhafte und tiefe Frömmigkeit, als den Kern aller Religionen, ohne Nachtheil für diese zu einer schönen und edeln Liebe verbunden werden.

* * *

Nachdem ich so die Geschichte meines litterarischen Lebens fast bis zu seinem Abschlusse abgerollt habe, will ich zu meinem Privat-Leben zurückkehren. Im Jahr 1816 entriß mir der Tod einen meiner frühsten und gelehrtesten Schüler, den Professor Carl Friedr. Wunderlich in Göttingen, der mir, nachdem ich ihn als Knaben im Griechischen unterrichtet hatte, während seines ganzen Lebens große Anhänglichkeit und Liebe erwiesen hat. Die Richtung seines philologischen Talentes entwickelte sich früh. Schon da er als ein noch nicht funfzehnjähriger Knabe von Greußen nach Gotha kam, zeigte sich in ihm eine vorzügliche Neigung zu grammatischen Untersuchungen, ein ausgezeichneter Scharfsinn, vornehmlich bei allem, was auf Grammatik Beziehung hatte, das glücklichste Gedächtniß und unermüdlicher Fleiß. Diese Gaben entwickelten sich während seiner akademischen Laufbahn auf das Erfreulichste. Aber mitten unter den schönsten

Hoffnungen, die zum Theil schon in Erfüllung gegangen waren, starb er als Professor in Göttingen, den 12ten März 1816, in der Blüthe seiner Jahre, mit Hinterlassung einer Witthe und zweier Söhne, die dem Namen ihres Vaters Ehre bringen 46).

Kurz vorher im Februar 1816 wurde der General-Superintendent des Landes, Josias Friedrich Löffler, während einer Amtshandlung auf dem Lande vor dem Altar vom Schlage gerührt. Vergebens versuchte man, ihn in's Leben zurück zu rufen. Die Nachricht von seinem Tode ward mit Bestürzung vernommen; aber sein Wunsch, eines leichten Todes zu sterben, war erfüllt. An dem Orte, wo er gestorben war, wurde er, dem Wunsche der Gemeinde gemäß, begraben. Zahlreiche Verehrer und Freunde folgten ihm zum Grabe trauernd nach. Sein Andenken ist auf die würdigste Weise von seinem Schwiegersohne, meinem verehrten Collegen, Friedrich August Ukert, in dem, Löffler's kleinen Schriften vorgesetzten Leben gefeiert; und alljährig wird es von den Kindern der Freischule begangen, einer Anstalt, die ihm vorzüglich ihre Entstehung, ihr schnelles und gedeihliches Emporblühn aber fast allein seinem Eifer dankt.

Einer der schönsten Tage des verdienstvollen Mannes war das am 1sten September 1811 auf einer der Höhen des Thüringer Waldes vom Herzog August veranstaltete, von Löffler geordnete

Fest des h. Bonifacius bei der ersten christlichen Kirche in Thüringen, am Fuße des dort als Symbol des christlichen Lichtes errichteten Candelabers, wo er selbst, der Abt des Benedictiner-Klosters in Erfurt, und ein reformirter Prediger aus Schmalkalden in angemessenen Reden die Einführung des Christenthums in dem heidnischen Thüringen feierten *). Dieses schöne, mit der größten Theilnahme gefeierte Fest der drei, zu einem christlichen Zwecke vereinigten Confessionen schien das Morgenroth eines bessern Tages zu seyn, als der, welchen die Starrheit der römischen Hierarchie vor kurzem an dem Himmel der christlichen Völker heraufgeführt hat. Löffler selbst schrieb damals: „Wir haben uns bei dieser Gelegenheit überzeugt, daß es einer förmlichen Vereinigung der christlichen Kirchen zu einer einzigen, oder einer gänzlichen Uebereinstimmung in Gebräuchen und Anordnungen durchaus nicht bedarf, wenn sie nur sonst durch das Band der Freundschaft und Hochachtung vereinigt sind, und jede Kirche die andre neben sich bestehen läßt und ehrt."

Sechs Monate nach Löffler's Tode wurde Dr. Bretschneider von Annaberg hierher berufen. Seine Einführung als Ephorus der Kirchen des Landes gab zu einem kleinen Kriege Veranlassung, über den ich einige Worte zu sagen genöthigt bin.

*) S. Bonifacius oder Feier des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen von Löffler. Gotha, 1812. 8.

Das Geschäft der Einführung war dem Ober-Hofprediger Schäfer übertragen worden, einem unbescholtenen Manne, der sich aber weder auf der Kanzel, noch im Consistorio, noch in Gesellschaft geltend zu machen wußte. Im Jahr 1791 von Magdeburg hierher berufen, schloß er sich zunächst an Löfflern an, der ebenfalls aus dem Preußischen Dienste nach Gotha gekommen war, und lebte eine Reihe von Jahren mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen. Er hatte früher mit ihm rationalistischen Ansichten gehuldigt; später gab er sich dem symbolischen Glauben hin; und diese Meinungsverschiedenheit wurde durch collegialische Misverständnisse geschärft. Doch wäre dieß wahrscheinlich dem Publicum gänzlich unbekannt und unbeachtet geblieben, hätte sich Schäfer nicht beigehen lassen, in seiner Einführungsrede dem Verstorbenen religiöse Irrthümer zur Last zu legen, und sich auf diese Weise zum Richter über Wahrheit und Irrthum aufzuwerfen. Diese, an der Stelle, wo sie gesprochen worden, höchst unschicklichen Anklagen gegen einen verstorbenen Freund und Amtsbruder erregten den allgemeinsten Unwillen. Ein von Mehrern schon früher gefaßter Gedanke, dem Verstorbenen ein Denkmal zu setzen, wurde von neuem wach, und jetzt bei erneuter Anregung, mit größerer Lebhaftigkeit — vielleicht von Einigen auch mit nicht lobenswerther Heftigkeit durchgesetzt.

Als mir diese Sache zu Ohren kam, beschloß ich, einige Worte über dieses Vorhaben und das Religionswesen im Lande zu schreiben, und ohne alle Beziehung auf die durch Schäfers Ungeschick verursachte Aufregung, der Sache eine christliche und humane Richtung zu geben. In diesem Sinne ließ ich, zum Besten der Freischule, einige Blätter an das Licht treten, unter dem Titel: „Zufällige Gedanken bei einem, dem Gedächtnisse des sel. Löffler zu errichtenden Denkmale" *) — ohne auch nur von Ferne zu ahnden, daß diese Schrift, die von allen persönlichen Rücksichten gänzlich frei war, irgend einen Anstoß geben oder Widerspruch erfahren würde. Dennoch geschah dieses. Ein junger Prediger von höchst leichtsinnigem Wesen benutzte die Gelegenheit, einem Gönner gefällig zu seyn, und ließ eine Schrift ausgehn, der er in Beziehung auf die meinige den Titel gab: „Auch zufällige Gedanken über das Löfflerische Denkmal." In diesem Pamphlet war dem Verstorbenen jedes Verdienst auf die allergemeinste Weise abgesprochen; Schäfer hingegen mit lächerlichem Pathos gepriesen; die Errichtung des Denkmals verhöhnt und verunglimpft; die Gesinnungen der Stadt in Beziehung auf Religion geschmäht und verketzert; und

*) Gotha. 1816. Auszüge daraus sind dem 1sten Theile dieser Vermischten Schriften S. 349—402 einverleibt.

in diesen Blättern standen die niedrigen Gesinnungen mit dem platten Stil in gleichem Verhältnisse. Mir selbst war nirgends darinne zu nah getreten; ja, geschmeichelt sogar; aber die Entrüstung, die Ton und Absicht der Schrift in mir zurückließ, zwang mich fast, eine Anzahl Fragen an den ungenannten Verfasser zu richten, in denen ich ihm, unter meinem Namen, die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit vorhielt, deren er sich schuldig gemacht hatte[46]). Diese Fragen erhielten eine weitschweifige, unlesbare Antwort von dem ungenannten Gegner, den die dringendste Aufforderung nicht hatte bewegen können sein Gesicht zu entblößen; worauf eine zweite Schrift gleichen Inhalts unter Schäfers Namen erschien, die nicht lesbarer war als die frühere. Da mich die Sache jetzt ekelte, vornehmlich weil ich sah, daß mein Gegner weder den Streitpunkt des Handels begriff, noch die beispiellose Nichtswürdigkeit seines Lobredners fühlte, machte ich der Sache ein Ende durch die Erklärung, daß ich auf die gegen mich gerichteten sogenannten „christlichen Antworten auf unchristliche Fragen" keine Silbe erwiedern würde; wodurch ich meinem Gegner den angenehmen, aber von keinem Andern getheilten Glauben ließ, Unwiderlegliches geschrieben zu haben.

* * *

Das nächste Jahr bot wenig Merkwürdiges. Aber im Jahr 1818 den 20sten Februar verlohr ich meinen ehrwürdigen Vater im 79sten Jahre seines Alters. Die letzten Stürme des Krieges, die im Jahr 13 unser Land betrafen, hatten die stille Thätigkeit seines Lebens gestört. Er verließ das Amt, das er drei und zwanzig Jahre lang mit Ernst und strenger Gewissenhaftigkeit verwaltet hatte, und kehrte in die Stadt zurück, wo er in dem Kreise seiner Kinder und der liebenswürdigen Beckerischen Familie, welcher seine höchst achtbare Frau angehörte, sein Leben in frommer Vorbereitung zu seinem Tode beschloß. Sein Andenken ist in Segen bei den Seinigen und bei Allen, die ihn gekannt haben.

In demselben Jahre, um Ostern, feierte der älteste meiner Lehrer und der einzige noch übrige, Schütz in Halle, sein funfzigjähriges Doctor-Jubiläum, und lud mich, der seit einer Reihe von Jahren in den freundschaftlichsten Verhältnissen und ununterbrochnem Briefwechsel mit ihm gestanden hatte, mit den freundlichsten Worten dazu ein. Ich überwand also die Abneigung, die ich gegen solche Feierlichkeiten hege, und folgte in Gesellschaft meiner Freunde, Kries und Ukert, der Einladung des Jubilars, den ich nach drei Lustris, in denen ich ihn nicht gesehn hatte, außer einigen Beschädigungen der Zeit an Zähnen und Haaren, fast unverändert fand. Die Heiterkeit seines Gemüthes war sich gleich geblieben. Höchst



überraschend war die Kraft und Gegenwart des Geistes, mit der der achtzigjährige Greis seine Disputation bestand, auf die zahlreichen, an ihn gerichteten Huldigungen in gewandter Stegreifrede antwortete, und, nach ihrer Beendigung, bei dem ihm bereiteten Festmahle, nach einer Anstrengung mehrerer Stunden, alle Gäste an Munterkeit übertraf. Hier hatte ich die Freude einige ältere Bekanntschaften zu erneuern, des verehrten Canzlers der Universität Dr. Niemeyers, des Staatsraths von Jacob, und meines gelehrten, dem Leben allzufrüh entrissenen Namens-Verwandten, Dr. August Jacobs, der sich später mit der Niemeyerischen Familie verband. Die Professoren Maaß, Seidler und Wachsmuth lernte ich damals kennen; und in dem jüngern Geschlechte, den Dr. Karl Georg Jacob, der damals unter den Opponenten, später als Lehrer in Cöln und Schul-Pforte, und vor dem größern Publicum sich als gelehrter und geistreicher Schriftsteller in mehr als Einem Fache ausgezeichnet hat.

Um diese Zeit erregte in der Zeitung für die elegante Welt (1818. no. 16—18) ein archäologischer Aufsatz über die Hierodulen einen kleinen litterarischen Krieg. Die Veranlassung dazu hatte ein von Hirt geordneter und characteristisch costumirter Maskenaufzug bei einem Feste der königlichen Familie in Berlin gegeben, bei welchem eine Anzahl Priesterinnen als Hierodulen aufgetreten waren, von denen der Verfasser des Auf-

satzes behauptete, daß das Alterthum darunter eine Classe von Tempeldienerinnen verstanden habe, die zugleich dem Dienste der Liebe gewidmet waren. Diesen Aufsatz, in welchem sich mannichfaltige Gelehrsamkeit mit einiger Satyre mischte, wurde fast allgemein dem Hofrath Böttiger zugeschrieben, was dieser von sich ablehnend, Andern zuzuschieben suchte, auf den Herzog von Gotha deutend, dem ich die Feder geliehen haben könnte. Oeffentlich diese leichtfertige Verdächtigung von mir abzulehnen, würde ich für unschicklich gehalten haben; ich schrieb also an Hirt, den ich nicht lange vorher persönlich kennen gelernt hatte, daß ich zu meinen eignen Schulden die Schulden Anderer auf mich zu nehmen nicht Lust hätte. Hirt antwortete: „das in Leipzig verbreitete Gerücht habe weder bei ihm, noch bei irgend einem seiner Freunde den mindesten Anklang gefunden, indem vom Anfange an kein Zweifel über den wahren Verfasser gewaltet habe.“ Ich habe diese an sich unbedeutende Sache nur, in Beziehung auf Böttiger und das Misgeschick erwähnt, das er hatte, für das viele von ihm an Andre gespendete Lob im Ganzen nur geringen Dank einzuernten, indem Beispiele dieser Art, deren sein litterarisches Leben mehrere bietet, die Meinung erregten, daß seine Neigung zu loben, weniger die Frucht tiefgewurzelter Gutmüthigkeit, als der Furcht und der Eitelkeit, nur allzuleicht, wenn es gefahrlos sey, dem Spotte Platz mache. Diese

Meinung ist nicht ganz ungegründet, aber sie auf jeden Fall auszudehnen, und ihm die Gutmüthigkeit, die er gewiß in hohem Grade besaß, abzusprechen, würde großes Unrecht seyn. Wie oft haben Böttigers Freunde den Mangel an Muth und Selbstständigkeit an ihm beklagt, der keinen Gegner zu fürchten brauchte, wenn er, gerüstet wie er war, überall mit der seinem Wissen angemessenen Würde hätte auftreten wollen.

Im Sommer desselben Jahres führte ich meinen jüngsten Sohn Paul Emil, welcher von Kindheit an die entschiedenste Neigung zur Mahlerei gezeigt hatte, in die Akademie der Künste zu München ein. Die Rückkehr nach dieser Stadt bot mir jetzt, nach acht Jahren, nur Erfreuliches dar. Vor Allem hatte ich die Freude, den herrlichen Jacobi wieder zu sehn, heiterer als ich ihn verlassen hatte, voll warmen Herzens, wie immer; jeder lichten Erscheinung in der Litteratur und im Staate zugewendet, seinen Freunden treu, gegen Widersacher versöhnlich und edel[47]). So fand ich auch die übrigen Freunde, Schlichtegroll, der mir in seinem Hause eine Wohnung einräumte; Niethammern, Thierschen, Koppen und Schellings in einer angenehmern Lage als vormals. Einer dieser Freunde, Professor Kopp, damals am Gymnasium zu München, nahm meinen Sohn bei sich auf, und wurde dem funfzehnjährigen Knaben ein freundlicher Mentor. Fast

drei Wochen brachte ich hier auf das angenehmste zu. Die Stadt war nach mehreren Seiten hin erweitert und verschönert; die Regsamkeit ihrer Bewohner schien mir vermehrt; die wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten standen in schöner Blüthe. Gerade um diese Zeit war der vierte Theil von Zschokkes baierischer Geschichte erschienen, welcher die Regierung Carl Theodors enthält, und setzte das Publicum in Bewegung; den Mittelstand zu seiner Gunst; der Adel hingegen und ein Theil der vornehmen Welt fühlte sich verletzt durch die Enthüllung kaum geheilter Geschwüre, und durch die Erinnerung an Zustände, die der Regierung zur Schmach, dem Klerus nicht zur Ehre gereichten; manches auch was sie in mehr als einer Beziehung für immer hätten auslöschen mögen. Mir bot die lebendige Darstellung eines kaum entschwundenen Zeitraumes zu den freudigsten Betrachtungen Stoff. Durch sie erst wurde mir vollkommen klar, welchen herrlichen Aufschwung die Regierung binnen achtzehn Jahren genommen, wie viele Anstöße gehoben, wie die Wege zu den edelsten Zielen gebahnt worden waren. Es war eine neue Schöpfung, über der zur Freude Aller Max. Joseph waltete, der König mit dem mildesten Herzen, dem hellen und klaren Sinn, der Vater seines Volkes, und sein Wohlthäter, wie eine sichtbare Providenz. Damals schrieb ich an einen meiner Freunde noch von München aus Folgendes:

„Manches hat sich in der kurzen Zeit, seit ich von hier geschieden bin, anders und besser gestaltet. Mehrere der wissenschaftlichen Anstalten, die vor acht Jahren beabsichtigt, aber noch nicht begonnen waren, stehen jetzt vollendet da. Die Wohnung, in der ich dieß schreibe, liegt zwischen dem botanischen Garten und dem chemischen Laboratorium, beides neue Anstalten, und großartig ausgeführt. Alles eilt höherer Reife zu. Wer das heutige München mit dem vergleicht, was es im vorigen Jahrhundert unter dem, nicht geistlosen, aber durch ein ausschweifendes Leben jeder edeln Bestrebung entfremdeten Carl Theodor, war, der wird geneigt an Wunder zu glauben. Allerdings zwar hat die Zeit mitgeholfen; aber wo ist je etwas Großes anders als mit dieser Hülfe gewirkt worden? Das Verdienst der Könige und Fürsten ist, die Zeit zu verstehn, und ihres Beistandes sich würdig zu zeigen. Dieß ist hier mit Einsicht geschehn, und nur aus dem lebendigen Gefühle, zumal des jüngern Geschlechtes, wie sehr seine Fortschritte durch das Zerstören der Hemmungen und Hindernisse gefördert worden, läßt sich der Unmuth begreifen, mit dem das Concordat hier aufgenommen worden ist. Dieser Gegenstand wird jetzt noch allgemein besprochen, und da Jedermann — eine und die andere alt-adelige Familie ausgenommen — unzufrieden darüber ist, und es als einen höchst bedenklichen Rückschritt beklagt, so ereignet sich

die sonderbare Erscheinung, daß dieses Concordat keinen Autor hat, wenigstens keinen, der sich dazu bekennen will. Einigen Trost gab dagegen die Bekanntmachung der Constitutions-Akte; und es ist gewiß, daß diese von dem Könige mit großem Eifer betrieben wurde, damit alle in dem gegenwärtigen Baiern vereinigten Confessionen durch die Gleichstellung ihrer Rechte beruhigt würden[47a]). Während die Regierung hiermit beschäftigt war, und der Plan Einigen bekannt wurde, mußte sich in der Frauen-Kirche ein Wunder begeben. Ein Marienbild, das bisher wenig beachtet, in einer Ecke gestanden hatte, sollte plötzlich auf den Einfall gekommen seyn, die Augen zu verdrehn; die Nachricht von dieser Erscheinung hatte sich schnell verbreitet, und wurde von dem Volke geglaubt, obgleich Niemand einen Urheber von der Nachricht oder einen glaubhaften Zeugen anführen konnte. Die Kirche füllte sich immer mehr; und da die Bewegung bedenklich zu werden drohte, wurde das Bild in möglichster Stille entfernt[48]). Noch jetzt aber, nach vier Wochen, sieht man von Zeit zu Zeit Andächtige, Frauen insbesondre, vor der leeren Stelle knien, und Kerzen da aufstecken, wo das Bild gestanden hat. Manche vermutheten, daß dieses Wunder veranstaltet, oder gänzlich erdichtet worden sey, um mit den alten und verbrauchten Mitteln das Ansehn des herrschenden Glaubens gegen die Gleichstellung der Confessionen zu schützen.

War dieß, so sind doch die gehofften Folgen ausgeblieben. Die Regierung ist in ihrem Gange fortgeschritten, und die Confessionen sind, dem Klerus zum Verdruß, gleichgestellt geblieben."

Während dieses Aufenthaltes in München hatte ich Gelegenheit Cousin, welcher damals zuerst zu den Quellen der deutschen Philosophie wallfahrtete, kennen zu lernen; desgleichen den berühmten Bibliomanen, Lord Spencer's Akratus, den Reverend Frognall Dibdin; auch Rudhard, welcher später in Griechenland eine kurze, nicht erfreuliche Rolle gespielt hat. Nachdem ich meinen Sohn in der Akademie der Künste eingeführt, und unter der freundlichen Leitung des Professors Langer in voller Thätigkeit gesehen hatte, trat ich die Rückreise, meistentheils in Gesellschaft Herrn Ulr. Becker's an, der aus Isserten kommend, als Rector an das Gymnasium von Ratzeburg ging. Bei der Rückkunft nach Gotha fand ich Mr. Millingen mich erwartend, um das Münz-Cabinet zu besehn; welchem unmittelbar darauf in derselben Absicht der Bischof von Seeland Fr. Münter, und der französische Gesandte Latour-Maubourg folgten. Kurz hernach wurde mir die Freude zu Theil, den edeln Savigny und seine Frau, und um dieselbe Zeit meinen alten Freund Buttmann noch einmal zu sehn.

Aus jenem Zeitraume datirt mein brieflicher Verkehr mit J. A. Penzel, der sich damals

als Lector der englischen Sprache in Jena aufhielt, nachdem er achtzehn Monate lang zu den Plagegeistern meines armen Freundes Schlichtegroll gehört hatte. Ich will hier Einiges von den letzten Schicksalen dieses, seiner Gelehrsamkeit und seines unsteten Lebens wegen merkwürdigen Mannes, den ich persönlich nie habe kennen lernen, erwähnen, was nicht mit gehöriger Genauigkeit bekannt geworden ist. Penzel hatte sich nach mannichfaltigem Herumtreiben unter slavischen Völkern, wovon er in der Zueignung des letzten Bandes von Dio Cassius an Scheffer Nachricht gibt, in Triest niedergelassen, wo er zwölf Jahre lang den Italienern im Deutschen, den Deutschen im Italienischen Unterricht gab; bis ihn im Jahr 1811 das Continental-System, wie er mir schrieb, alle Möglichkeit raubte, länger dort auszudauern. Schlichtegroll, schon seit längerer Zeit mit ihm in Briefwechsel, erhielt nicht sobald von dieser Lage Nachricht, als er hierinne eine Gelegenheit sah, zu gleicher Zeit dem bedrängten Manne zu helfen, und der königlichen Bibliothek einen brauchbaren Gehülfen zu verschaffen *); und schrieb ihm, wenn er nach München kommen könne, wolle er zu bewirken suchen, daß ihm als Diurnisten die Catalogirung der lateinischen Handschriften übertragen würde. Penzel schlug ein; da sich aber seine Abreise um ein ganzes Jahr

*) S. Schützens Leben. 2. Bd. S. 436.

verzögerte, so daß er erst im Sommer 1812 in München ankam, so hatte sich die Lage der Dinge in mehr als einer Beziehung verändert. Jacobi hatte seine Stelle als Präsident niedergelegt; (die Gegner logen: niederlegen müssen)*); die Administration der Akademie war dem Geheimerath von Ringel übertragen worden; der Wirkungskreis des General-Secretärs war von mehrern Seiten gehemmt. Penzel kam offenbar zur unrechten Zeit. Außerdem war der Aufzug, in dem er erschien, so wenig geeignet Vertrauen einzuflößen, sein schroffes und rauhes Wesen hingegen so vollkommen geschickt, jede Gunst zu verscheuchen, daß der Minister nicht zu bewegen war, ihn bei der Bibliothek brauchen zu lassen, der General-Secretär aber sich auf das beschränkt sah, was er als Privatmann zur Erleichterung des Hülfsbedürftigen thun konnte. Hierdurch war Penzel, wie man glauben kann, nicht zufrieden gestellt. Er schrieb an den König, an den Minister, an Ringel, ohne Erfolg; endlich, um dieser Zudringlichkeit ein Ende zu machen, ließ ihm Ringel durch die Polizei befehlen, die Stadt binnen vier Wochen zu räumen. Jetzt spann sich Penzel in seinem Zorne einen künstlichen Roman aus. Entweder habe Ringel, welcher damals unumschränkter Despot der Akademie gewesen, geglaubt, seinem Stolze kein kleines Opfer

*) S. Schützens Leben. 2. Bd. S. 440.

zu bringen, wenn er die von Schlichtegroll gegebnen Versprechungen nicht hielt; oder Schlichtegroll habe jenen harten Polizei-Befehl gegen ihn ausgewirkt, weil es ihm unerträglich gewesen, ihn (Penzeln) als ein sichtbares Zeichen seines verminderten Einflusses in München herumwandeln zu sehen[49]). Dieser Wahn wurde durch einige Menschen genährt, deren es in jeder akademischen Demokratie gibt, die ihre Ansprüche nicht vollständig befriedigt sehn, und darum den Vorständen grollen, die sie der Parteilichkeit und des übeln Willens beschuldigen. Da Penzel nach der gesetzten Frist nicht ging, erhielt er von neuem Befehl, die Stadt, und zwar binnen 48 Stunden, zu verlassen, oder gewärtig zu seyn, daß er durch Gensd'armen der Post übergeben würde. Diese Maasregel war hart; aber eben deshalb kann man mit der größten Sicherheit behaupten, daß Niemand weniger als Schlichtegroll die Hand dabei im Spiele hatte. Genug, Penzel verließ München den 3ten Nov. 1813 und schrieb von Nürnberg aus an Schlichtegroll — von dem er nicht Abschied genommen hatte — einen Brief, „den, wie er selbst sagt, vielleicht nur wenige an Bitterkeit übertreffen mochten." Nachdem er auch hier 14 Tage verweilt hatte, ging er nach Halle, schrieb hier die zweite Hälfte des 2ten Bandes vom Dio Cassius, und ohn' Unterlaß auf eine neue Bearbeitung des Strabo bedacht, folgte er einer Einladung Bertuchs nach Weimar, indem

er hier die Erfüllung seines Wunsches erwartete. „Wie erstaunt aber war ich, schreibt er, als mich Bertuch mit sardonischem Lachen empfing, und mir erklärte, daß ein Unternehmen von so langem Athem, wie der Strabo, unserm beiderseitigen Alter nicht angemessen sey." Dagegen äußerte er die Hoffnung, an ihm, bei seiner Kenntniß neuerer Sprachen, einen guten Mitarbeiter für seine Zeitschriften, vorzüglich für die Ephemeriden, zu finden. „Ich, schreibt er in einem seiner lateinischen Briefe, ich, der in zehn Lustris den Strabo nie aus den Händen gelegt und keinen Wunsch habe, als meine Laufbahn mit dem Autor zu beschließen, mit dem ich sie angetreten, verwarf diesen Vorschlag mit dem größten Unwillen, verließ Weimar, und begab mich nach Jena, wo mir Eichstädt sogleich einen Theil der Allgemeinen Litteratur-Zeitung anvertraute." Hier wurde ihm auch die Stelle eines Lectors der Englischen Sprache mit einem Gehalte von 100 Thalern zu Theil, was ihm, mit dem kärglichen Ertrage von Privat-Stunden, zur Fristung des Lebens hinreichte (ad vitam aegre, imo aegerrime tolerandam). Den Strabo behielt er dabei immer in den Augen; aber ohne etwas ferner darinne zu leisten; faßte auch den Gedanken, den in politischen Versen geschriebenen Roman des Theodorus Prodromus, den er nur dem Namen nach kannte, zu übersetzen, wenn er ihn nicht allzu schlecht fände. Dieser Vorsatz hat keinen Erfolg

gehabt. Eine Gehaltsvermehrung, die er durch mich von dem Herzoge zu erhalten suchte, konnt' ich ihm nicht verschaffen, wohl aber ein Geldgeschenk ein für allemal. Er starb im Jahr 1819.

Das Jahr 1822 verminderte wiederum den Kreis meiner Gönner und Freunde. Der 18te März endete das Leben des trefflichen Rudolf Zacharias Becker, eines der achtungswerthesten Volksschriftsteller, so wie eines für alles Gute und Nützliche eifrigen Mannes, der mir eine Reihe von Jahren hindurch in Freud' und Leid Theilnahme und Liebe bewiesen, und dieses Wohlwollen, so wie seine Tugenden auf seine liebenswürdige Familie übertragen und vererbt hat. — Kurz nach ihm erkrankte der Herzog, und starb nach einem kurzen Krankenlager, den 17ten Mai, zum großen Schmerze seines Landes, das sich seiner milden Regierung noch lange zu erfreuen gehofft hatte. Wie viel ich ihm zu danken habe, wie viele Nachsicht er gegen mich gehegt, und wie hoch er die geringfügigen Dienste, die ich ihm leisten konnte, angeschlagen, hab' ich an mehr als Einem Orte berichtet, so wie auch über seine poetischen Spiele in diesen Vermischten Schriften *)

*) Ein Aufsatz in dieser Sammlung Bd. 1. S. 81 bis 86 ist an dem Tage seiner Beerdigung geschrieben. Ein anderer im 6ten Bande S. 456—492 enthält einige seiner Poesien, und Mehreres über meinen poetischen Verkehr mit ihm. S. Anhang no. 50.

gesprochen. Dem, was ich dort und im Anhange über seine Persönlichkeit gesagt habe, will ich hier noch einige Worte hinzusetzen. Der Bau seines Körpers war ausgezeichnet zu nennen, sowohl wegen seiner Größe, als wegen seiner Regelmäßigkeit. Die starke Ründung seiner Hüften gab ihm einen weiblichen Character, dem auch die Weichheit seiner Muskeln und die Weiße seiner Farbe entsprach. Diesen äußerlichen Eigenschaften waren auch seine Neigungen analog, die mehr den Stempel des Weiblichen als des Männlichen trugen, seine Liebe zum Putze und, in jüngern Jahren, zu fantastischer Bekleidung und zum Gebrauche kosmetischer Mittel. Auch Anderes hing durch geistige Fäden mit dieser Anomalie züsammen; vorzüglich eine gewisse divinatorische Kraft, die ihn auch das wahrnehmen ließ, was in einer Ferne geschah, zu der seine sehr kurze Sehkraft nicht reichte. Das Innere Anderer errieth er leicht. Er schlief wenig; dem Genusse der Tafel, worinne er sehr mäßig war, zog er das Gespräch vor, zu dem er immer aufgelegt war. Sein Geist schien immer in Bewegung. Ich habe ihn nie gähnen, aber auch nie von Herzem lachen gesehn.

Sich an eine geregelte Lebensweise zu binden, widerstrebte seiner Natur. Dennoch hielt er die alte Geschäftsordnung aufrecht, zu den Ministerial-Sitzungen bestimmte Stunden an bestimmten

Tagen anzuwenden, über alles Eingekommene Beschlüsse zu fassen, und so jede laufende Woche die Geschäfte der vorigen ohne Aufschub zu erledigen. Diese löbliche Gewohnheit hielt er bis zu seinem Ende fest. In seinen Regierungs-Grundsätzen war er mild und gerecht. Er wünschte geliebt zu seyn, und dieser Wunsch ward ihm gewährt, wo er gekannt war. Furcht war ihm fremd. In den Stürmen des Krieges blieb er auf seinem Platze, änderte auch in seiner Lebensart nichts; und daß das Land mehr als jedes andere der benachbarten geschont wurde, verdankte es seiner Anwesenheit und der Achtung, die er dem Sieger bewies. Des Herzogs politische Grundsätze sind mir nicht genug bekannt, um sie mit Sicherheit anführen zu können. Nach dem Umschwunge der Dinge im Jahr 13 scheint er mit sich selbst im Zwiespalt gewesen zu seyn. Während er bei der Bewaffnung des Landes geschehn ließ, was die Umstände forderten, spottete er des übertriebenen, so plötzlich über Nacht erwachten Deutschthums, das sich in hohlen Reden, geschmacklosen Trachten und selbstersonnenen altdeutsch seyn sollenden Gebräuchen kund gab. Was im Uebrigen seine Ansicht jener großen und ruhmvollen Zeit betrifft, so kann ich auch hierüber nur unvollständig urtheilen, da ich vermied mit ihm über einen Gegenstand zu sprechen, über den seine Gesinnungen, so weit ich sie kannte, von den meinigen zu weit abwichen, um einem ruhigen Be-

sprechen Raum zu gestatten. Mein gewöhnliches Geschäft bei ihm war harmlos und von der Politik des Tages gänzlich entfernt. Der Herzog selbst störte mich in meinen Ansichten nicht. Von den politischen Flugschriften, in denen ich diesen Luft machte, hat er wohl schwerlich Kenntniß genommen, außer daß er ihr Dasein erfuhr, wenn ich sie ohne weitere Empfehlung auf seinen Tisch legte.

Ueber seine Ansicht von Religion war er mit sich nicht im Reinen. In seinen poetischen Compositionen zeigte er eine entschiedene Vorliebe für den katholischen Cultus, vielleicht nur weil ihm dieser die Farben darbot, deren er zu seinen Gemälden bedurfte. Vielleicht wirkte hierbei auch die Glaubensveränderung seines Bruders, und seine Achtung gegen Pius VII., dem er mit größerer Unterwürfigkeit huldigte, als sich mit der Würde eines protestantischen Fürsten seines Hauses zu vertragen schien[51]. Doch blieb er dem Aeußern nach seiner Kirche treu. Er nahm alljährlich und auch auf seinem Todenbette das Abendmahl nach lutherischem Ritus.

* * *

In demselben Jahre, den 4ten Dec. starb der älteste meiner Freunde, Friedrich von Schlichtegroll, nach mannichfaltigen Leiden, von denen ihm die Leiden des Gemüths die schmerzlichsten waren. Glücklich in seinem Hauswesen, ward

er durch die Verhältnisse zu Boden gedrückt, die aus seiner amtlichen Stellung entstanden. Unermüdet in seinen Geschäften, so viele deren auch auf ihm liegen mochten, gefällig bis zum Uebermaaße, von anerkannter Geschicklichkeit, vorzüglich in administrativen Geschäften, von der Regierung geschätzt und ausgezeichnet, war er, bei einer Friedfertigkeit ohne Gleichen, unaufhörlichen Angriffen und Beleidigungen blosgestellt. „Ich stehe keinen Morgen auf, schrieb er mir eines Tages, ohne zu denken: was wirst du nun heute zu dulten, welche Kränkung wirst du heute zu ertragen haben? und wenn ein Tag ohne dergleichen verflossen ist, dank' ich Gott dafür, als für ein glückliches Ereigniß." Sein aufrichtiger Wunsch war, daß die Akademie der Wissenschaften, dem Zwecke der Regierung entsprechend, den Ruhm des Landes befördere; was dazu beitrug, erfreute ihn; aber diese Freude wurde nur allzu oft bald durch äußere Angriffe in der Nähe des Institutes, bald durch Befeindungen aus ihrem Innern heraus verbittert. Sein Briefwechsel mit seinem Freund und Collegen, dem Freiherrn von Moll, den dieser im 3ten Bande seiner Mittheilungen *) bekannt gemacht hat, ist ein großes Passional, in welchem man die einzelnen Dornen zählen kann,

*) Des Freiherrn Carl Erenbert von Moll Mittheilungen aus seinem Briefwechsel. Prodromus seiner Selbstbiografie. MSC. (in 50 Abdrücken). IV Abtheilungen. 1834. 8.

die bei der Lenkung des wissenschaftlichen Vereines, dem er vorstand, in sein Herz gedrückt wurden, und die abzuwehren, die Natur ihm mehr Metall hätte verleihen müssen. Es hatte nicht an ihm gelegen, sich dieser Noth zu entziehn. Mehr als einmal hatte er die Regierung und den Minister dringend gebeten, ihn bei der Bibliothek oder bei einem andern ähnlichen Geschäfte anzuwenden, die Direction der Akademie aber einem Andern anzuvertrauen [52]. Seine Bitten blieben unerfüllt. Im Sommer 22 suchte er Erholung und neue Kraft in dem Bade von Kissingen, von wo er Gotha besuchte, in der Hoffnung, daß das Wiedersehn seiner Verwandten und Freunde, vielleicht auch die vaterländische Luft selbst das vollbringen würde, was die Kraft des Heilwassers anfangen sollte. Diese Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Keinem seiner Freunde konnte das schnelle Versinken seiner Kräfte verborgen bleiben. Von seiner frühern Munterkeit waren nur wenige Spuren übrig. Gegen Gewohnheit war er schweigsam und in sich gekehrt. So kam er kränker nach München zurück als er ausgereist war. Seit dem 28sten November verließ er das Krankenlager nicht mehr; sechs Tage nachher (den 4ten Dec.) gab er den Geist auf [53].

Um diese Zeit führten mir die Unruhen in der Lombardei die Bekanntschaft einer höchst liebenswürdigen Familie, des Marchese Arconati, und seiner Gemahlin, einer Gräfin Trotti, zu, die

mir Briefe von einem meiner gelehrten Mailändischen Freunde brachten; Leute von dem angenehmsten Umgange, sie insbesondre, schön von Gestalt, durch Unterricht gebildet, und in jeder Beziehung liebenswürdig. Von ihren politischen Verhältnissen, durch die sie aus ihrem Vaterlande vertrieben worden, bekam ich erst durch fortgesetzten Umgang Kenntniß. Da der Marchese sich auch in der Mitte von Deutschland nicht sicher glaubte, begab er sich nach England, sie nach den Niederlanden. Noch oft hab' ich seitdem von ihnen gehört; von Allen, die ihre Bekanntschaft zu machen Gelegenheit fanden, mit Achtung und Liebe. Die Mailändische Amnestie hat ihnen keine Früchte getragen.

Um dieselbe Zeit erhielten wir den Besuch unsers gelehrten Landsmannes, des Professors Heinrich von Bonn, eines trefflichen Philologen und ausgezeichneten Lehrers, dem zu seinem eignen Glück nur eine größere Milde des Characters zu wünschen gewesen wäre. Sein Vorbild war, in der letzten Periode seines Lebens, F. A. Wolf, den er am meisten bewunderte, und auch im Aeußern nachbildete. Daß er als eingebürgerter Preuße sein kleines Vaterland verachtete, war für seine alten Freunde nicht erfreulich; schmerzlicher noch, daß er um dieses jungen Patriotismus willen, die Grundsätze politischer Gerechtigkeit höhnte. Ich hörte ihn in einer Gesellschaft alter Landsleute ohne gegebene Veranlassung sagen: der größte

Fehler, den der König von Preußen bei dem Pariser und Wiener Frieden begangen habe, sey gewesen, nicht ganz Sachsen und die sämmtlichen Herzogthümer für sich genommen, und sich zum Kaiser von Deutschland gemacht zu haben. Aeußerungen dieser Art vernahmen wir früher vor den traurigen Erfahrungen des Jahres 6 von jungen Officieren; aber der Haß, den sie erregten, wurde durch das Unglück der Zeit beschwichtigt. Möge Gott verhüten, daß je wieder solche Gesinnungen in Preußen Wurzel schlagen, oder daß dort je wieder die Bahn edler Mäßigung verlassen werde, durch die sich die Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten die Achtung der Welt gewonnen hat.

Die nächsten Jahre boten wenig Merkwürdiges dar. Europa genoß der Ruhe nach den Anstrengungen des Krieges, und wir, in unserm kleinen Ausschnitte Deutschlands, führten ein stilles und harmloses Leben unter der wohlgeordneten väterlichen Verwaltung gebildeter und gerechter Minister[54]), während der Fürst, in dessen Namen regiert wurde, durch ein unheilbares Uebel gänzlich willenlos geworden war. Indessen ging Alles seinen gewohnten Gang, nur daß der Hofstaat aus Rücksichten einer weisen Oekonomie beschränkt wurde. Von den nützlichen Einrichtungen, welche in dieser Zeit gemacht wurden, will ich nur Eine erwähnen, die lange umsonst gewünschte Vereinigung aller wissenschaftlichen

und Kunst-Schätze, die vormals in den fürstlichen Schlössern und Zimmern zerstreut, jetzt in reichen und wohlgeordneten Sammlungen, als eine der schönsten Zierden des Friedensteins zahlreichen Besuchenden den wissenschaftlichen Sinn, die Kunstliebe und die weise Oekonomie unsrer Fürsten bezeugen, die mit höchst beschränkten Mitteln so viel Schönes und Nützliches zu erwerben gewußt haben.

Den größern Theil des folgenden Jahres (1823) widmete ich der neuen Uebersetzung der griechischen Anthologie, und einer Anzahl elegischer Gedichte, die den zweiten Band dieser Vermischten Schriften anfüllen. Eine ähnliche Sammlung in verschiedner Anordnung hatte ich im Jahr 1803 unter dem Titel Tempe herausgegeben. Ich schmeichelte mir damals, durch diese Arbeit, die eine größere Anzahl verdeutschter Epigramme enthielt, als irgend eine andre, etwas Verdienstliches unternommen zu haben, zumal ich mir bewußt war, keinen Fleiß gespart zu haben, um jene zierlichen Spiele der griechischen Muse mit möglichster Treue, in unverrenktem Deutsch und in lesbaren Versen nachzubilden. Aber die Hoffnung dieses anerkannt zu sehn, blieb so gut als unerfüllt. Daß nicht Alles bei einer so großen Menge von Gedichten gelungen seyn konnte, denkt sich Jeder von selbst; aber die einzige ausführliche Anzeige, die aus den gelehrten Richt-

stätten hervorging, beschäftigte sich nur mit dem Tadel des Nicht-Gelungenen, oder dessen, was dem Recensenten so erschien; und da kein anderes Tribunal der Kritik von dem Buche Notiz nahm, so hat es ohne Zweifel bei diesem Einen Urtheil sein Bewenden behalten. Die zweite Bearbeitung, in die noch mehreres aufgenommen, und jedes Epigramm mit noch größerm Fleiße, in sprachlicher, wie in metrischer Rücksicht, bearbeitet ist, hat, wo möglich, ein noch ungünstigeres Schicksal gehabt. Sie hat nicht einen einzigen Beurtheiler gefunden; ja ihr Dasein ist kaum erwähnt worden*). Ueberhaupt aber haben die meisten hohen Gerichtshöfe der Kritik seit dem Jahre 23 noch keine Zeit oder keinen Platz für eine Anzeige der gesammten Vermischten Schriften gefunden.

Mein jüngster Sohn war nun seit sechs Jahren ein Schüler der Münchner Akademie; und einige Arbeiten, die er bei öffentlichen Kunstausstellungen geliefert hatte, zeugten für seine Befähigung zu höhern Studien. Ich beschloß also ihn nach Italien zu schicken; und da meine Frau

*) Eben erst kömmt mir in Dorow's Denkschriften und Characteristiken. 2. S. 24. in einem Briefe F. A. Wolfs an Varnhagen von Ense (den 23sten Mai 1824 geschrieben) die erste empfehlende Erwähnung dieser Blumenlese zu Gesicht, die mich als Ausspruch eines der πέντε κριτῶν über bisherige Geringschätzung trösten kann.

die Stadt noch nicht gesehen hatte, von der so oft unter uns die Rede war, und in der wir so vielen Freunden für die unserm Sohne bewiesene Liebe zu danken hatten, faßte ich den Entschluß, ihn in München abzuholen, und von da auf den Weg nach Rom zu leiten. Wir traten diese Reise den 28sten Juli 1825 in Begleitung der Professoren Schulze und Rost an, die uns aber nur bis München begleiteten, um sich dann nach Westen zu wenden, während unser Weg nach den südlichen Alpen führte.

* * *

Aus Briefen an meine Kinder von mir und meiner Frau.

Nürnberg, den 1sten Aug. Köstliche Aussicht von der Burg. Gemählde-Galerie mit Albrecht Dürers, Teniers. München, 2. Aug. In Weissenburg hatten wir viele Freude an der hübschen Postmeisterin, die 17 Kinder gehabt hatte, und noch ganz allerliebst war. Abendessen in Eichstädt. Wir fuhren die Nacht durch, um recht bald in München anzukommen. In Ingolstadt fing es an zu regnen. Auf der letzten Station, in Unterbruck, klopfte mir das Herz gewaltig vor Freuden, da sich der Himmel aufheiterte, München allmählig am Horizont emporstieg, und die Cascade in Nymphenburg sichtbar wurde. Gegen 1 Uhr fuhren wir im schwar-

zen Adler ein. Wir wollten uns eilig umziehn; aber o Jammer! der Regen hatte unsern ledernen Coffer durchweicht; fast alle Wäsche hatte Flecken. Glücklicherweise war kein Kleid, kein Schawl verdorben. Es mußte sogleich eine Wäscherin gerufen werden, um das Unheil zu verbessern. Während des Lamento's kam Emil. — 3. Aug. Früh um 7 Uhr Fahrt nach Nymphenburg, wo der König eben angekommen war. Der Vater und Emil machten ihre Aufwartung. Der Vater kam tief gerührt zu uns zurück, so herzlich hatte ihn der König aufgenommen. Nun besahen wir den schönen Garten und die Menagerie. Besuch auf der Akademie der bildenden Künste, wo wir Emil's großes Bild [die Erweckung des Lazarus *)] besahen. Die Glyptothek. Den Abend im Theater, Othello. Beim Hingehn kam der König an uns vorüber gefahren, erkannte den Vater sogleich, und grüßte ihn wie einen vertrauten Freund. Antonin Schlichtegroll erweist uns sehr freundliche Dienste. Niethammers, Thierschens, Vogels überhäufen uns mit Aufmerksamkeiten. Ihr, meine lieben Kinder, steht noch lebhaft in dem Andenken eurer Münchner Freunde. Von Mailand aus hoff' ich euch wieder zu schreiben, und auch von euch Briefe zu finden. Dor.

---

*) Es steht jetzt in der katholischen Kirche in Gotha.

Lindau, den 6ten Aug. Der Brief deiner Mutter vom 3ten war eben abgegangen, als wir von Marien und ihrem Manne höchst erfreuliche Nachrichten bekamen, die nicht wenig dazu beitrugen, unsern so angenehmen Aufenthalt in München noch erfreulicher zu machen. — Beim Aufpacken zeigte sich, daß Emil's Coffer auf unsern Wagen nicht aufgepackt werden konnte, und wir also auf ferneres Zusammenreisen mit unsern bisherigen Begleitern Verzicht thun mußten. Wir nahmen also einen Hauderer, der uns den 4ten um 9 Uhr in München auflud, und uns heute um 5 Uhr Abends in Lindau absetzte. Hier fanden wir Briefe von Rost und Schulze, die uns überzeugten, wie wohl wir gethan hatten, unsern Vorsatz aufgegeben zu haben. Sie hatten mitten auf dem Wege an ihrem leicht bepackten Wagen eine Feder gebrochen, was für den Augenblick mit einem Stricke zu repariren war, bei stärkerer Belastung aber unendliche Verlegenheiten verursacht haben würde. Unsere Reise ging glücklich von Statten. Das Wetter war am 4ten und 5ten bis gegen Abend vortrefflich. Wir sahen Landsberg und Kaufbeuern im schönsten Lichte; herrliche Wiesen im Vorgrunde; hinten Gebirge; zur Seite die Tyroler Alpen in ihrer ganzen Pracht; überall wohlbebautes Land. Gegen 4 Uhr erhob sich ein Gewitter mit gewaltigem Regen, der uns auch in Kempten nicht verließ. Das Nachtquartier in der katholischen Krone war

schlecht, und kam uns um desto schlechter vor, da wir die Nacht vorher auf der Post in Buchloe vortrefflich logirt hatten. Der Morgen war kühl, und der Staub gelöscht; gegen Mittag heiterte sich der Himmel vollkommen auf, und wie uns die Tyroler Gebirge zur Rechten verschwanden, entwickelten sich vor uns die Schweizer-Alpen immer schöner. Bald sahen wir einzelne Streifen des Bodensees, dann auf einmal ganz Lindau, Bregenz und viele Dörfer und Schlösser auf den Höhen umher. Sobald wir uns hier umgezogen hatten, gingen wir nach dem Hafen, der gleich hinter unserm Gasthofe liegt, und fuhren mit einem bequemen Kahne in die See hinaus, und um die ganze Stadt herum. Der Abend war entzückend, die Beleuchtung des blau-grünen Wasserspiegels bewundernswürdig schön. Nach der Rückkunft schloß ich einen Contract mit einem Miethkutscher ab. Der Morgen ist wieder recht hell und anmuthig, und in einer Stunde werden wir über Bregenz nach Chur abfahren. So ist bisher Alles recht gut und glücklich gegangen. Meine Gesundheit ist vortrefflich; die Hitze und das viele Umhergehn greift mich nicht an; die Wallungen im Blute haben sich vielmehr so gemindert, daß ich sie seit einigen Tagen gar nicht inne geworden bin. Auch die Mutter befindet sich recht wohl. Emil macht uns viele Freude. In München haben wir nichts als Gutes von ihm gehört. Professor Langer liebt ihn wie einen

jüngern Bruder; er nahm mit Strömen von Thränen Abschied von ihm.

Mailand, den 11ten Aug. Meine liebsten Kinder. Ich schreibe diese Briefe an euch alle, richte sie aber an das gegenwärtige Haupt der Familie *). Am Sonntag (den 7ten) setzten wir unsre Reise nach Bregenz bei dem schönsten Wetter fort, den See immer zur Seite. Was die Annehmlichkeit des Wegs noch vermehrte, war der Umstand, daß gerade der Portiuncula=Ablaß ausgetheilt wurde, weßhalb die Straße mit geputzten Leuten angefüllt war, besonders nach Feldkirch hin, wo ein Capuciner=Kloster ist. Eure Mutter hatte große Freude an den Trachten der Frauen, an den kostbaren goldnen und silbernen Hauben, die künstlich, wie Körbe, geflochten, im Sonnenglanze flimmerten. Die Nacht brachten wir in Balzer zu, und gelangten den folgenden Mittag nach Chur. Von Chur aus ist der Weg vortrefflich. Bei Rheingau sahen wir die Vereinigung des Vorder= und Hinter=Rheins, und fuhren die via mala hinauf, die jetzt vortrefflich chaussirt und ohne alle Gefahr ist. Hier erheben sich zur Rechten ungeheure Felsenmassen, die bisweilen über den Weg herhängen; zur Linken braust zwischen Felsen und Tannen der Rhein in oft unabsehbarer Tiefe, und man kann sich nicht

*) An meinen ältesten Sohn, Friedrich Josias.

satt sehn an dem tobenden Fluß, der alle Schattirungen von Farben zeigt, von dem tiefsten Grün bis zum blendenden Weiß. In der Mitte der Straße ist ein überwölbter Gang durch den Felsen gehauen, zweihundert Fuß lang. Dieser Weg ist allein eine Reise werth. Gegen Abend kamen wir nach dem sehr hoch gelegenen Anderen, einem protestantischen Ort, wo wir zuerst mit der romanischen Sprache Bekanntschaft machten. Als wir bei Tische saßen, kam der Pfarrer des Ortes, Michel Conradi, ein 81jähriger fast stocktauber Mann, der hier auf Reisende Jagd macht, und ihnen sein Gedicht auf die via mala für 17 Xr. verkauft. Der gute Mann, der auch eine romanische Grammatik und ein Wörterbuch hat drücken lassen, erzählte mit großem Wohlgefallen, daß er vor zwei Jahren dem Kron-Prinzen von Preußen und dem General Gneisenau die merkwürdigsten Stellen der via mala gezeigt, und die Namen dieser Herren in seinem Stammbuche habe. Auch wir mußten uns einschreiben. Ich schrieb ein: „Der Weg zum ewigen Lichte führt durch die via mala des irdischen Lebens.“ Emil: Anch' io son pittore. — Ueber Anderen hinaus verengt sich das recht anmuthige Sampscherthal in den sogenannten Raffeln, wo der Weg wenig von der via mala verschieden ist; der Rhein ebenfalls zur Seite in der Tiefe tobt, und noch schönere Cascaden bildet als vorher. Der Anbau umher ist dürftig, nur daß sich hier und da schöne Wie-

sen an den Bergen hinziehn. Beim Dorfe Splügen, wo seit der Anlage der Kunststraße Wirthshäuser und Speditionshandlungen entstanden sind, theilt sich der Weg; der eine geht links über den Berg Splügen und endet am Comer=See, der andre rechts, nach dem Bernardino hin. Da die Fahrt über den See von der Witterung abhängt, und oft ungewiß ist, zogen wir den letztern etwas längern vor, und gelangten auf unzähligen Windungen des im Zickzack aufsteigenden Weges zu dem Gipfel des Berges, wo jetzt an einem ansehnlichen See ein Hospitium erbaut wird. Zwei Stunden hatte die Auffahrt gedauert, noch länger dauerte das Niedersteigen. Der Weg ist vortrefflich; auf 100 Fuß nur 7 Fuß Fall, so daß nirgends Gefahr ist, noch gehemmt zu werden braucht. Auf der Höhe sahen wir die Wasserscheide, wo sich aus dem See ein Bach ergießt, der mit dem Rheine vereinigt, nach der Nordsee eilt; auf der andern Seite ein Gewässer, das mit der Mösa zusammenfließt, sich mit dem Tessino vereinigt, und so das mittelländische Meer erreicht. Die deutsche Muttersprache hatten wir gleich beim Dorfe Hinterrhein zurückgelassen, doch fanden wir noch überall in den Wirthshäusern deutsche und französische Bedienung. In dem Dorfe St. Bernardin, am Abhange des Berges, trafen wir eine kleine Badegesellschaft aus Mailand und der Umgegend, die hier den Sauerbrunn trank, der dem Pyrmonter

an Geschmack ähnlich ist. Die guten Leute, unter denen auch eine Dame mit ihrem Töchterchen war, schienen bei der Langenweile, die sie seit drei Wochen erduldet hatten, sehr erfreut, einmal fremde Gesichter zu sehn; und die Bekanntschaft mit uns war eben so schnell geschlossen als aufgelöst. Zu unserm Leidwesen erfuhren wir, daß Mylius und seine Frau, die wir in Mailand zu finden gehofft hatten, zu dem Jubelfeste des Großherzogs von Weimar gereist wären. Nach dem Mittagsessen gelangten wir in das Thal von Misocco. Wir hatten auf dem Berge ziemliche Kälte ausgestanden; in dem durch das Gebirge geschützten Thale wehte uns eine warme Luft an. Die ganze Gegend hat einen italienischen Character; üppige Wiesen und Weinreben in langen Bogengängen gezogen, Castanienbäume in großer Menge; unzählige Wasserfälle, die von den hohen Bergen zur Seite, zum Theil mit reichem Wasser, herabrauschen. Alles war schön, was die Natur gebildet hatte; aber die Wohnungen der Menschen mehr Ställen und Gefängnissen ähnlich, und ihre Bewohner nicht besser als die Häuser selbst, zerlumpt, schmutzig, häßlich. In nähere Berührung kamen wir mit ihnen in dem nächsten Nachtlager zu Rogeredo, eine Stunde vor Bellinzona, das unser Kutscher, der, des Italienischen unkundig, durch Fragen sich nicht helfen konnte, erreichen zu können verzweifelte.

Da wir an einem sogenannten Albergo hielten, erschien zuerst ein bejahrter Padrone, der sich entschuldigte, uns nicht aufnehmen zu können, weil das Haus besetzt sey; ein jüngerer kam dazu, in einem Rocke von weißem Tuche, so viel davon die ihn durchkreuzenden Mäander von Tabacks-Thränen erkennen ließen, und öffnete uns, nach einigem Hin- und Herreden mit dem Alten, das Haus. Die Leute schienen in großer Verlegenheit. Man führte uns aus einem Zimmer in das andre; jedes hoch und geräumig, aber leer von Hausgeräthe und kerkerähnlich. Wir wählten eines auf gut Glück, das nun schnell mit einem Tische und den nothwendigen Stühlen ausgerüstet wurde. Nach langem Harren bekamen wir aus dem Tartarus der Küche, in der einige häßliche Hexen mit jungem Volke beiderlei Geschlechts wirthschafteten, ein reichlich mit Rauch gewürztes Abendessen; doch wurden wir satt. Am folgenden Morgen machte das Herbeischaffen des Caffe's wieder einige Schwierigkeiten. Die Zehrung war nach Verhältniß nicht gering; da man sich aber mit der Hälfte des Geforderten begnügte, schieden wir als gute Freunde. Emil erfuhr hier eine kleine Demüthigung. Da er eine der Mägde nach unserm cocchiere fragte, antwortete sie: Ich nich sprech deutsch. Es war aber nur das Wort cocchiere, das ihr zu vornehm war, da sie nur carretaj, oder höchstens Vetturini kannte. Nach einer Stunde Fahrt

gelangten wir bis Bellinzona, wo wir weiter bis Mailand accordirten. Es hatte die ganze Nacht geregnet; die Gewitter jagten einander; doch kamen wir bei ziemlich gutem Wetter nach Lugano, einer wohlgebauten Stadt, die mit ihren Schlössern und Kirchen einen prächtigen Anblick gewährt. Der Weg hatte uns an dem hohen Ufer längs des Sees hingeführt, den wir, da eben ein Gewitter über ihn hinzog, halb im Dunkel, halb im Sonnenscheine sahn, woraus ein wundersames, entzückendes Farbenspiel entstand. Nachdem wir so mit heitern Erinnerungen aus dem Tessino herausgetreten waren, nahm uns die österreichische Grenze auf, wo sich die Dogana unsrer bemächtigte. Hier kamen wir nicht so leicht weg als in Vorarlberg. Alles wurde abgepackt, aufgerissen, durchwühlt; jedes Päckchen examinirt; selbst die unversiegelten Briefe geöffnet. Zum Glück fanden sie nichts Verdächtiges. Ueber die griechischen Bücher lächelten sie, kopfschüttelnd. Deutsch verstanden sie so wenig, daß ich ihnen den ganzen Paß expliciren mußte, selbst die Monatsnamen. Das Schnellfahren unsers trefflichen Kutschers brachte die Versäumniß bald wieder ein, und wir kamen bei guter Zeit in Como an, das wir ganz herrlich an seinem See hatten liegen sehn. Noch an demselben Abend besahen wir die Stadt, und bewunderten den hohen, prächtigen Dom. An dem Schulgebäude (l'Università) wird noch gebaut;

ein Palast der Musen auf funfzehn Säulen; die Façade mit Statuen und Büsten geschmückt; inwendig ein groser Hof von allen Seiten mit langen Colonnaden umgeben. In der Corona, einem sehr guten Gasthofe, hatten wir ein groses Zimmer, mit Backsteinen gepflastert, in welchem zwei Alkoven hohe und geräumige Betten enthielten, in denen wir uns, bis auf einige Unbequemlichkeiten von Seiten der pulici, ganz wohl befanden. In der Nacht zogen wieder Gewitter auf; es blitzte und donnerte; doch war der Morgen heiter, so daß unserm Plane, den See bis zur Villa Pliniana zu befahren, nichts entgegen zu stehn schien. Wir schlossen also unsern Handel mit den Schiffern ab; bestiegen einen mäßigen Nachen, und fuhren lustig darauf los, hoch erfreut über den schönen Anblick des Sees und seiner mit Villen und Schlössern reich besetzten Ufer; bald aber wurde, bei übrigens heiterm Himmel, der Wind so stark, und die Wellen gingen so hoch, daß beim Umfahren einer Landspitze ein Ruder zerbrach, und wir an der Villa Cornagio anlegen mußten. Hier besahen wir den sehr artigen Garten und die Gewächshäuser, in der Hoffnung, daß der Wind sich legen würde. Aber umsonst. Die Schiffer hätten es schon darauf gewagt, um nichts an ihrem Lohne einzubüßen; aber Eure Mutter hatte den Muth verlohren. Wir stachen also quer über den See nach der Villa Traimonti, die uns sehr wohl

gefiel. Lange Reihen von Zimmern, an Wänden und Decken mit Fresco-Mahlerei bedeckt; die Fußböden mit buntem Marmor ausgelegt; die Meubeln prächtig; der Conversations-Saal, der durch zwei Stockwerke führt, mit Galerien umgeben, auf die aus allen Zimmern Thüren führen; die Decke prachtvoll gemahlt; Vergoldung nicht gespart. So kehrten wir, vergnügt mit dem, was wir gesehen hatten, obgleich um einen großen Theil unsrer Rechnung getäuscht, nach Como zurück, und setzten um Mittag die Reise nach Mailand fort. Der lange, einförmige, schnurgerade Weg machte uns ziemliche Langeweile, und als wir endlich die Stadt erreicht hatten, mußten wir länger als eine Viertelstunde fahren, um das gran albergo di Reichmann sul corso di Porta Romána zu erreichen. Noch an demselben Abend (den 11ten) gingen wir in den Dom, wo uns ein müssiger Cicerone, der hier wie eine Spinne auf durchziehende Fliegen lauert, mit seiner unverlangten Beredsamkeit belästigte. Der Dom ist oft abgebildet, aber kein Bild läßt den Eindruck ahnden, den das gewaltige, ganz von weissem Gestein aufgeführte Gebäude macht. Die lange Reihe mächtiger Säulen, die das hohe Gewölbe stützen; die mit der ganzen heiligen Geschichte bemahlten Fenster; die zahlreichen, prächtig geschmückten Seiten-Altäre: dieses und vieles Andre im Innern setzt in Erstaunen. Aber das Aeußere ist nicht weniger bewundernswürdig. Alle Wände

sind mit erhabener Arbeit und kleinen Bildsäulen bedeckt; und wenn man die 500 Stufen erstiegen hat, die auf das mit Marmor belegte Dach führen, so ist man von einem Walde zugespitzter, zierlich ausgearbeiteter Thürme umringt, die wiederum eine unermeßliche Anzahl von Statuen und anderm Bildwerk enthalten. Auf dem höchsten dieser Thürme steht das colossale, eherne Standbild der h. Jungfrau von 28 Fuß Höhe. Noch ist das Ganze nicht nach dem ersten Plane ausgeführt; doch wird das Fehlende allmählig nachgebaut. Wir sahen Arbeiter auf dem Dache Gerüste aufführen, wobei wir die Kühnheit bewunderten, mit der sie sich auf der höchsten Höhe mit einem Arme fest hielten, und mit dem andern einen mächtigen Hammer schwangen, um die hölzernen Nägel einzuschlagen. Von dem Dache herab sieht man auf den schönen Platz vor dem Palazzo real, wo Napoleon und Eugen gewohnt haben; im Hintergrunde, über die Stadt hinaus, die mit Schnee bedeckten Schweizer- und Tyroler-Alpen, und im blauen Nebel dämmernd den Apennin. — Auf der Post fanden wir noch keine Briefe; auch fand ich auf der Ambrosiana den Abbate Bentivoglio nicht, mit dem ich seit mehrern Jahren in litterarischer Verbindung stehe, und dem ich die Bekanntschaft der liebenswürdigen Gräfin Arconati danke; doch nahm mich der Preposito der Bibliothek, Abbate Mazachelli freundlich auf, dem ich mich als den Herausgeber

der Anthologia Palatina, die eben in der Nähe lag, bekannt machen konnte. Den 12ten Aug. Ehe wir zu Tische gingen, erhielten wir noch Eure Briefe, und wurden ungemein dadurch beruhigt und erfreut. Unsre Wünsche sind gegenseitig in Erfüllung gegangen, und wir dürfen hoffen, uns alle gesund und vergnügt wieder zu sehn. Ich freue mich sehr, daß du, meine gute Marie, wieder ein besseres Ansehn gewinnst, und deine Heiterkeit zurückkehrt, was auch den guten Behm, den besten Ehemann von der Welt, sehr erheitern wird. Du, mein guter Fritz, verdienst noch unsern besondern Dank, daß du bei so vielen ermüdenden Geschäften dir Zeit genommen hast zu schreiben. Nach dem Empfange so lieber und so angenehmer Briefe schmeckte Reichmanns Mahlzeit noch einmal so gut, und wir vermißten andre Unterhaltung nicht. Nach Tisch, um 6 Uhr, setzten wir uns in Wagen, um einige Geschäfte zu besorgen; fuhren dann nach Sta. Maria delle Grazie, wo im Refectorium Leonardo da Vinci's berühmtes Abendmahl zu sehen ist, von der Zeit aber fast zerstört; dann zum Triumphbogen Napoleons, wovon leider erst der Sokel und der Anfang der Säulen aufgestellt ist; ein prächtiges Werk, wenn es vollendet wäre. Große Blöcke von Marmor liegen bereit; viele Modelle zu Basreliefs an Capitälen; Alles von großer Vollendung. Dieses Denkmal sollte auf den Weg vom Simplon her zu stehn kommen, und so die Helden-

bahn des siegreichen Heeres bezeichnen. Traurige Gedanken stiegen uns bei dem Anblicke dieses unvollendeten Prachtwerkes auf, das uns überall das Bild des Mannes zurückrief, dessen Leben und Thaten, wahrscheinlich zum Besten Europa's nur ein Bruchstück geblieben sind. Man sagte uns, der Kaiser von Oesterreich wolle diesen Triumphbogen vollenden lassen, was ihm allerdings Ehre bringen würde. Von hier aus fuhren wir nach der Villa Simonetti, einem verödeten Gebäude, an dessen einem Fenster ein Echo ist, das nach Einigen 80, gewiß aber mehr als 60mal repetirt. Napoleon hat den Versuch mehr als einmal wiederholt, auch die Garde einmal Pelotonweise hier feuern lassen. Es schien ihm dieß eine der wunderbarsten Erscheinungen zu seyn. Und da wir einmal den Tag dem Andenken Napoleon's gewidmet hatten, — denn unser Morgenbesuch im Dom erinnerte uns gleich an ihn, der hier gekrönt worden ist — fuhren wir nach der von ihm erbauten Arena, wo er Wettrennen und Naumachien hatte veranstalten lassen.

Den 13ten Aug. Gestern nöthigte mich die Müdigkeit, die Feder niederzulegen. Nach dem Beschauen der Arena fuhren wir, als vornehme Leute, auf den Corso, der aus einer breiten Allee besteht, und nach dem innern in der Stadt. Mehrere hundert elegante Carossen bewegen sich hier in doppelten Reihen, zwischen denen oft noch

eine dritte Reihe hält, und eine Menge Reiter galloppiren hier und da durch sie hin, oder unterhalten sich mit den Fahrenden. Ueberall sind Lanzenreiter postirt, um die Ordnung zu erhalten. Diese Fahrt ist als ein ungewohntes Schauspiel für den Fremden ganz ergötzlich; da sich aber derselbe Spaß täglich wiederholt, so muß es doch ein ziemlich langweiliges Ersatzmittel für andre Unterhaltung seyn. Gegen 9 Uhr kamen wir zurück, nachdem wir noch einen schönen Theil der Stadt gesehen hatten. Alle Magazine waren schon beleuchtet d. h. die Unterstocke fast aller Häuser. Denn hier reiht sich Magazin an Magazin, so daß man kaum begreift, wer da, wo Jedermann verkauft, der Käufer ist. Hier sahen wir lange Reihen von Gewölben mit Gold- und Silber-Geschirr, dort andre mit Uhren angefüllt, und es gibt nicht wohl einen Gegenstand des Handels, der nicht fast in allen Theilen der Stadt zu finden wäre. Das Leben und die Bewegung der Menschen in der Dämmerung ist außerordentlich. Die zahlreichen Caffehäuser sind nach der Straße zu geöffnet, meist mit Menschen angefüllt, die zum Theil vor ihnen sitzend, Karte oder Domino spielen. Die Frauen und Mädchen der Mittel-Classe tragen schwarze Schleier, die aber nichts bedecken; die andern sind bekleidet wie bei uns, nur ist die Taille länger; was vielleicht jetzt eben Mode ist. Der Gang der jüngern Frauenzimmer ist zippelnd; ihre Haltung zurück-

gebogen und steif; die Augen schwarz, die Miene ernst; die Nasen ungewöhnlich lang. Mönche haben wir bis jetzt nur wenige gesehn; andere Geistliche aber schieben sich überall umher; die bejahrteren zum Theil unmäßig corpulent; die jüngern so steif und aufgereckt, als ob sie den Himmel auf den Schultern trügen. Einen ausgezeichnet schönen Mann sahen wir an dem Sacristan im Dom, der uns die unterirdische Capelle des h. Carlo Borromeo beim Scheine von Fackeln zeigte, welcher die silbernen Basreliefs, mit denen die Wände bedeckt sind, wie Gold erscheinen läßt.

Dieser Brief ist ziemlich lang geworden; auch will eure Mutter noch Einiges einlegen. Wenn Schulze und Rost von ihrer Reise zurückkommen, so unterlaßt nicht, ihnen in unserm Namen für die Zeichen ihres Andenkens an uns, die wir in Janingen und Lindau gefunden haben, so wie für die zahlreichen Gefälligkeiten zu danken, die sie uns erwiesen haben. Wir gedenken ihrer alle Tage, und es gibt keinen Gegenstand von besonderer Schönheit oder Merkwürdigkeit, wo wir nicht ihre Gegenwart, und oft Schulzens historische Belehrungen herbeiwünschen.

Mailand, den 13ten Aug. Nachdem ich diesen Morgen einen ziemlich starken Brief an euch, meine lieben Kinder, abgeschickt hatte, machten wir uns wieder auf den Weg, und fingen mit dem kaiserlichen Palaste an. Ich sage euch nichts

von den unermeßlichen Reihen von Zimmern und Sälen, alle mit Gemälden und Deckenstücken geschmückt. Eines der letztern von Apiani zeigte Napoleon als Jupiter, auf dem Throne, mit dem Donnerkeile in der Hand, den Adler zu den Füßen. Es gab eine Zeit, wo dieß, recht verstanden, nicht unwahr scheinen konnte. In einem der Säle steht die Büste von Kaiser Franz mit dem Lorbeerkranze. Wer hätte hier nicht an die wunderbare Fügung denken mögen, die diese unschuldige, fast schläfrige Gestalt über den rastlosesten, gedankenreichsten aller Menschen hat obsiegen lassen? — Von da gingen wir nach der Brera, dem vormaligen Jesuiter-Collegium; ein gewaltiges Haus mit Säulengängen um den Hof, einer ansehnlichen Bibliothek und dem Münz-Cabinet. Hier wurde ich endlich Cattaneo's theilhaft, den ich im Jahr 12 in Gotha kennen gelernt hatte, wo er mir durch den Grafen St. Aignan nebst Scopoli zugeschickt worden war. Jetzt lernt' ich auch den Grafen Castiglione kennen, den Verfasser eines Catalogs von cufischen Münzen, dem ich unsers Secretärs Möller Catalog der orientalischen Manuscripte und Münzen unsrer Bibliothek ankündigen konnte. In demselben Gebäude ist auch eine Bildergalerie, und die Akademie der Künste, in deren Zimmern und Sälen wir auch eine Menge Bilder der Professoren und Zöglinge sahn. Der Ambrosiana, die ich bisher alle Tage besucht hatte, um für mei-

nen Aelian zu sammeln, machte ich auch noch heute einen Besuch, um von Bentivoglio Abschied zu nehmen; besah auch die Kirchen von S. Ambrogio und S. Lorenzo, vor welcher letztern zehn cannelirte Säulen stehn, Reste der Vorhalle eines Herkules-Tempels, an denen jetzt die Trödler alte Lumpen zum Verkaufe aushängen. Von da nach S. Vittore, wo wir die Fresco-Gemälde von Crespi bewunderten; dann nach S. Fedele, und, nach einer kurzen Fahrt auf dem Corso, in ein Bad. Da wir nun ziemlich Alles gesehn hatten, und in den nächsten Tagen, des Sonntags und Mariä-Himmelfahrt wegen, die Bibliotheken und andre Sammlungen gesperrt waren, beschlossen wir den Sonntag Mittag nach Pavia abzureisen, von wo aus wir dann in zwei Tagen nach Genua kommen.

Genua, den 17ten Aug. Da sind wir nun in dem prächtigen Genua, in das wir gestern Abend nach 6 Uhr bei dem schönsten Wetter eingefahren sind. Eine Stunde vorher erschien uns das Meer als ein schmaler Streifen; dann fuhren wir lange an seinem Ufer hin, und erfreuten uns dabei des Anblicks der Stadt, die wie ein römisches Amphitheater am Berg hinauf das Meer umfaßt. Wir kehrten bei Gebner, einem Deutschen, ein, wo wir über zwei Stiegen ein Zimmer haben, in welchem die 18 Fuß hohen Fenster bis zur Erde gehn, unten durch marmorne

Balustraden, oben durch Jalousien geschlossen. Die Straße ist eng, wie hier alle, und wird durch die Kramläden, die hier alle Unterstocke einnehmen, noch mehr verengt. Wir hatten uns kaum eingerichtet, als wir noch einen Spaziergang nach dem Hafen machten, wo wir einen Wald von abgetakelten Schiffen und zierlichen Barken fanden. Von allen Seiten schrien uns Schiffer an, die uns, wenn wir Lust gehabt hätten, bis an's Ende der Welt geführt haben würden. Die Bewegung auf den Straßen ist hier noch weit größer als in Mailand. Bis um 10 Uhr fluthete es durch die Straßen, und als ich um 6 Uhr aufstand, war auch schon wieder Alles auf seinen zwei und vier Beinen. Mein erstes Geschäft ist nun, an euch, meine lieben Kinder, zu schreiben; wobei ich doch, um in der Ordnung zu bleiben, wieder nach Mailand zurückkehren muß.

Herr Reichmann, unser gefälliger Wirth, hatte unsern Handel mit dem Vetturin abgemacht. Wir zahlten bis Genua, mit Inbegriff des Allogiamento und eines pranzo täglich, 28 Franken die Person, mußten uns aber gefallen lassen, einen vierten Passagier in den Wagen zu nehmen, zu dem sich allmählig noch vier andre gesellten, welche die Plätze im Cabriolet und auf dem Bock einnahmen, aber nur einen Theil der Reise mitmachten. Der recht bequeme Wagen hatte vollkommen die Einrichtung und Schwerfälligkeit einer Diligence, und bewegte sich bei

standen Gruppen von Kerls, deren Beine nie mit Strümpfen und Schuhen Bekanntschaft gemacht zu haben schienen, selbst wohl mit dem Wasser nur selten, und die den lieben langen Tag dem sacro santo far niente widmen mochten. Wenn unser Wagen irgendwo still stand, oder der Vetturin etwas an dem Gepäcke rückte, gleich war eine ganze Schaar versammelt, die mit untergeschlagenen Armen dem Nichts zusahen. Einmal zählten wir bei einer solchen Gelegenheit achtzehn solche Beobachter. Bei dem weiblichen Geschlechte konnten wir auch keine größere Thätigkeit wahrnehmen. Hin und wieder sahen wir eine die Spindel drehn; was ein überaus gemächliches Geschäft ist. In den dünn gesäten Dörfern fiel uns die Armseligkeit der zerfallenden Häuser mit ihren zerlöcherten Papierfenstern, und der gänzliche Mangel an Ordnung unangenehm auf. Ich dachte an die schönen Häuser der Schweizerischen Landleute, vorzüglich im Berner Gebiete. Gärten sahen wir nirgends, nirgends Blumen; nur standen im Fenster bisweilen einige schlechte Töpfe mit traurigem grauem Geranium und dergleichen. Erst in der Vorstadt von Genua wurden wir einige blühende Oleander gewahr, die über die Hofmauer hervorragten.

Indem ich diesen Brief noch einmal überlaufe, bemerke ich eine Auslassung, die ich hier wieder gut machen will. Zwischen Mailand und Pavia machten wir einen kleinen Umweg, um die

Karthause zu besuchen, die durch die Niederlage Franz I. einen historischen Ruhm erlangt hat. Aber auch ohne dieß ist sie sehenswerth. Die Größe der Kirche, die Reihen der Capellen auf beiden Seiten, der Ueberfluß von kostbaren Steinen, mit denen die Altäre bedeckt sind, die herrlichen Gemählde von Perugino und andern zeugen für den Reichthum des Klosters, in welchem vor der Aufhebung durch Joseph II. 70 Mönche Platz hatten, von denen jeder seine eigene Celle mit einem Garten hatte. An den Mauern dieses Klosters wurde der französische König von den kaiserlichen Truppen gefangen, und in die Kirche geführt, wo die Mönche im Chore die Vesper hielten. Man erzählt, sie hätten gerade den 118ten Psalm gesungen, und als sie an den 72sten Vers kamen, sey der König mit lauter Stimme eingefallen, und habe fortgesungen: Bonum mihi quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas.

Den 17ten Aug. Abends. Sogleich nach meiner Ankunft hatte ich meine Pakete für unsre verwittbete Herzogin und Herrn von Zach abgeben lassen, und mich angemeldet. Ich bekam sogleich eine Einladung zum Mittagsessen um 5 Uhr, was unsre Plane für den Abend verrückte. Wir machten uns sogleich auf den Weg, um einige Kirchen, vorzüglich aber den (jetzt königlichen) Palast Durazzo zu besehn. Hier wird die Pracht

der Zimmer bei weitem durch die Aussicht überboten, die man von dem höchsten Söller auf den Hafen, den Leuchtthurm, und die ganze, mit Palästen, Landhäusern und Porticos geschmückte Gegend genießt. Unter uns lag ein Gärtchen, in welchem eine Riesengroße Ananas stand; gegenüber ein andrer Palast mit einem Garten auf dem Altan. Wie hier die Häuser gebaut sind, mit welcher Verschwendung des Raums, mit Treppen von ungeheurer Breite, tiefen Bogengängen, Zimmern und Vorplätzen, wie Kirchen; wie Alles von polirtem Marmor glänzt; mächtige Säulen von buntem Marmor die Gewölbe stützen; wie ein Palast sich an den andern reiht, einer über den andern aufsteigt; von dem Allen hat man in unserm Norden keine Vorstellung. Nachdem wir auch noch den Palast Brignole und seine reiche Galerie von herrlichen Vandyks, Rubens, Guercinos, Procaccinos durchmustert hatten, gingen wir herzlich ermüdet in ein Caffehaus, und erfrischten uns hier. Noch war einige Zeit übrig bis zum Mittagsessen. Diese benutzte ich, um zum Banquier Parodi zu gehn, bei dem ich einen Wechsel zu heben hatte. Nach langem Suchen kamen wir in das ferngelegene Haus, und wurden angemeldet. Da kam ein untersetzter Mann zum Vorschein, in einer Art von Caftan, mit einer Nachthaube auf dem Kopfe, zierlich mit Spitzen besetzt, und mit vollen Backen. Er entschuldigte sich, daß er großen

Hunger hätte, und das Geld nicht sogleich auszahlen könnte. So verdrießlich es nun war, den langen Weg in der brennend heißen Sonne umsonst gemacht zu haben, so ergötzte uns doch die originale Figur des Herrn Parodi hinlänglich, um uns den Verdruß des weiten vereitelten Ganges verschmerzen zu lassen.

Nach einer fünfstündigen Sitzung kam ich von der Herzogin oder eigentlich von ihrem Oberhofmeister Herrn von Zach nach Hause. Sie ist sehr alt geworden; ihn aber hab' ich ziemlich unverändert gefunden. Er war unendlich gesprächig, und erzählte Vieles von den Rückschritten, die man von Seiten der Regierungen in Italien seit der Restauration mache, was aber hier einzuschalten zu weitläuftig wäre. Ich sollte morgen wieder mit eurer Mutter dort essen; da aber dann eben Emil's Geburtstag ist, und wir diesen nach unsrer Weise genießen wollen, so werd' ich mich durch ein höfliches Billet entschuldigen. Dann werden wir in das Meer hinausfahren, und da unter den Sternen des Himmels euer aller Gesundheit in Cyperwein trinken.

Genua, den 18ten Aug. Indem unsre Laufbahn in Genua zu Ende geht, benutze ich eine müssige Stunde, um euch, meine lieben Kinder, den Rest unsers Tagewerks zu erzählen. Nachdem ich einen Brief an unsern Minister geschrie-

ben hatte, der den eurigen begleiten soll, machten wir uns zum zweitenmale auf den Weg zu Herrn Parodi, der dießmal nicht aß, aber nicht in seinem, sondern in einem weit entlegnen Hause zahlte. Als wir nun unser Geld in Sicherheit hatten, gingen wir nach dem Hafen, wo uns gleich von allen Seiten barcolieri anschrien. Wir wählten zwei davon aus, und bestiegen eine nette Barke, wobei ich aber von Frau und Sohn tüchtig ausgescholten wurde, weil ich mich aus Unvorsichtigkeit beim Einsteigen derb an einen Balken stieß, und fuhren dem sardinischen ansehnlichen Wachtschiffe zu, dessen Inneres wir zu besehen wünschten. Aber es ging un's hier, wie gestern mit Herrn Parodi: „der Herr Capitain speisten zu Mittag, und während der Mahlzeit war es unmöglich das Schiff zu besehen.“ Wir begnügten uns also dieses Schiff zu umfahren, und uns an dem Anblicke der andern zu ergötzen, die in den Hafen aus- und einfuhren, amerikanische, österreichische, neapolitanische; auch eines aus Constantinopel. Das Gedränge der Schiffe, das rege Leben und die Geschäftigkeit der Menschen darauf, war uns höchst ergötzlich. Auch die traurige Arbeit der Galeerensclaven sahen wir, die den Hafen vom Schlamme reinigten. Das Schönste aber war von dem Eingange des Hafens aus der Anblick der herrlichen Stadt im Hintergrunde, wobei uns die hohe See bei dem frischen Winde noch ein Genuß mehr war; so

wie einige mächtige Fische, die sich mit einander und mit den Wellen herumtummelten. Nach Verlauf einiger Stunden, die wir sehr angenehm zugebracht hatten, kehrten wir nach Hause zurück, ließen unsre Pässe von der Polizei zurückfordern, wofür wir 12 Franken entrichten mußten, und setzten uns dann ganz wohlgemuth zu Tische, um Emils Geburtstag mit einer Schüssel Austern und einer Flasche Malaga zu begehn. Euer wurde auch fleißig gedacht. Wir waren in der Erinnerung an euch, ihr Lieben, recht selig, und priesen unser Glück, das uns bei so heiterm Wetter und ohne allen Unfall so weit durch das schöne Land gebracht hat. Wie oft haben wir euch zu uns gewünscht, oder daß ihr doch den Spiegel Zemirens hättet, um uns auf dem hellen Meere Furchen ziehen, oder einen mit duftenden Myrten bedeckten Berg erklimmen, oder von einem hohen Söller ein weites Amphitheater anstaunen zu sehn. Einige Stunden darauf hatten wir Ursache über unsre Neuheit in der Welt und unsere beschränkte Genügsamkeit zu erröthen, da wir an der Wirthstafel mit einigen Decorations-Mahlern aus B. zusammenkamen, die den Weg über den Simplon genommen hatten, aber gar sehr bereuten, ihr herrliches Sandland verlassen zu haben, um zu sehn, was man ziemlich überall sähe. Sie hätten sich Alles viel schöner, viel Paradiesischer gedacht, und wären nun fest entschlossen, wenn sie einmal nach Hause zurückge-

kommen wären, nicht wieder aus B. zu weichen. — Nach der Mahlzeit machten wir noch einen weiten Gang nach der Kirche Carignano, die auf einem der höchsten Theile der Stadt liegt, und von ihrem Altan herab eine wunderbare Aussicht auf das Meer und die über einander gethürmten Straßen der Stadt darbietet. Sie erscheint hier in großer Ausdehnung und Tiefe; die himmelhohen, terrassenweis gebauten Häuser scheinen aus- und über einander gewachsen, wie hier und da in unsern Wäldern die Pilze. Auf dem Wege kömmt man an Fiesco's ödem Hause vorüber. Wir kamen sehr ermüdet zurück, und am Ende der vorigen Seite fiel mir die Feder aus der Hand. Jetzt schreib' ich zu:

Florenz, den 22sten Aug. 7 Uhr Abends

in Schneiderf's gran Albergo am Arno, aber, bei besetztem Hause, in einer kleinen Stube, die zum dritten Theile von einem mächtigen Bette eingenommen wird, auch nicht die Aussicht auf den Fluß, sondern auf einen mit Orangerie besetzten, und zum Ueberflusse mit marmornen Statuen geschmückten Altan hat. Ich kehre jetzt zur Beschreibung unsrer Reise zurück.

Bei etwas bedecktem Himmel, sonst aber günstiger Witterung, verließen wir den 19ten Aug. früh um 4 Uhr das schöne Genua, das wir noch oft vom Wege aus begrüßten. Dieser führte uns den ganzen Tag über am Meere hin, das uns mit

seinen zahlreichen Vorgebirgen und Buchten, den Schiffen, welche ab- und zufuhren, und den vielen umschatteten Orten an den Ufern reiche Unterhaltung gewährte. Die Gegend ist gut angebaut. Von dem hochaufsteigenden Wege herab bis an das Meer, das zu unsern Füßen Wellen schlug, zogen sich Wälder von Castanien und Feigenbäumen hin; die Aloe wuchs überall wild, und bildete Gebüsche in kleinern und größern Stauden; auch Pinien zeigten sich viele, doch noch weit seltner als hier, in den Umgebungen von Florenz. Der Oelbaum wächst bis zum Gipfel der Berge hinauf; und überall wird der Anbau der Gartenähnlichen Gegend durch Dörfer und Landhäuser unterbrochen. Vorzüglich gefiel uns ein Dorf, Madonna delle Grazie genannt, nah am Meere, im Ausgange eines fruchtbaren Thales gelegen; und als wir von der Höhe zum Ufer hinabstiegen, das Städtchen Chiavari, wo mehrere Schiffe zum Bau auf dem Werfte lagen. Wir machten Mittag in Rapallo, wo es schlecht und theuer war. Hier fingen wir zuerst an um die Zehrung zu handeln, was wir auch nachher öfter und fast immer mit Erfolg gethan haben. Daß wir demohngeachtet geprellt werden, versteht sich von selbst; aber dieß ärgert mich weit weniger als das Betteln der Dienerschaft von dem Cameriere an bis an die letzte Hausmagd. Den Nachmittag ging der Weg immer wieder am Meere hin bis nach Sestris, wo wir

die Nacht zubrachten, und meinen blauen Staubmantel vergaßen, den eure allzu sorgsame Mutter unter mein Kopfkissen gelegt hatte, um das allzuflache Lager zu erhöhen. Den folgenden Tag brachen wir des Morgens um 4 Uhr auf. Der Weg stieg jetzt wieder nach der Höhe, chaussirt zwar, aber dennoch eine wahre via mala, wo an einigen Stellen in der Nacht vorher ungeheure Felsenstücke auf die Straße gefallen waren, die nun erst weggeräumt werden mußten. Die Gegend schien uns öde und wenig angebaut. Wie sich aber der Weg herabsenkt, fängt der Wein- und Olivenbau wieder an, und die an den Bäumen aufgezogenen, und sich fortschlingenden Reben bilden die zierlichste Einfassung des Wegs. Den Mittag brachten wir in einem elenden Orte Borghetto zu, den die Toskaner nicht mit Unrecht Porchetto nennen, und die Nacht in Sarzana, einer hübschen Stadt, wo wir einen neuen, nach französischer Art eingerichteten Gasthof fanden, der uns alle Bequemlichkeiten bot. Der dritte Tag hatte mehr Abwechselung. Während der Vetturin seinen Weg von Lavenza nach Massa fortsetzte, fuhren wir mit einer Postchaise seitab nach Carrara, um die Marmorbrüche zu sehn. Da diese noch eine halbe Stunde von dem Orte selbst entfernt liegen, nahm ich und Emil Pferde; eure Mutter aber mußte aus Mangel einer Reit-Equipage dem Wunsche entsagen, die vormals fleißig getriebene Kunst wieder

auszuüben. Im Grunde war dabei nicht viel versäumt. Das Interessanteste waren die mächtigen Marmorblöcke, die in zahlloser Menge am Weg hin lagen, die Steinbrüche selbst aber, in einer wilden, aber nicht romantischen Gegend gelegen, sind bei weitem nicht so schön, als die Salzburger. Wir besahen hierauf die Akademie, die aber eben jetzt nichts Bedeutendes enthielt. In Massa sahen wir zuerst Orangen- und Citronen-Bäume in der Erde und im Freien. Der Nachmittag führte uns wieder tief in's Gebirg. Die Berge waren hier an vielen Stellen mit Myrten bedeckt, die einen köstlichen Geruch verbreiteten. Gegen 9 Uhr langten wir in Pisa an, und wurden in denselben Zimmern aufgenommen, wo, zufolge einer darin aufgehangenen Inschrift, in demselben Jahre der König und die Königin von Neapel bewirthet worden waren. Da uns die Zeit nicht erlaubte lange zu verweilen, machten wir uns schon um 6 Uhr Morgens auf den Weg, um Einiges in der Stadt zu besehn; bewunderten den sehr schönen Dom, den schiefen Thurm, das Battisterio und Campo santo, und fuhren dann weiter bis Pontedera, wo eine große Masse von Menschen zu Ehren eines wunderthätigen Crucifixes versammelt war, und dann weiter nach Empoli, wo ich mich erstlich über den Vetturin erzürnte, der uns an einen andern übergab, ohne unsere Einwilligung zu begehren; dann über die Unverschämtheit des Gesindels, das

sich zum Umspannen zudrängte, und noch dafür bezahlt seyn wollte. Der Weg ging nun größtentheils zwischen Mauern und graubestaubten Myrtenhecken hin, die sich hier und da öffneten, um uns in fruchtbare Thäler blicken zu lassen. Schöne Villen, auf den Bergen zerstreut, kündigten allmählig die Hauptstadt von Toskana an, in die wir endlich selbst, aber durch ein schlechtes Thor und eine nicht bessere Straße einfuhren. Dagegen erscheint dann sogleich der Kai am Arno, der jetzt leider etwas wasserarm ist, recht prächtig. Gegen 7 Uhr kamen wir in Schneiderf's Albergo an, was allem Ansehn nach der prächtigste und theuerste Gasthof seyn wird, den wir noch gekostet haben.

Den 23sten Aug. 1 Uhr.

So eben komme ich ziemlich ermüdet von unsrer ersten Wanderung in Florenz nach Hause, und benutze die Zeit bis zum Essen um meine Reisebeschreibung fortzusetzen. Da unser Gasthof an der rechten Seite des Arno liegt, so haben wir bis zu den merkwürdigsten Plätzen der Stadt eine ziemlich lange Reise durch die ungemein lebhaften, durch Fußgänger und Wagen beengten Straßen. Wir besahen zunächst den prächtigen Dom mit seiner doppelten Kuppel, die über und über mit Mosaik bedeckt ist; den mächtigen Hochaltar, hinter welchem der freie Raum selbst den Umfang einer ganzen Kirche hat, und die Menge der Statuen an den Wänden und Säulen.

Neben dem Dom, aber abgesondert, steht der hohe durchbrochene Glockenthurm (campanile), und nicht weit davon das Battisterio, wie in Pisa, als Rotunda gebaut, berühmt wegen der ehernen Thüren, von denen Michel-Angelo sagte, „sie verdienten die Pforten des Paradieses zu seyn.“ Dem Dome gegenüber ist eine steinerne Bank, an welcher eine Stelle il sasso del Dante heißt, weil Dante oft hier gesessen habe, um seine Beatrix aus- und eingehn zu sehn; ich setzte mich darauf, und es rührte mich, daß sich hier von großen Männern auch so kleine Umstände erhalten haben. Von dem Dome begaben wir uns in die Galeria reale, die, obgleich ganz Florenz eine Galerie der Kunst ist, den herrlichsten Schatz alter Sculptur und Mahlerei in sich schließt. Der Gang, in den man eintritt, schien mir wohl dreimal so lang, als der längste unsers Residenz-Schlosses, und nach Verhältniß hoch; die Decke mit Arabesken geschmückt; die Wände in ihrer ganzen Länge mit Statuen, Sarkophagen, so wie mit Gemählden der ältesten florentinischen Mahler bedeckt. Aus dieser Galerie geht man in die sogenannte Tribune, welche die kostbarsten und berühmtesten Werke enthält, die mediceische Venus, den Apollino, den Schleifer (l'arrotino), die beiden Fechter, den tanzenden Faun; einige herrliche Rafaels, den Papst Julius, die Fornarina; Van Dycks von erstem Range, und Correggio's, die mich um desto mehr anzogen,

da es die ersten bedeutenden Werke dieses Künstlers waren, die mir vor die Augen kamen. Unter dem Betrachten so vieler herrlichen Sachen verging die Zeit schnell, und ich mußte den Saal der Niobe, die campanischen Gefäße und die reiche Gemählde-Sammlung für den folgenden Tag aufschieben, um nicht den Besuch nach der Laurentina zu versäumen. Hier fand ich aber meinen Correspondenten de Furia nicht, sondern seinen Sohn, einen jungen Studenten, der mich auf morgen um 10 Uhr wiederbestellte, weil später die Bibliothek wegen des Festes des h. Bartholomäus geschlossen wurde. Ich werde nun sehn, ob ich auch so lange nach F. werde laufen müssen, als in Mailand nach B., und ob alle Bibliothekare Italiens eben so schwer zu benutzen sind, als die Bücher, die sie bewachen.

Den 24sten Aug. früh 7 Uhr.

Der gestrige Nachmittag bot nicht viel Mannichfaltigkeit. Wir gingen wegen der Hitze erst um 5 Uhr aus, um die Lorenzo-Kirche zu besuchen, ein uraltes Gebäude, das durch die Capelle der Medicis berühmt ist. In dieser wurde eben an der Kuppel gebaut; doch sahen wir die Sarkophagen, zum Theil mit gewaltigen Statuen von Michel Angelo geschmückt, und den ganzen Reichthum der Wandbekleidung von den schönsten Marmorarten. Um 8 Uhr gingen wir nach der Arena, wo unter freiem Himmel Schau-

spiel gegeben wird, bisweilen auch am Tage. Bühne und Parterr sind hier wie überall; von dem Parterr aber steigen die steinernen Stufen amphitheatralisch aufwärts, und über ihnen erhebt sich eine doppelte Logen-Reihe. Das Stück, was gegeben wurde, spielte in Sibirien, wo Mentschikow mit seiner Familie im Exil lebt. Da ich bei der Ferne mit meinen elenden Ohren nicht viel verstand, übrigens Alles war, wie bei uns, hielten wir nicht lange aus, sondern zogen uns ermüdet nach Hause zurück. Ich habe oben vergessen zu erwähnen, daß wir, nach der Mediceischen Capelle einen Besuch bei Herrn Metzger, einem Restaurateur alter Bilder, machten, an den wir durch Luise S. empfohlen waren. Wir hatten uns einige Rechnung auf Unterhaltung in dieser Familie gemacht. Aber sogleich bei unserm Eintritte in ihre Wohnung ergriff die Frau, eine Italienerin, die Flucht, und überließ uns ihrem Manne, der in dem Costum eines schlichten Handwerkers bei der Arbeit saß. Das Gespräch, das wir mit ihm anspannen, bezog sich zunächst auf sein Geschäft, wobei er den Ruhm der alten Mahler, und ihre Frömmigkeit als die Quelle ihrer Vorzüge prieß. Es war klar, daß der Mann zu beschäftigt war, um uns das zu seyn, was wir allerdings wünschten, da wir seit München fast ganz auf uns allein beschränkt gewesen waren. Ich mache jetzt auch hier wieder die Erfahrung, daß in den schönsten Umgebungen

der Natur und Kunst die Sehnsucht nach menschlicher Unterhaltung nicht ausbleibt. Sollte ich je eine Reise allein machen, und wäre es durch das Paradies, ich kehrte auf der ersten Station wieder um. In einem fremden Lande, dessen Buch=Sprache man versteht, aber wenn sie gesprochen aus dem Munde des Volkes tönt, besonders mit Ohren, wie die meinigen, nur unvollkommen capirt, hat man immer das drückende Gefühl, halb verkauft zu seyn. Bis jetzt hat uns das Französische noch immer als Surrogat gut ausgeholfen. Ob auch in den Apenninen? Nun wir werden sehn. Der Beistand, den eure gute Mutter mir in allen Dingen leistet, ist unschätzbar. Hätten wir noch einen Reisegefährten, wie Prof. Rost bis München war, so bliebe uns nichts zu wünschen übrig.

Da ich bis zum Ausgehn noch einige Zeit übrig habe, so will ich noch ein Wort über unser Albergo sagen. Die mittlere Fronte des Hauses ist nur etwas breiter als unser Wohnhaus in G., auch die Höhe nur von zwei Stockwerken und einem Unterstock. Das Dach ist mit einer Reihe Bildsäulen geschmückt. Beim Eintritt ist ein hoher, auf Säulen ruhender Vorplatz, der auf zwei kleinere führt. Eine doppelte geschwungene Marmortreppe führt zu einer zweiten, die auf einem ebenfalls mit Säulen gestützten Vorplatz ausgeht. Die Zimmer liegen hier rund um einen Altan her, d. h. einen Platz vollkommen so lang

und fast eben so breit als der Tanzsaal im Mohren, mit Orangerie besetzt, worüber sich ein zweiter ähnlicher Altan erhebt. Die obern Zimmer waren von Fremden bewohnt und nicht zugänglich. Zur Bedienung haben wir, außer unserm Lohnbedienten, einen französischen Cameriere, so wie auch die dienstbaren Mädchen Französinnen scheinen. Die Tafel ist vortrefflich; man ißt aber auf dem Zimmer, weil keine table d'hôte gehalten wird. —

Eben jetzt hab' ich vorläufig den Vertrag mit dem Vetturino für die Reise nach Venedig besprochen, wozu wir fünf Tage brauchen. Wir zahlen bis Mestre 8½ Louisdor (à 24 Franken) und 20 Franken Trinkgeld. Der Vetturin sorgt für Mittagsessen und Wohnung; Frühstück ist unsre Sorge. Der Padrone scheint ein Mann, der Vertrauen einflößt; auch in Deutschland bekannt, wo er bis Leipzig und Dresden gekommen ist.

Jetzt hab' ich nun endlich nach einer halbstündigen Reise durch die Stadt meinen de Furia in der Marucellianischen Bibliothek der via larga gefunden, wurde freundlich aufgenommen, und durch die Hoffnung erfreut, morgen etwas auf der Laurentina für meinen Zweck zu thun. Auf dem Rückwege sprach ich in Molinis Buchladen ein, wo ich Einiges kaufte, unter andern die 2te Auflage von Lanzis Saggio sopra la

lingua etrusca, womit ich mich bis zur Rückkehr meiner Frau unterhielt, die mit Emil einige Gänge gemacht hatte, und die Bestätigung der gestern schon erhaltenen Nachricht zurückbrachte, daß in Rom bedenkliche Krankheiten herrschten, und auch ein deutscher Künstler daran gestorben wäre. Hierauf faßten wir den Entschluß, daß Emil für's erste noch in Florenz bleiben solle. Wir reisen den 27sten von hier ab, und hoffen den 31sten in Venedig einzutreffen. Wir haben noch viel zu sehn, und die Weitläuftigkeit der Stadt erschwert Alles. Und die Hitze dazu! Meine Gesundheit hält sich indeß vortrefflich, und die gänzliche Veränderung der Lebensart hat sie nicht im mindesten angefochten.

Den 26sten Aug. früh 7 Uhr.

Gestern konnte ich nicht zum Schreiben kommen. Ein Brief an Amati in Rom nahm mir einen Theil des Morgens weg, dann die Laurentina, wo ich Einiges für meinen Aelian notirte. Dabei saß mir an einem kleinen Tischchen der junge de Furia gegenüber, so daß sich unsre Stirnen beinah berührten, wahrscheinlich um die Wiederholung eines Unglücks zu hindern, wie jenes mit dem weltberühmten Dintenfleck im Longus. Die Laurentina sieht übrigens einer Kirche ähnlicher als einer Bibliothek; da die Handschriften auf langen Pulten liegen, die, mit Tüchern zugedeckt, wie Kirchenstühle hinter ein=

ander stehn. Um 11 Uhr holte mich meine Frau und Emil in die Galerie ab, die wir diesesmal in ihrem ganzen Umfange sahen. Ich sage nichts davon, da sie so oft beschrieben ist; aber die Menge der Zimmer, der Reichthum an Gemählden und Kunstwerken aller Art erregt die größte Bewunderung. Ich lernte jetzt einen der Aufseher, Zannoni, kennen, dem ich auch als Herausgeber der Anthologie und des Philostratus nicht unbekannt war. Ermüdet vom Gehen und Sehen kamen wir nach Hause, schlossen unsern Vertrag mit dem Padrone unseres Vetturino ab, und wollten, nach gehaltener Mittagsruhe, eine Fahrt nach Fiesole machen. Hieran wurden wir durch einen Besuch des Directors der Akademie, des Cavaliere Benvenuti gehindert, und beschränkten uns jetzt auf eine Fahrt um die Stadt durch die herrlichen Alleen und Büsche, von Fasanen bevölkert, und oft gelichtet und durchbrochen, um Aussichten nach den Gebirgen und ihren zahlreichen Villen zu öffnen. Wir fanden hier auch wieder eine Art von Corso, nur minder zahlreich besucht, und, wie es schien, minder geordnet als der Mailändische; aber in den schönen Equipagen manches hübsche Gesicht. Heute werden wir nun den Palast Pitti mit seinen Schätzen besehn. Schon lange sehnen wir uns nach Briefen von euch, die wir nun wohl erst in Venedig finden werden.

Florenz, den 26sten Aug. Abends.

Während eure Mutter einpackt, und Emil ausgegangen ist, sich ein Zimmer in der Stadt zu miethen, fang' ich einen neuen Brief an, um euch den Rest unsers Florentinischen Tagewerks zu beschreiben. Um 9 Uhr ging ich wieder auf die Laurentina, um noch Einiges für den Aelian zu thun, und von da nach dem Großherzoglichen Palaste. Diese alte Steinmasse überrascht beim Eintritte in das Thor durch das grandiose Vestibulo, und dann durch die lange Reihe geschmückter Zimmer, in deren letztem die berühmte Venus von Canova steht. Das Wichtigste aber ist die herrliche Gemählde-Sammlung, in der das Auge auf allen Seiten von den Meisterwerken florentinischer Kunst angezogen wird; und außerdem von dem Balcon eine entzückende Aussicht auf die Apenninen. Für einen Morgen wäre dieß wohl genug gewesen; um aber doch nichts Bedeutendes zurückzulassen, durchliefen wir auch noch die naturhistorischen Sammlungen, in denen die Abbildungen aller Theile des menschlichen Körpers in Wachs, die gegen 10 Zimmer füllen, höchst merkwürdig sind. Müde vom Sehen kehrten wir nach Hause zurück, und stärkten uns beim Desert mit einer Flasche guten vino Aleatico, wobei denn eure und aller lieben Freunde Gesundheit nicht vergessen wurde. Nach gehaltener Mittagsruhe begaben wir uns in die Akademie, die ebenfalls einen Schatz von Bildern

enthält, und wo Emil wieder einige Bekannte aus München fand. Alle riethen einstimmig, jetzt nicht nach Rom zu gehn.

Jetzt ist nun Alles gepackt, die schwere Rechnung bezahlt, und alle Einrichtungen getroffen, daß wir morgen bei Tages Anbruch abreisen können. Wir werden noch vieles Schöne sehn, und ich freue mich auf Venedig — unter Anderm aber auch darum, weil wir uns wieder den Alpen und der Heimath nähern.

Bologna, den 28sten Aug.

Gestern verließen wir bei vollkommen heiterm Himmel, aber mit schwerem Herzen das schöne Florenz, das uns nun durch Emils Verweilen noch lieber wird, und nachdem wir fast drei Viertelstunden durch Stadt und Vorstadt gefahren waren, nahmen uns sogleich die Apenninen auf. Hier fehlte es an Wechsel der Gegenden nicht. Eine Reihe von Bergen lag schichtenweis hinter der andern, und schloß sich an einigen Stellen mit dem blauen Rücken des in unendliche Länge auslaufenden Gebirges. Die treffliche Kunststraße führte uns auf mannichfaltigen Verschlingungen bald auf hohe Gipfel, bald in die Tiefe der Thäler, die mit einzelnen Höfen, Kirchen und Stallungen besetzt, nur eine schwache Bevölkerung zeigten. Gegen Abend passirten wir die päpstliche Dogana, die uns für ein kleines Trinkgeld sehr schonend abfertigte, und gelangten

bei sinkender Nacht nach Scarica l'Asino, wo wir freundliche Wirthe, und gegen alles Erwarten ein sehr gutes Nachtquartier fanden. Die Nacht lag noch über der Erde, als wir unsere Reise fortsetzten; gerade wie am vorigen Tage über Berg und Thal, ohne Abentheuer, bis wir bei Pianora in die Ebene kamen, und nun ohne Anstoß gegen 11 Uhr in Bologna hineinrollten. Auch von dieser Stadt wird man nichts gewahr, bis man das Thor passirt hat. Dann aber erscheint sie als eine der schönsten Städte, die man sehen kann. Die langen Straßen sind mit Arkaden besäumt, die gegen Sonnenschein und Regen schützen. Da wir bei der steigenden Hitze — der heutige Tag war einer der heißesten, die wir gehabt haben — und der großen Weitläuftigkeit der Stadt ihre Sehenswürdigkeiten zu Fuß nicht würden in Augenschein nehmen können, ohne uns auf das Aeußerste zu ermüden, nahmen wir einen Wagen im Hause — den drei Mohren — und einen wohlunterrichteten Lohnlakei, der uns von 12 Uhr bis um 4 Uhr durch die Stadt leitete. Wir besahen einige Paläste und Gemählde-Sammlungen, den von Giovanni di Bologna mit ehernen Statuen geschmückten Brunnen, die schiefen Thürme, Cassini's Mittagslinie in der schönen Kirche des h. Petronius; das Institut, und die größte Merkwürdigkeit des Instituts, so wie ganz Bologna's, den Professor Mezzofanti, der uns mit großer Gefälligkeit aufnahm, und

ob es gleich Sonntag war, in die Bibliothek führte, und die Unterhaltung über mannichfaltige Gegenstände, auch der deutschen Litteratur, in deutscher Sprache fast eine Stunde mit Geläufigkeit fortsetzte. Eure Mutter hatte große Freude über die Bekanntschaft mit diesem Wunder von Sprachtalent, wie es sonst keines gibt*). Von ihm gingen wir noch in die Galerie der Akademie, wo wir die h. Cäcilia von Rafael bewunderten, und im Vorbeigehn noch in einige Kirchen. So kamen wir mit der Anwendung unsrer Zeit wohl zufrieden, obschon ermüdet, nach Hause, was uns doch nicht abhielt, einen Spatziergang im Mondenschein durch die Arkaden zu machen. Früh um 5 Uhr setzten wir unsre Reise weiter fort, ganz zufrieden, die Apenninen hinter uns zu haben. Auch hier haben wir wieder einen französischen Cameriere und Lohnbedienten gefunden. So gut ist uns von den Franzosen in diesem Lande vorgearbeitet worden!

Venedig, den 1sten Sept. früh 6 Uhr.

Bei dem schönsten und heitersten Wetter, einen hellen und reinen Himmel über mir, das weite rauschende Meer mit seinen Schiffen, Barken und Gondeln zu meinen Füßen, sende ich aus der

---

*) Ueber diesen Mann, der jetzt in der Propaganda und Cardinal ist, s. in diesen Verm. Schriften 6. Theil. S. 517—527.

wunderbaren Lagunen-Stadt meine ersten Morgengedanken zu euch, meine lieben Kinder, und freue mich, mitten in dieser neuen Welt, vorzüglich auch darüber, daß ich euch wieder um eine gute Strecke näher gerückt bin. Ohne allen Anstoß sind wir bis hieher gelangt. Unser Vetturin entsprach vollkommen dem guten Lobe, das ihm sein Padrone in Florenz gab, weshalb wir denn auch bis nach Insbruck mit ihm accordirt haben. Jetzt setze ich nun meine Reisebeschreibung von dem Punkte an fort, wo ich vor vier Tagen stehen geblieben bin. Der Weg von Bologna bis Padua ist ganz eben und bietet wenig Abwechselung dar, und wenn einen nicht bisweilen die gewaltigen Stiere mit ihren ellenhohen, prächtig geschweiften Hörnern, die hohen Wagen voll Hanf und Schilf, die aufgehäuften Massen von Melonen und Pfirschen an Italien erinnerten, würde man glauben in Deutschland zu reisen. Die erste Stadt, die wir nach Bologna Nachmittags um 4 Uhr erreichten, war Ferrara, in das ich mit klopfendem Herzen einfuhr — ich dachte an den Hof der Alfonse und Leonoren, an Ariosto und Tasso — aber was ich von der Stadt zu sehen bekam, entsprach meinen sanguinischen Hoffnungen im allergeringsten nicht. Die päpstliche Wachbehörde, die sehr friedfertig aussah, wollte uns mit dem Passe bis zum folgenden Morgen aufhalten; ein kleines Trinkgeld aber machte uns nach einer Stunde frei, so daß wir

noch desselben Abends bis Ponte di Lago scuro am Po gelangen konnten. Wir machten noch einen Spaziergang nach dem Flusse, dessen Anblick um desto erfreulicher war, da wir seit drei Tagen kein fließendes Wasser gesehn hatten; außerdem ergötzte sich eure Mutter an dem schwimmenden Eilande der fliegenden Brücke; der ersten, die sie sah. Den folgenden Morgen setzten wir darauf über, um der Dogana zum hundertstenmale durch Vorzeigung der Pässe unsere Ehrlichkeit zu beweisen, eine Ehre, die wir diesesmal mit einer Unzahl von Gänsen und Hähnern theilten, die dem Tode entgegen fuhren. Gegen 8 Uhr Abends langten wir in Padua an, beide mit etwas Kolik behaftet, von der ich mich am nächsten Tage durch ein hartnäckiges Hungern curirte, und heute sind wir von diesem kleinen, aber auf Reisen höchst beschwerlichen Uebel vollkommen befreit. In Padua benutzten wir die ersten Morgenstunden, um die immer mehr verfallende Stadt zu besehn; durchwanderten unter Leitung eines lahmen Lohnbedienten den ungeheuern Saal des Rathhauses — jetzt eine Reliquie alter Herrlichkeit — worinne wir unter anderm zwei ägyptische Bildsäulen von Basalt, ein Geschenk Belzoni's, fanden; die Kirche des h. Antonio von Padua, wo die Kiste mit den Gebeinen des Heiligen schon am frühen Morgen von Andächtigen umringt war, die zum Theil auf den Stufen beteten, theils Kleidungsstücke an der Kiste rieben;

die Kirche der heiligen Giustina, deren Fußboden mit weißem und rothem Marmor sehr schön ausgelegt ist, und wo eben die österreichische Garnison einzog, um ihre Morgenandacht zu verrichten; endlich das Prato della valle, ein großes, mit Bäumen bepflanztes Rund, von dem Wasser der Brenta und einer doppelten Reihe von marmornen Statuen berühmter Männer eingefaßt, unter denen Gustav Adolph und unser Hiob Ludolph ist.

Das Wetter schien sich gestern zu ändern; es regnete einige Stunden, und wir waren heute sehr froh, den Himmel wieder aufgeklärt und die Hitze bedeutend vermindert zu sehn. Um 9 Uhr setzten wir unsre Reise an dem Ufer der Brenta fort. Dieses Ufer ist berühmt, und wir fanden es noch über unsre Erwartung. Zur Rechten hatten wir den Canal mit hin- und hergehenden Fahrzeugen; auf beiden Seiten lange Reihen schöner Landhäuser, mit Colonnaden und Statuen auf den Dächern; vor allen der kaiserliche Palast mit einem von colossalen Caryatiden getragenen Thor, und einer Colonnade in der Mitte. Nach 1 Uhr sahen wir Venedig von fern, aber nur auf einige Augenblicke; eine Stunde darauf kamen wir nach Mestre, was unser Vetturin der Einkehr in Fusina vorzog. Dort schlossen wir einen neuen Accord mit ihm und mit den barcaroli, die uns um 3 Uhr in eine kleine Gondel packten, und auf den Weg nach Venedig brachten.

Lange entzog sich die Stadt unsern Augen; erst
beim Eintritt in die Lagunen trat sie hervor,
aber nicht anders als jede andere Seestadt, ja,
weit weniger schön als Como oder Lugano, um
von Genua nicht zu sprechen. Freilich kehrte sie
uns gerade ihren schlechtesten Theil zu. Wir
wanden uns nun durch den großen Canal durch
die ganze Stadt, und wurden um 5 Uhr in dem
Gasthofe Europa, unmittelbar am Meere und in
der nächsten Nähe des St. Marcus-Platzes ab-
gesetzt. Hier haben wir ein sehr großes und
hohes Zimmer mit der Aussicht auf das Meer,
und einem Cabinet, das alle Bequemlichkeiten
enthält; einen Cameriere zu unsrer Bedienung,
der ein halbes Dutzend Sprachen spricht, und
einen Lohnbedienten ähnlicher Art, obgleich etwas
einfältig; so daß wir in jeder Rücksicht besser
daran sind, als in Florenz bei Schneiderf. Nach-
dem wir uns ein wenig eingerichtet und unsern
äußern Menschen gehörig geordnet hatten, mach-
ten wir einen Ausflug auf den nahen Marcus-
Platz und die Piazzetta, die sich jetzt zu beleben
anfing. Schon in der Dämmerung sahen wir
Vieles, worauf wir uns am Tage freuen können,
obgleich die zwei Granitsäulen am Meere bei
Tage kaum prächtiger als im Dämmerlichte er-
scheinen können. Die Paläste, welche beide Plätze
umgeben mit ihren hohen Arkaden, die Procura-
tien, die Kirchen und Thürme, Alles ist impo-
sant, obgleich nur wie ein Grabmal der alten

lingua etrusca, womit ich mich bis zur Rückkehr meiner Frau unterhielt, die mit Emil einige Gänge gemacht hatte, und die Bestätigung der gestern schon erhaltenen Nachricht zurückbrachte, daß in Rom bedenkliche Krankheiten herrschten, und auch ein deutscher Künstler daran gestorben wäre. Hierauf faßten wir den Entschluß, daß Emil für's erste noch in Florenz bleiben solle. Wir reisen den 27sten von hier ab, und hoffen den 31sten in Venedig einzutreffen. Wir haben noch viel zu sehn, und die Weitläuftigkeit der Stadt erschwert Alles. Und die Hitze dazu! Meine Gesundheit hält sich indeß vortrefflich, und die gänzliche Veränderung der Lebensart hat sie nicht im mindesten angefochten.

Den 26sten Aug. früh 7 Uhr.

Gestern konnte ich nicht zum Schreiben kommen. Ein Brief an Amati in Rom nahm mir einen Theil des Morgens weg, dann die Laurentina, wo ich Einiges für meinen Aelian notirte. Dabei saß mir an einem kleinen Tischchen der junge de Furia gegenüber, so daß sich unsre Stirnen beinah berührten, wahrscheinlich um die Wiederholung eines Unglücks zu hindern, wie jenes mit dem weltberühmten Dintenfleck im Longus. Die Laurentina sieht übrigens einer Kirche ähnlicher als einer Bibliothek; da die Handschriften auf langen Pulten liegen, die, mit Tüchern zugedeckt, wie Kirchenstühle hinter ein=

ander stehn. Um 11 Uhr holte mich meine Frau und Emil in die Galerie ab, die wir diesesmal in ihrem ganzen Umfange sahen. Ich sage nichts davon, da sie so oft beschrieben ist; aber die Menge der Zimmer, der Reichthum an Gemählden und Kunstwerken aller Art erregt die größte Bewunderung. Ich lernte jetzt einen der Aufseher, Zannoni, kennen, dem ich auch als Herausgeber der Anthologie und des Philostratus nicht unbekannt war. Ermüdet vom Gehen und Sehen kamen wir nach Hause, schlossen unsern Vertrag mit dem Padrone unseres Vetturino ab, und wollten, nach gehaltener Mittagsruhe, eine Fahrt nach Fiesole machen. Hieran wurden wir durch einen Besuch des Directors der Akademie, des Cavaliere Benvenuti gehindert, und beschränkten uns jetzt auf eine Fahrt um die Stadt durch die herrlichen Alleen und Büsche, von Fasanen bevölkert, und oft gelichtet und durchbrochen, um Aussichten nach den Gebirgen und ihren zahlreichen Villen zu öffnen. Wir fanden hier auch wieder eine Art von Corso, nur minder zahlreich besucht, und, wie es schien, minder geordnet als der Mailändische; aber in den schönen Equipagen manches hübsche Gesicht. Heute werden wir nun den Palast Pitti mit seinen Schätzen besehn. Schon lange sehnen wir uns nach Briefen von euch, die wir nun wohl erst in Venedig finden werden.

Florenz, den 26sten Aug. Abends.

Während eure Mutter einpackt, und Emil ausgegangen ist, sich ein Zimmer in der Stadt zu miethen, fang' ich einen neuen Brief an, um euch den Rest unsers Florentinischen Tagewerks zu beschreiben. Um 9 Uhr ging ich wieder auf die Laurentina, um noch Einiges für den Aelian zu thun, und von da nach dem Großherzoglichen Palaste. Diese alte Steinmasse überrascht beim Eintritte in das Thor durch das grandiose Vestibulo, und dann durch die lange Reihe geschmückter Zimmer, in deren letztem die berühmte Venus von Canova steht. Das Wichtigste aber ist die herrliche Gemählde-Sammlung, in der das Auge auf allen Seiten von den Meisterwerken florentinischer Kunst angezogen wird; und außerdem von dem Balcon eine entzückende Aussicht auf die Apenninen. Für einen Morgen wäre dieß wohl genug gewesen; um aber doch nichts Bedeutendes zurückzulassen, durchliefen wir auch noch die naturhistorischen Sammlungen, in denen die Abbildungen aller Theile des menschlichen Körpers in Wachs, die gegen 10 Zimmer füllen, höchst merkwürdig sind. Müde vom Sehen kehrten wir nach Hause zurück, und stärkten uns beim Desert mit einer Flasche guten vino Aleatico, wobei denn eure und aller lieben Freunde Gesundheit nicht vergessen wurde. Nach gehaltener Mittagsruhe begaben wir uns in die Akademie, die ebenfalls einen Schatz von Bildern

enthält, und wo Emil wieder einige Bekannte aus München fand. Alle riethen einstimmig, jetzt nicht nach Rom zu gehn.

Jetzt ist nun Alles gepackt, die schwere Rechnung bezahlt, und alle Einrichtungen getroffen, daß wir morgen bei Tages Anbruch abreisen können. Wir werden noch vieles Schöne sehn, und ich freue mich auf Venedig — unter Andern aber auch darum, weil wir uns wieder den Alpen und der Heimath nähern.

Bologna, den 28sten Aug.

Gestern verließen wir bei vollkommen heiterm Himmel, aber mit schwerem Herzen das schöne Florenz, das uns nun durch Emils Verweilen noch lieber wird, und nachdem wir fast drei Viertelstunden durch Stadt und Vorstadt gefahren waren, nahmen uns sogleich die Apenninen auf. Hier fehlte es an Wechsel der Gegenden nicht. Eine Reihe von Bergen lag schichtenweis hinter der andern, und schloß sich an einigen Stellen mit dem blauen Rücken des in unendliche Länge auslaufenden Gebirges. Die treffliche Kunststraße führte uns auf mannichfaltigen Verschlingungen bald auf hohe Gipfel, bald in die Tiefe der Thäler, die mit einzelnen Höfen, Kirchen und Stallungen besetzt, nur eine schwache Bevölkerung zeigten. Gegen Abend passirten wir die päpstliche Dogana, die uns für ein kleines Trinkgeld sehr schonend abfertigte, und gelangten

bei sinkender Nacht nach Scarica l'Asino, wo wir freundliche Wirthe, und gegen alles Erwarten ein sehr gutes Nachtquartier fanden. Die Nacht lag noch über der Erde, als wir unsere Reise fortsetzten; gerade wie am vorigen Tage über Berg und Thal, ohne Abentheuer, bis wir bei Pianora in die Ebene kamen, und nun ohne Anstoß gegen 11 Uhr in Bologna hineinrollten. Auch von dieser Stadt wird man nichts gewahr, bis man das Thor passirt hat. Dann aber erscheint sie als eine der schönsten Städte, die man sehen kann. Die langen Straßen sind mit Arkaden besäumt, die gegen Sonnenschein und Regen schützen. Da wir bei der steigenden Hitze — der heutige Tag war einer der heißesten, die wir gehabt haben — und der großen Weitläuftigkeit der Stadt ihre Sehenswürdigkeiten zu Fuß nicht würden in Augenschein nehmen können, ohne uns auf das Aeußerste zu ermüden, nahmen wir einen Wagen im Hause — den drei Mohren — und einen wohlunterrichteten Lohnlakei, der uns von 12 Uhr bis um 4 Uhr durch die Stadt leitete. Wir besahen einige Paläste und Gemählde-Sammlungen, den von Giovanni di Bologna mit ehernen Statuen geschmückten Brunnen, die schiefen Thürme, Cassini's Mittagslinie in der schönen Kirche des h. Petronius; das Institut, und die größte Merkwürdigkeit des Instituts, so wie ganz Bologna's, den Professor Mezzofanti, der uns mit großer Gefälligkeit aufnahm, und

ob es gleich Sonntag war, in die Bibliothek führte, und die Unterhaltung über mannichfaltige Gegenstände, auch der deutschen Litteratur, in deutscher Sprache fast eine Stunde mit Geläufigkeit fortsetzte. Eure Mutter hatte große Freude über die Bekanntschaft mit diesem Wunder von Sprachtalent, wie es sonst keines gibt*). Von ihm gingen wir noch in die Galerie der Akademie, wo wir die h. Cäcilia von Rafael bewunderten, und im Vorbeigehn noch in einige Kirchen. So kamen wir mit der Anwendung unsrer Zeit wohl zufrieden, obschon ermüdet, nach Hause, was uns doch nicht abhielt, einen Spaziergang im Mondenschein durch die Arkaden zu machen. Früh um 5 Uhr setzten wir unsre Reise weiter fort, ganz zufrieden, die Apenninen hinter uns zu haben. Auch hier haben wir wieder einen französischen Cameriere und Lohnbedienten gefunden. So gut ist uns von den Franzosen in diesem Lande vorgearbeitet worden!

Venedig, den 1sten Sept. früh 6 Uhr.

Bei dem schönsten und heitersten Wetter, einen hellen und reinen Himmel über mir, das weite rauschende Meer mit seinen Schiffen, Barken und Gondeln zu meinen Füßen, sende ich aus der

*) Ueber diesen Mann, der jetzt in der Propaganda und Cardinal ist, s. in diesen Verm. Schriften 6. Theil. S. 517—527.

wunderbaren Lagunen-Stadt meine ersten Morgengedanken zu euch, meine lieben Kinder, und freue mich, mitten in dieser neuen Welt, vorzüglich auch darüber, daß ich euch wieder um eine gute Strecke näher gerückt bin. Ohne allen Anstoß sind wir bis hieher gelangt. Unser Vetturin entsprach vollkommen dem guten Lobe, das ihm sein Padrone in Florenz gab, weshalb wir denn auch bis nach Inspruck mit ihm accordirt haben. Jetzt setze ich nun meine Reisebeschreibung von dem Punkte an fort, wo ich vor vier Tagen stehen geblieben bin. Der Weg von Bologna bis Padua ist ganz eben und bietet wenig Abwechselung dar, und wenn einen nicht bisweilen die gewaltigen Stiere mit ihren ellenhohen, prächtig geschweiften Hörnern, die hohen Wagen voll Hanf und Schilf, die aufgehäuften Massen von Melonen und Pfirschen an Italien erinnerten, würde man glauben in Deutschland zu reisen. Die erste Stadt, die wir nach Bologna Nachmittags um 4 Uhr erreichten, war Ferrara, in das ich mit klopfendem Herzen einfuhr — ich dachte an den Hof der Alfonse und Leonoren, an Ariosto und Tasso — aber was ich von der Stadt zu sehen bekam, entsprach meinen sanguinischen Hoffnungen im allergeringsten nicht. Die päpstliche Wachbehörde, die sehr friedfertig aussah, wollte uns mit dem Passe bis zum folgenden Morgen aufhalten; ein kleines Trinkgeld aber machte uns nach einer Stunde frei, so daß wir

noch desselben Abends bis Ponte di Lago scuro am Po gelangen konnten. Wir machten noch einen Spaziergang nach dem Flusse, dessen Anblick um desto erfreulicher war, da wir seit drei Tagen kein fließendes Wasser gesehn hatten; außerdem ergötzte sich eure Mutter an dem schwimmenden Eilande der fliegenden Brücke; der ersten, die sie sah. Den folgenden Morgen setzten wir darauf über, um der Dogana zum hundertstenmale durch Vorzeigung der Pässe unsere Ehrlichkeit zu beweisen, eine Ehre, die wir diesesmal mit einer Unzahl von Gänsen und Hühnern theilten, die dem Tode entgegen fuhren. Gegen 8 Uhr Abends langten wir in Padua an, beide mit etwas Kolik behaftet, von der ich mich am nächsten Tage durch ein hartnäckiges Hungern curirte, und heute sind wir von diesem kleinen, aber auf Reisen höchst beschwerlichen Uebel vollkommen befreit. In Padua benutzten wir die ersten Morgenstunden, um die immer mehr verfallende Stadt zu besehn; durchwanderten unter Leitung eines lahmen Lohnbedienten den ungeheuern Saal des Rathhauses — jetzt eine Reliquie alter Herrlichkeit — worinne wir unter anderm zwei ägyptische Bildsäulen von Basalt, ein Geschenk Belzoni's, fanden; die Kirche des h. Antonio von Padua, wo die Kiste mit den Gebeinen des Heiligen schon am frühen Morgen von Andächtigen umringt war, die zum Theil auf den Stufen beteten, theils Kleidungsstücke an der Kiste rieben;

die Kirche der heiligen Giustina, deren Fußboden mit weißem und rothem Marmor sehr schön ausgelegt ist, und wo eben die österreichische Garnison einzog, um ihre Morgenandacht zu verrichten; endlich das Prato della valle, ein großes, mit Bäumen bepflanztes Rund, von dem Wasser der Brenta und einer doppelten Reihe von marmornen Statuen berühmter Männer eingefaßt, unter denen Gustav Adolph und unser Hiob Ludolph ist.

Das Wetter schien sich gestern zu ändern; es regnete einige Stunden, und wir waren heute sehr froh, den Himmel wieder aufgeklärt und die Hitze bedeutend vermindert zu sehn. Um 9 Uhr setzten wir unsre Reise an dem Ufer der Brenta fort. Dieses Ufer ist berühmt, und wir fanden es noch über unsre Erwartung. Zur Rechten hatten wir den Canal mit hin- und hergehenden Fahrzeugen; auf beiden Seiten lange Reihen schöner Landhäuser, mit Colonnaden und Statuen auf den Dächern; vor allen der kaiserliche Palast mit einem von colossalen Caryatiden getragenen Thor, und einer Colonnade in der Mitte. Nach 1 Uhr sahen wir Venedig von fern, aber nur auf einige Augenblicke; eine Stunde darauf kamen wir nach Mestre, was unser Vetturin der Einkehr in Fusina vorzog. Dort schlossen wir einen neuen Accord mit ihm und mit den barcaroli, die uns um 3 Uhr in eine kleine Gondel packten, und auf den Weg nach Venedig brachten.

Lange entzog sich die Stadt unsern Augen; erst beim Eintritt in die Lagunen trat sie hervor, aber nicht anders als jede andere Seestadt, ja, weit weniger schön als Como oder Lugano, um von Genua nicht zu sprechen. Freilich kehrte sie uns gerade ihren schlechtesten Theil zu. Wir wanden uns nun durch den großen Canal durch die ganze Stadt, und wurden um 5 Uhr in dem Gasthofe Europa, unmittelbar am Meere und in der nächsten Nähe des St. Marcus-Platzes abgesetzt. Hier haben wir ein sehr großes und hohes Zimmer mit der Aussicht auf das Meer, und einem Cabinet, das alle Bequemlichkeiten enthält; einen Cameriere zu unsrer Bedienung, der ein halbes Dutzend Sprachen spricht, und einen Lohnbedienten ähnlicher Art, obgleich etwas einfältig; so daß wir in jeder Rücksicht besser daran sind, als in Florenz bei Schneiderf. Nachdem wir uns ein wenig eingerichtet und unsern äußern Menschen gehörig geordnet hatten, machten wir einen Ausflug auf den nahen Marcus-Platz und die Piazzetta, die sich jetzt zu beleben anfing. Schon in der Dämmerung sahen wir Vieles, worauf wir uns am Tage freuen können, obgleich die zwei Granitsäulen am Meere bei Tage kaum prächtiger als im Dämmerlichte erscheinen können. Die Paläste, welche beide Plätze umgeben mit ihren hohen Arkaden, die Procuratien, die Kirchen und Thürme, Alles ist imposant, obgleich nur wie ein Grabmal der alten

beneideten Größe. Von hier machten wir einen Spaziergang durch die mercería, eine endlose Reihe von botteghe, die, wohl erleuchtet, alle Bedürfnisse von dem ersten bis zum letzten darbieten, auch das Ueberflüssige — le Superflu, chose très-nécessaire — mit gerechnet, bis zum Rialto hin, das auch mit Kramladen besetzt ist. Die engen Straßen sind mit Menschen angefüllt; Leute aller Nationen: Griechen, Armenier und Türken mit Europäern vermischt; und es ist artig zu sehn, wie Alles hier auf Schmuck und Wohlgefallen angelegt ist, und selbst jedes Höckerweib seinen mahlerisch aufgebauten Obstkram mit bunten Papierlampen erleuchtet hat. Nach Hause zurückgekehrt, begnügten wir uns zum Nachtessen mit einer einfachen Suppe, und suchten dann den Schlaf, der uns auch bis um 5 Uhr nicht verließ, wo der glänzende Tag in unsre Fenster schien. Jetzt, um 9 Uhr schicken wir uns zum Ausgehn an, und zwar zuerst nach der St. Marcus-Kirche, dann auf die Bibliothek. Um 10 Uhr schicken wir auf die Post, die erst um diese Zeit geöffnet wird, in der Hoffnung Briefe von euch zu finden, nach denen wir uns schon so lange sehnen.

Den 2ten Sept. früh 7 Uhr.

Gestern konnt' ich nicht wieder zum Schreiben kommen. Am Tage war die Masse des zu Besehenden, am Abend die Müdigkeit zu groß.

Unser erster Gang war nach der St. Marcus-Kirche, wo eben die Chorherrn ihre Hora's sangen. Nach den vielen großen und herrlichen Kirchen, die wir gesehn haben, setzte uns diese doch durch die Sonderbarkeit ihrer Bauart, durch die Masse der Säulen von den seltensten Marmorarten, durch die Verschwendung von Mosaik am Boden und Gewölbe, und die reiche Vergoldung in Erstaunen. Nach langem Umherwandeln in diesem merkwürdigen Gebäude, in das wir gewiß noch öfters zurückkehren werden, bestiegen wir im Palaste del Duca die Riesentreppe, und gelangten zur Bibliothek, die zum Theil in dem ehemaligen Conferenz-Saal des Senates aufgestellt ist. Hier erklärte uns der gefällige Diener die großen und schönen Bilder von Tintoretto, die in dem ungeheuern Saale die Wände schmücken, und die Großthaten der erloschenen Republik darstellen, die Jahrhunderte hindurch die Welt mit Bewunderung und Neid erfüllt, dann ihren Haß erregt, und endlich sich in Verachtung aufgelöst hat. Mich zog — ich leugne es nicht — die Masse der griechischen Handschriften mehr als die Gemählde an, und es traf sich recht glücklich, daß, obgleich die Ferien schon angefangen hatten, der Präposito, Abbate Bettio, Morelli's Nachfolger, ganz unerwarteter Weise hereintrat, und ich Bekanntschaft mit ihm machen konnte. Dieser überaus gefällige Mann hatte die Güte mir Alles zu zeigen, was ich nur wollte, und eine Menge die

Geduld, unsre litterarischen Gespräche abzuwarten. Ich fand, wornach mich am meisten gelüstete, eine schöne Handschrift der Historia Animalium von Aelian, die ich nun heute etwas näher beleuchten werde, da Bettio mir die Bibliothek schon um 9 Uhr öffnen will. Wir wurden hierauf um unsrer Pässe willen auf die Polizei geführt, was gesetzmäßig war, unserm servo di piazza aber von dem höflichen Beamten einen Verweis zuzog, weil es überflüssig gewesen, uns selbst zu bemühn; dann zu unserm Banquier, Herrn Schielin, einem deutschen, sehr gefälligen Manne, der uns die freundlichsten Anerbietungen machte. Nach Hause zurückgekehrt, stärkten wir uns mit einem Frühstück von vortrefflichen Austern und Cyperwein, wobei, wie gewöhnlich, eurer insgesammt im Besten gedacht wurde. Hierauf gingen wir auf die Galerie der Maler-Akademie, wo wir außer vielen andern Bildern die unvergleichliche Himmelfahrt Mariens von Tizian bewunderten, auch mehrere Arbeiten Canova's sahen, dessen Herz hier in einer Urne aufbewahrt wird. Auf dem Rückwege traten wir noch in einige Kirchen, so daß allmählig die Stunde des Mittagsessens (5 Uhr) herbei kam. Nach Tische machten wir noch einen Gang nach dem Marcus-Platz, wo Janitscharen-Musik war, fanden ihn aber, trotz der schönen Nacht, nicht sehr bevölkert. Die meisten Caffehäuser standen leer; am wenigsten zeigte sich von dem weiblichen

Geschlechte. Wir machten also nur einige Gänge auf und ab, und dachten an die Zeiten, die vergangen sind, an die ruhmbekrönten Männer jeder Art, die vormals hier gewandelt haben, ohne in ihrem Stolze zu ahnden, daß auch diesem Staate, dem Mittelpunkte politischer Weisheit, wie sie meinten, ein bedauernswerther Untergang bevorstände!

Venedig, den 3ten Sept. 7 Uhr früh.

Gestern war mein erster Gang auf die herrliche Bibliothek; herrlich, nicht blos wegen ihrer litterarischen Schätze, worinne sie mit jeder andern wetteifern kann, sondern auch wegen ihrer äußern Schönheit. Diese hohen Zimmer, diese reichgeschmückten, vergoldeten Decken, die Geräthschaften, so schön und zierlich, wie in einem Besuchzimmer, endlich die unvergleichliche Aussicht auf das Meer, das sich in allen diesen Tagen so rein und spiegelglatt ausbreitet — wo hätte dieß eine andre Bibliothek aufzuweisen? und zu dem Allen, das, was keiner Bibliothek fehlen sollte, gefällige Bibliothekare, Aufseher und Gehülfen! Wie oft werd' ich noch an diesen Schmuck von Venedig denken, und wachend und träumend mit meinen Gedanken dahin zurückkehren, und seine Schätze durchmustern!

Als ich gestern mein litterarisches Geschäft endigte, machte sich mir Herr Wiedemann aus dem Wirtembergischen, hiesiger protestantischer

Pfarrer, bekannt, der mich nach Hause begleitete, wo ich zu meiner großen Freude eure, nach Florenz adressirten und uns nachgeschickten Briefe auf dem Tische fand. Herr W. ist die Gefälligkeit selbst, und that sogleich mehrere Vorschläge, um unsre Zeit bis zum Mittagsessen zu benutzen. Dankbar für sein freundliches Erbieten, bestiegen wir mit ihm eine Gondel, die seit gestern Abend zu unserm Dienste bereit stand, und fuhren auf dem großen Canal zuerst nach dem Palast Manfrini, welcher eine reiche Sammlung wohlerhaltener Gemählde darbietet; dann nach dem Palazzo Barbarigo, welcher mehrere Tizians, aber von schlechter Erhaltung besitzt; nach Santa Maria (di Grazia, wenn ich nicht irre), wo die Gebeine Tizians liegen sollen mit der Inschrift: „Giace qui Tiziano di Vercelli Digno emulo di Zeusi e degl'Apelli" und wo an dem Denkmal Canova's gebaut wird, wovon wir das Modell in der Akademie gesehn haben; endlich auch nach Santa Maria di Nazareth, degli Scalzi genannt, eine in Rücksicht auf Marmor, Vergoldung und andre Zierden überaus prächtige Kirche! So hatten wir einen Theil des großen Canals mit mannichfaltigen Kunstgenüssen durchschifft, und nun erwartete uns der lang ersehnte Genuß eurer Briefe, die zu lesen bis jetzt unmöglich war. Dem Himmel sey Dank für alle gute Nachrichten, die sie enthalten! — Nach unsrer Rechnung werden wir den 10ten September in Inspruck, den 13ten

in München, und etwa den 20sten in Altenburg seyn. In diesem Falle werden wir deinen Hochzeittag, meine gute Marie, in München feiern.

Nach Tisch fuhren wir nach dem öffentlichen Garten, einer weitläuftigen, schattenreichen Anlage an dem östlichsten Theile der Stadt, wohin man durch den lido (Kai) degli Schiavoni gelangt; ein für die baum- und gartenarme Stadt sehr wohlthätiges Werk des Prinzen Eugen: Sic vos non vobis. Da es, ehe wir zurückkehrten, schon Nacht geworden war, sprachen wir auf der Piazzetta in einem Caffehause ein, und soupirten mit einer Tasse schwarzem Caffe. Wir hatten uns vorgenommen, an euch zu schreiben; die Mutter erfüllte diesen Vorsatz; bei mir aber löschte der Schlaf mit leiser Hand alle Lichter meiner Gedanken aus, eh' ich zum Schreiben gelangen konnte. Vor der Ankunft in Inspruck wird es wohl nun nicht wieder dazu kommen. Ich wünschte, wir hätten Trento schon erreicht. Der Weg von Mestre bis dahin ist mir gänzlich unbekannt, und bietet, so viel ich jetzt davon weiß, nichts Merkwürdiges dar. Nun Gott befohlen! Wir erwarten unsern gefälligen Herrn Pfarrer W., der uns noch zu einigen Merkwürdigkeiten Venedigs begleiten will.

Castelfranco, den 4ten Sept.

Der gestrige Tag, der letzte unsers Aufenthaltes in dem trotz seines Verfalles noch immer

schönen Venedig, war voll Bewegung. Während ich meinen Brief an euch schloß, kam W., seinem Versprechen gemäß, und führte uns auf den Campanile von St. Marco, welcher ohne Stufen zu einer Höhe von mehr als 300 Fuß führt, und die herrlichste Aussicht auf den Marcus-Platz, auf die ganze Stadt mit ihren Canälen und Brücken, das Meer mit seiner Insel-Welt, und nördlich die Alpen bietet. Wir sahen dieß Alles im schönsten Lichte und bei dem heitersten Himmel; gingen dann noch einmal durch die Kirche, und von da zu dem Kaufmann Weber, einem Freunde der Kunst, welcher Bilder und Antiken sammelt. Wir fanden an ihm einen überaus gefälligen Mann, der sich keine Mühe verdrießen ließ, uns seine sehr schönen Bilder — unter denen auch Tizians und Bordones sind — im günstigsten Lichte zu zeigen. Dieser Mann, ein gebohrner Wirtemberger, ist ein Hauptglied der protestantischen Gemeinde, dem diese es verdankt, daß, nach der Vertreibung der Franzosen, ihre Kirche von der österreichischen Regierung wieder geöffnet wurde; doch mit der Beschränkung, der sich im vorigen Jahre auch der König von Preußen unterwerfen mußte, nicht zur Hauptthür einzugehn. Von Herrn Weber gingen wir in das unermeßliche Arsenal, wo Alles und Jedes, was zur Ausrüstung eines Schiffes nöthig ist, gearbeitet wird. Wir sahen hier Ankertaue, welche 70 Centner wogen, und in einem Gange von

ungeheurer Länge gesponnen werden. Einige Fregatten und ein Linienschiff von 65 Kanonen lagen auf dem Gerüste, alle unter Napoleon angefangen, zu dessen Zeit 2000 Arbeiter im Arsenal beschäftigt waren; jetzt kaum 200. Auch lagen lange Reihen von Kanonen jedes Calibers hier, alle mit den Jahren 1806, 7 und 8 bezeichnet, wo bei dem Eroberer Italiens die Hoffnung, dieses Land zu einer Seemacht zu erheben, in höchster Blüthe stand. Nachdem uns so einige Stunden recht lehrreich verflossen waren, fuhren wir nach St. Lazaro in das Kloster der Armenier, wo uns der Bruder des Patriarchen, der Pater Aucher, auf das Freundlichste empfing, die Bibliothek, und in dieser unter Anderm eine armenische Uebersetzung von Geßner's Tod Abels und dem Paradise lost, die Druckerei und den Garten zeigte, der die köstlichste Aussicht auf das lido und die Inseln hat. Wir brachten mit dem heitern, gesprächigen Manne einige Stunden recht angenehm zu, und kehrten nach 5 Uhr zurück. Bei Tische wurde eine nächtliche Spatzier-Fahrt nach dem lido verabredet, wozu uns ein Berliner Finanzrath und sein Begleiter, Auditor Kubel aus Braunschweig, einluden. Einige Frauenzimmer aus dem Hause nahmen auch Theil. Zwei Barken wurden zusammengebunden; vier Schiffer als Sänger mitgenommen, und so unter dem gestirnten Himmel, bei heiterm Monden-

scheine, das stille Meer bei vierstimmigem Gesange höchst angenehm durchfurcht. Um 10 Uhr kamen wir vergnügt und befriedigt nach Hause, berichtigten unsre sehr billige Rechnung, und packten ein, d. h. ich sah aus dem Bette zu, wie eure gute Mutter einpackte. Die Reise sollte um 4 Uhr fortgehn; einiger kleinen Hindernisse wegen aber kamen wir erst um 6 Uhr in unsre Gondel, und um 8 Uhr zu Mestre in unsern Wagen. Bei heiterm Himmel, immer die Alpen vor Augen, kamen wir nach Treviso, wo wir Mittag machten, und gegen Abend bei guter Zeit hierher nach Castelfranco, wo wir ein ziemlich gutes Nachtquartier gefunden haben.

Trento, den 6ten Septbr.

Als wir früh 5 Uhr von Castelfranco abfuhren, umwölkte sich der Himmel, der den ganzen vorigen Tag heiter gewesen war — vorzüglich war der Abend wunderschön —; Gewitter standen vor uns; es blitzte und regnete. Hierauf stellte sich eine ziemliche Kälte ein. Wir passirten Bassano, machten Mittag in Cisnone, wo uns sogleich zwei ausgezeichnet schöne Mädchen aus der Küche entgegentraten. Auch der Mann der einen war schön. Jetzt waren wir mitten in den Alpen. Mächtige Felsenwände streckten sich auf beiden Seiten empor, oft so eng, daß man glaubte, sich kaum hindurch drängen zu können; ja bisweilen wurde die Gegend durch Massen umhergestreuter

Felsenstücke so rauh, daß man das Schlachtfeld eines Titanenkrieges zu sehen glaubte. Ueberall aber, wo sich die Felsen öffneten, zeigten sich schöne Wiesen, wohlangebaute Felder, und in jeder wohnlichen Schlucht Dörfer und Ansiedelungen. Die kleinen Flüsse waren bei dem langwierigen Regenmangel ziemlich trocken; nur die Brenta floß noch uns zur Seite; aber Gras und Baumwerk prangte von frischem erquicklichem Grün. So gelangten wir durch abwechselnde Scenen bis nach Primolano, der Grenze des Venetianischen Gebietes, und desselben Tages noch bis Grigno, wo unser Paß wieder die erste deutsche Unterschrift erhielt. Das Wirthshaus, wo wir einkehren mußten, war freilich nicht sehr einladend; der Fußboden unsrer Schlafkammer mit Kieseln gepflastert, und die Betten mit denen der italienischen Alberghi nicht von fern zu vergleichen; da es aber die Wirthsleute, von denen der weibliche Theil deutsch sprach, herzlich gut meinten, so nahmen wir mit Allem vorlieb, und erwiesen uns recht freundlich gegen die Tochter vom Hause, die sich mit dem Anstande und der Haltung eines Fräuleins betrug. Verwundet, nicht am Herzen, aber an der ganzen Haut, fuhren wir, wie gewöhnlich, um 5 Uhr weiter. Die Gegend war wie am Tage vorher, nur weniger wild. Erst nach acht Stunden, die wir ohne anzuhalten gefahren waren, erblickten wir Trento,

das mitten in den Bergen so versteckt liegt, und so vieles Hin- und Her-, Kreuz- und Querfahren fordert, daß ich ganz von selbst an die Kreuz- und Quer-Züge der päpstlichen Politik dachte, die sich eben in dieser Stadt bei dem berühmten Concilio recht in ihrer Vollendung gezeigt hat. Nach 2 Uhr kamen wir an, und da der Vetturin, dessen Pferde sehr ermüdet waren, den Antrag machte, die Nacht hier zuzubringen, willigten wir um desto lieber ein, da der Gasthof (Europa) vortrefflich war. Wir haben jetzt eben die Stadt durchzogen, den Dom und die Kirche, wo das Concilium gehalten worden ist, besucht, und sitzen nun beiderseits beim Thee, und schreiben an euch. Den Freitag hoffen wir in Inspruck, den Montag Abend in München einzutreffen. Der Gedanke, bald wieder bei euch, ihr Lieben, und in dem gewohnten Geschäfts-Leben zu seyn, drängt sich jetzt immer vor; und ihr könnt darauf rechnen, daß wir unserer Seits Alles thun werden, um die Erfüllung des zur Sehnsucht gewordenen Wunsches nicht zu verzögern.

Botzen, den 7ten Sept. Mittwoch Abends.

Das deutsche Tirol ist nun also erreicht! Welschland mit allen seinen Zaubern und der Melodie seiner Sprache liegt hinter uns; fast nur noch aus dem Munde unsers Vetturino hören wir Töne Italiens. Alles ist hier schon deutsch. Das Leben und Handthieren auf den Straßen hat

aufgehört, und Botzen erinnert an die italienischen Städte nur durch die Arkaden und die Kramläden darunter, die aber Bern und München eben so haben. Wir logiren in der Krone, einem schönen Gasthofe, in einem großen und bequemen Zimmer, und werden von zwei hübschen Kellnerinnen bedient. Uebrigens ist hier Alles in Bewegung; denn übermorgen fängt der berühmte Markt an, wo Deutschland und Italien ihre Waaren gegen einander vertauschen, und da jetzt ein Wagen nach dem andern anfährt, so können wir uns glücklich schätzen, ein so gutes Unterkommen gefunden zu haben.

Die Reise hierher war sehr angenehm. Der Himmel hatte sich vollkommen aufgeklärt; die Berge lagen im schönsten Sonnenlichte vor uns; die Etsch begleitete oft unsern Weg, und wurde vorzüglich schön hinter Neumarkt, wo wir Mittag machten. Die Berge traten jetzt weiter aus einander, und in den schönen Thälern wucherte eine üppige Vegetation. Bis hoch hinauf grünte es, und dann ragten die starren Felsenspitzen, wie crystallisirt, mit ihrer mannichfaltigen Färbung, über das erquickliche Grün hinaus. Ueberall sind die Höhen mit Dörfern, Kirchen und einzelnen Häusern geschmückt; ja, an einigen Stellen ragten Schneeberge, die wir seit dem Rheinthale nicht mehr gesehen hatten, über die nähern Berge hervor. Die Straße läuft fast immer am Fuße der Gebirge, und in der Ebene hin, so bequem

als wäre man noch in der Lombardei. Morgen aber wird sie aufwärts steigen, und schon kündigt der Vetturin uns an, daß wir uns wegen der Bergfahrt etwas früher auf die Reise begeben müßten.

Inspruck, den 9ten Sept. Freitag Abends.

Die von dem Gewitter zurückgelassene Kälte hielt gestern noch an, und wir trafen um Mittag ziemlich erfroren in Brixen ein. Der Weg war gestern höchst abwechselnd; zwischen Kollmann und Deutsch drängten sich die Berge so nah zusammen, daß oft nur für den Weg und die Eisack Raum blieb, die uns von Botzen an bald zur Rechten, bald zur Linken, brausend und schäumend mit ihrem grünen Wasser begleitete. Gestern ließ sich die h. Jungfrau, die uns auf dieser Reise schon mehr als einmal mit ihren zahlreichen Festen erfreut hatte, zu ihrem Geburtstage gratuliren, und wir hatten das Vergnügen, überall einer Menge andächtiger Gratulanten zu begegnen, meist in schönem Fest-Putze, mit Rosenkränzen in den Händen, und Heiterkeit im Angesicht. Den Mittag brachten wir in Brixen, die Nacht in Sterzing zu, wo wir gut und freundlich bedient wurden. Heute gelangten wir bei fortdauernder Kälte, aber heiterm Himmel, über den Brenner zu einem kleinen Städtchen, Steinach glaub' ich, wo wir uns in der Krone, wie Wilhelm einmal in München sagte, an dem wohlbesetzten Tische recht satt fasteten. Von da

ging der Weg immer höher hinauf; wir näherten uns den Schneebergen, und sahen endlich nach 4 Uhr das schöne Inspruck im Schutze hoher Berge, von dem stolzen Inn durchströmt, und sitzen jetzt in dem goldnen Adler, der für den besten Gasthof der Stadt gilt. Schon haben wir uns durch ein Bad erquickt, unsern kreuzbraven florentinischen Vetturin abgefunden, und eine neue Fuhre nach München bedungen. So ist denn auch dieser Theil unsrer Reise glücklich zurückgelegt. Morgen wollen wir hier ausruhn und die Merkwürdigkeiten der Stadt besehn.

München, den 13ten Sept.

Die Hoffnung, mit der wir uns schmeichelten, Briefe von euch hier vorzufinden, ist nicht in Erfüllung gegangen. Nur Emil schreibt uns, es sey die sichre Nachricht angekommen, daß sich der Gesundheits-Zustand in Rom vollkommen gebessert habe, und er also in den nächsten Tagen Florenz mit einer Gesellschaft verlassen werde, unter der sich auch ein Hottentot befände, der unsre Freundin, Frau von Z., vom Cap her kenne. — In Inspruck wendeten wir den Samstag an, um das Grab des K. Maximilian zu besehn, das mit zierlichen Basreliefs, die Thaten seines Lebens vorstellend, und einer Reihe eherner Statuen umgeben ist; und die silberne Capelle, in welcher der Erzherzog Ferdinand und die Philippine Welserin begraben liegt. In einer andern

sahen wir die Stelle, wo Andreas Hofer ein Denkmal von Thorwaldsen bekommen soll. Die Kinder dieses Mannes sind von dem Kaiser in den Adelstand erhoben worden, leben aber, wie man uns in Sterzing sagte, weil sie kein unabhängiges Vermögen haben, als Bauern fort, woran sie ohne Zweifel höchst vernünftig handeln. — Den Nachmittag gingen wir nach Ambras, eine Stunde von Inspruck. Hier pflegte der Erzherzog mit seiner Gemahlin zuzubringen. Nichts kann einfacher seyn, als die innere Einrichtung dieses fürstlichen Jagdhauses; die Zimmer niedrig, die Thüren klein; Alles bürgerlich; das allereinfachste aber ist das Wohnstübchen der Philippine, eng und niedrig, und recht eigentlich nur groß genug zwei Liebende zu fassen. Wände und Decke sind mit gewöhnlichem Holze bekleidet; an der Wand und in der Fenstervertiefung — das Zimmerchen hat nur Ein schmales Fenster — ist eine hölzerne Bank befestigt, auf der das fürstliche Ehepaar wohl oft mag zusammen gesessen haben. Daneben ist ein noch kleineres An- und Auskleide-Zimmer, eben nicht besser eingerichtet, aber mit einer Vertiefung zum Bade. Hier ist die Welserin gestorben. Rund um das Dach des Hauses geht ein Gang mit einer Aussicht, die wenige ihres gleichen haben mag. Dem Schlosse gegenüber die unermeßlichen Alpen, an ihrem Fuße die Stadt, und die beiden sie bewässernden Flüsse, Inn und Sill; nach beiden Seiten hin das weite Thal, das sich

nach Schwaz in eine nebelnde Ferne verliehrt, nach der andern Seite hin von Alpenspitzen geschlossen ist. Der Castellan, der uns herumführte, erzählte uns, wie der König von Baiern, Max. Joseph, der einmal hier gespeist habe, über die Aussicht entzückt gewesen sey, und wenn Tirol bairisch geblieben wäre, gewiß für die Erhaltung von Ambras gesorgt haben würde. Jetzt verfalle es. Der Kaiser Franz hab' es nur einmal besucht, und alle die reichen Sammlungen, die es besessen, nach Wien schaffen lassen. — Sehr befriedigt kehrten wir bei dem schönsten Abend zurück, packten ein, und gelangten längst dem Achensee über Schwaz gegen 9 Uhr Abends nach Kreith, wo ein Gesundheitsbad ist. Das Wirthshaus war mit Gästen angefüllt; unsre Wohnung höchst elend; die Wirthin übler Laune; so daß selbst das Wenige, was wir erhielten, fast erbettelt werden mußte. Froh hier weg zu kommen, wurden wir durch den heitersten Morgen und die herrlichste Gegend, durch die wir fuhren, entschädigt. Wir kamen sehr früh nach Tegernsee, wo sich eben jetzt die königliche Familie mit der Königin von Schweden aufhält; besahen in der Eile die schönen Umgebungen des Schlosses, und setzten, sehr vergnügt, diesen Sommersitz des guten alten Königs gesehen zu haben, unsre Reise durch die Ebene des Baierlandes fort. Gegen 5 Uhr kamen wir in München an, und quartierten uns im goldnen Hirsch ein, wo wir, da eben

der grössere Theil des Hauses umgebaut wird, nur zwei kleine Zimmerchen bekommen konnten. Nachdem wir Thierschens unsre Ankunft hatten melden lassen, machten wir noch in der Dämmerung einen Spatziergang durch die Vorstadt von Schönfelden, und freuten uns der vielen neuen Bauten, bei denen wir vorüberkamen. Beim Nachhausekommen erhielten wir den Brief von Emilen, den ich oben schon erwähnt habe.

Den 14ten Sept.

Gestern haben wir den ganzen Tag außer dem Hause zugebracht. Der Morgen ging mit Besuchen hin; den Mittag aßen wir bei Thierschens, von wo uns Niethammers in ihrem Wagen nach dem englischen Garten, und zwar dem sogenannten Tivoli fuhren. Auch den Rest des Tages brachten wir bei denselben Freunden zu. Am Mittage erhielten wir zu unsrer großen Freude eure lieben und ausführlichen Briefe vom 8ten d. M. durch Frau von Thiersch, mit der wir bei Niethammers aßen. Den Morgen hatten wir die königl. Residenz, die reiche Capelle, und den Palast Leuchtenberg besehn. Den Abend brachten wir endlich einmal zu Hause zu. Seit 5 Uhr ergießt sich der Regen in Strömen. Jetzt setze ich diesem Briefe nur noch meine Glückwünsche für dich, meine gute Marie, und deinen Mann bei, um diesen Tag auf die rechte Weise zu endigen. Mögen die künftigen Jahre eures Ehestandes

eben so zufrieden und glücklich seyn, als es das erste gewesen ist, und die Freude, die ihr an einander habt, durch das Gedeihen eures Erstgebohrnen täglich vermehrt werden. Eure Zufriedenheit wird auch mein Alter erheitern, das, der eignen Wärme allmählig ermangelnd, sich an dem Glücke meiner Kinder sonnt.

Den 21sten Sept. gelangten wir über Baireuth nach Altenburg, wo wir einen Tag bei unsern Kindern blieben; den 23sten trafen wir in Gotha nach einer Abwesenheit von acht Wochen ein, wo wir die Freude hatten, alle die Unsrigen gesund und wohlauf zu finden. Wir selbst hatten die größte Ursache zur Zufriedenheit. Nichts Störendes war uns begegnet; unsre Gesundheit hatte sich nicht weniger günstig bewiesen als die Witterung; fast keiner unsrer Wünsche war unerfüllt geblieben; wir hatten alte Freunde wiedergesehn und neue erworben. Wir hatten einen Schatz der mannichfaltigsten Erinnerungen gesammelt, die uns auch für die Zukunft Genuß versprachen, einen Genuß, der in mir durch die lebendige Freude verdoppelt wurde, die meine gute Frau bei jedem schönen und interessanten Gegenstande fühlte. Und daß diese Reise mir eine Gelegenheit geworden war, ihr das Gute, das sie mir täglich erzeigte, gerade auf die Weise, die ihr

die erwünschteste war, zu vergelten, erhöhte die Freude, die mir ihr glücklicher Erfolg gewährte.

Wenige Wochen nach meiner Zurückkunft (den 13ten October) starb Maximilian Joseph, der Vielgeliebte, den Tod der Gerechten 55). Ihn noch einmal gesehn, aus seinem Munde die Ausdrücke des königlichen Wohlwollens, mit dem er mich zu allen Zeiten beglückt hat, vernommen, ihm selbst meine Ehrfurcht und Liebe ausgesprochen zu haben, darf ich ebenfalls zu den glücklichsten Erfolgen meiner Reise rechnen.

Den Rest des Jahres beschäftigte mich, außer der Revision einiger neuen Auflagen meiner griechischen und lateinischen Lesebücher, die Ausarbeitung einer lateinischen Blumenlese in zwei Abtheilungen, die den Plan des ganzen Werkes vollenden, und als Vorbereitung für das Studium der lateinischen Dichter dienen sollten. Plan und Ausführung des Werkes fand Beifall; unglücklicher Weise aber gab eine ganz unschuldig gemeinte Stelle der Vorrede, die gegen eine fehlerhafte Methode der Interpretation gerichtet war, dem gelehrten Beurtheiler des Buches in der Hallischen Allgem. Litteratur-Zeitung 1827, no. 57. Anstoß, als ob es dabei von mir auf eine Verunglimpfung des Lehrstandes abgesehn gewesen sey. Wenn ein Gedanke dieser Art nicht auch überhaupt meinem Character und meinen Verhältnissen fern läge, so würde er mir doch bei einem für Lehrer und Schüler bestimmten Buche

schon durch die gemeinste Klugheit verboten worden seyn. Ich vertheidigte mich mit wenigen Worten, und meine Apologie schien denen, die sie zu lesen würdigten, hinreichend. Selten aber finden Antikritiken im großen Publicum Leser; noch seltner kömmt ein Leser von einer zuerst gefaßten Meinung zurück. Also blieb die, gleich in dem Eingange der Beurtheilung mit großem Nachdrucke ausgesprochne Anklage bei den meisten in Kraft; der nachtheilige Eindruck blieb, und zwölf Jahre mußten verfließen, ehe in einer zweiten Auflage, in welcher die anstößige Stelle getilgt war*), die Brauchbarkeit des Buches zu allgemeinerer Anerkennung gelangte.

Während dieser Zeit verlohr ich (den 9ten Juni 1826) einen meiner ältesten Freunde, den Rector des Magdaleneums in Breslau, J. C. F. Manso, mit dem ich seit dem Jahr 1781 bis an seinen Tod in ununterbrochner Verbindung gelebt hatte; und die Schule, der er sechs und dreißig Jahre lang vorgestanden hatte, verlohr an ihm einen gelehrten, redlichen und gewissenhaften Lehrer. Ich kann nicht stumm an dem Grabe dieses achtungswerthen Mannes vorübergehn, ohne zu dem, was Schüler, Collegen und Freunde nach seinem Tode über ihn geschrieben haben, einige Worte zuzusetzen. Manso war in

*) Was doch ein Gelehrter in der Gymnasial-Zeitung 1840. 4. S. 30 misbilligt.

einem Fabrikstädtchen des Thüringer Waldes gebohren, wo sein Vater Justizamtmann war. Seine Erziehung war höchst einfach; und mit gelehrtem Unterrichte war er an den Pfarrer des Ortes gewiesen, einen Mann von Geist und mancherlei gelehrten Kenntnissen, der auch Poesie trieb, aber in hohem Grade leidenschaftlich, öfters roh. Von ihm konnte er eben nur die Wege der Wissenschaft kennen lernen; sie weiter zu verfolgen, blieb seinem eignen Fleiße überlassen. Dieser war seiner Auffassungsgabe und seinem glücklichen Gedächtnisse gleich. Der Erfolg war erwünscht. Im achtzehnten Jahre nach Gotha auf das Gymnasium geschickt, wurde er sogleich in die oberste Classe gesetzt, und erzwang hier schnell die Achtung seiner Mitschüler, denen zuerst sein ländlicher Anzug auffallend war. Aber wenige Wochen vergingen, und er wurde für den geschicktesten und kenntnißreichsten Schüler erkannt, von seinen Lehrern geschätzt, von seinen Mitschülern aufgesucht. Kein andrer schrieb fertiger Latein in Prosa und Versen; seine deutschen Uebersetzungen zeichneten sich auch in Gewandheit der Sprache aus. Auf der Universität, wo er sich der Theologie widmete — er hat auch öfter gepredigt — stieg die Achtung, die er auf dem Gymnasium genossen hatte, theils durch den Fleiß, den er in den Collegien bewies, theils durch die lateinischen Disputationen, welche damals Ulrich über Philosophie hielt, und an denen

Manso immer den lebhaftesten Antheil nahm. Als Schütz im Jahr 1779 nach Jena berufen, seinen Platz in der Facultät, dem Gebrauche gemäß (im Januar 1780) durch eine Disputation erwarb, wählte er sich Manso'n zum Respondenten, der auch seitdem sein Freund geblieben ist. Kurz darauf wurde er Hofmeister der Hellfeldischen Kinder, und blieb mehrere Jahre in diesem Hause, immer eifrig studirend, ohne doch die ihm jetzt häufiger gebotene Gelegenheit zu gesellschaftlichen Verbindungen zurückzuweisen. Als ich im J. 1781 nach Jena kam, fand ich ihn, was das Aeußere betrifft, sehr verändert von dem, was er in Gotha gewesen war. Seine Kleidung war gewählt, seine Haltung zierlich, seine Bewegung leicht und gemessen. Er trieb die Tanzkunst mit Eifer, so daß es bald keine Gattung des Tanzes gab, die der Tanzmeister der Universität zu lehren wußte, die er sich nicht zu eigen machte. Diese Neigung behielt er auch in der Folge bei, als er sich nach Gotha begab, um als Hofmeister in einem Privathause, und als öffentlicher Lehrer an dem Gymnasium, welches damals Stroth dirigirte, aufzutreten. Wer damals den blassen, zierlich gekleideten Mann in weißem Frack, weißen Strümpfen und weit ausgeschnittenen Tanzschuhen bei jeder, auch der schlimmsten Jahreszeit, mit einem leichten Spatzierstöckchen in der Hand auf der Straße gehn sah, mochte nicht glauben, daß dieß der gelehrte Professor sey, von dem ihm seine

Kinder erzählten, daß er wie kein Anderer auf dem Katheder einheimisch sey, stundenlang freie Vorträge lateinisch und deutsch hielte, selten in seiner Rede stocke, nie sich verspräche, bei allen Schülern Achtung genösse, jeden auch im Hause gern empfange und seine Zweifel anhöre. So aber, wie ich und viele Andre ihn auf dieser ersten Station seines Lehramtes gekannt haben, so war er auch, nach dem Zeugnisse seiner Schüler und Alter, in seinem übrigen Leben, wahrhaft, zuverlässig, und in Erfüllung seiner Pflichten bis zu dem letzten Augenblicke unermüdlich. Dieses Verdienst ist aber um desto höher zu achten, da ihn seine Neigung zur Schriftstellerei hinzog, eine Neigung, die nur allzu leicht die Rücksichten der Pflicht beeinträchtigt, von ihm aber jederzeit in den rechten Schranken gehalten wurde. Diese Tugenden blieben nicht unbelohnt. Durch den verständigen Eifer, mit dem er sein Amt verwaltete, durch das ausgezeichnete Talent, das er als Lehrer besaß, durch die Klugheit, mit der er sich tüchtige und gleichgesinnte Collegen zugesellte, durch die Humanität endlich, mit der er alle behandelte, gelang es ihm, die Schule, zu der er berufen worden war, in Ansehn und Flor zu bringen. Die Preußische Regierung erkannte sein Verdienst; aber die Liebe, die er für seine Schule hegte, hielt ihn ab, die ihm angebotenen Stellen bei der Universität und dem Consistorium anzunehmen[56]. Die anerkannten Tugenden, die er

besaß, sicherten ihm die Achtung des Publicums, das sein Verdienst selbst bei den feindlichsten Angriffen, die er als Dichter erfuhr, nicht miskannte. Wäre darin irgend etwas Schein und Lüge gewesen, es wäre dem grausamen und giftigen Hohne gewichen, den die Xenien und einige Kunstjünger über ihn ausschütteten, welche geglaubt hätten, nicht auf der Höhe der Kunst und des Geschmacks zu stehn, wenn sie nicht festen Glaubens an die in jenen Distichen enthaltenen Orakel, diesen Glauben auch durch ihr Hohngeschrei kund gegeben hätten. Ich bin weit entfernt, es zu billigen, daß M. einen Gegenstand gewählt hatte, der ohne eine gewisse Frivolität nicht mit Glück zu behandeln war; aber das war es nicht, was ihm zur Last gelegt wurde, oder seinen Gegnern anstößig war. Mancher, der „die Kunst zu lieben" vielleicht nie gelesen hatte, stimmte vertrauensvoll in die Xenien ein; und verlachte den „Unglücklichen", der, was man weder dem alten Ovid, noch dem gentil Bernard verargte, „selbst zum Lieben der Kunst bedürfe"; und mehr als Einer, der es, bei aller Anstrengung, nie bis zum Pedanten gebracht hätte, nahm sich heraus, über den Pedanten Manso zu spotten, „dem es gejückt locker und lose zu seyn."

Nach meinem Ausfluge in Italien hatte ich größere Lust zu philologischen Arbeiten gewonnen, als lange zuvor, und diese wurde auch durch äußere Veranlassungen genährt. Im J. 1827 unternahm Niebuhr die Herausgabe des Rheinischen Museums, und er hatte die Güte, mich zur Theilnahme daran einzuladen. Seit dem Jahr 16, wo der treffliche Mann auf der Reise nach Rom bei mir einsprach, hatte er es an Zeichen des Wohlwollens gegen mich nicht fehlen lassen; ich konnte also, obgleich hinlänglich beschäftigt, diese neue Einladung nicht unerwiedert lassen. Kurz vorher hatte Döring den zweiten Band seines Horaz, ohne Zweifel den schwächern Theil seiner Arbeit, an's Licht gestellt; ich hatte Vieles darinne angestrichen, was eine weitere Beleuchtung forderte; von diesem wählte ich mir Einiges aus. So entstanden die Lectiones Venusinae, von denen der Anfang in dem ersten, die Fortsetzung im zweiten Jahrgange erschienen ist*), und die das Glück hatten, die Zustimmung fast aller Freunde und Kenner horazischer Poesie zu erhalten, und unter diesen — was mich nicht am wenigsten erfreute — des Herausgebers selbst. Seitdem ist durch die in ihnen aufgestellten Ansichten — wenn mich nicht Eitelkeit täuscht —

*) Sie sind erweitert und vermehrt in dem 5ten Bande dieser Vermischten Schriften wiederholt.

ein neues Leben in die Bearbeitung der Horazischen Gedichte gekommen.

Um dieselbe Zeit sammelte ich die Bemerkungen, die sich mir bei wiederholtem Lesen des reichhaltigen Florilegii von Johannes Stobaeus seit dem Jahr 1790 erzeugt hatten, wo ich in einer Epistel an Nicolaus Schow, welcher damals mit einer Ausgabe jenes Florilegii beschäftigt war, eine Anzahl von Conjecturen bekannt gemacht hatte. So entstanden jetzt Lectiones Stobenses, die sich, da Schow's Ausgabe nicht vollendet worden, an die von Thomas Gaisford im Jahr 1822 veranstaltete Ausgabe anschlossen. Ich benutzte diese Gelegenheit, meinem verehrten Freunde August Meineke, welcher mich einige Jahre vorher mit der Zueignung seines Menander beehrt hatte, meine Dankbarkeit zu bezeigen, indem ich dem Buche eine Epistolam an ihn vorsetzte, worinne ich, da englische Kritiker die Dreistigkeit gehabt hatten, den gelehrten Mann unbesonnener Weise des Schleichhandels mit ihrer Waare zu beschuldigen, von dem Vorwurfe des plagii litterarii zu handeln, und durch eine große Menge von schlagenden Beispielen, die zum Theil aus meinem eignen litterarischen Leben genommen waren, zu zeigen unternahm, wie bedenklich und unerweislich in den meisten Fällen eine Anklage dieser Art ist[57]. Meine Absicht war dabei auf keine Weise, dem feindlichen Angriffe einen andern

entgegen zu setzen, sondern vielmehr gegen so gehässige Beschuldigungen zu warnen. Ein Beurtheiler dieser Schrift findet darinne etwas Unzartes. Ich habe nicht entdecken können, worinne dieses liegen möge, und da er selbst sich nicht darüber erklärt hat, so gesteh' ich, noch jetzt den Grund dieses Tadels, den verdient zu haben mir leid thun würde, nicht zu kennen.

Nach Vollendung dieser Arbeiten wendete ich mich fast ausschließend zum Aelian, zu dem ich die Hülfsmittel seit einigen Jahren emsig gesammelt hatte; und diese Arbeit wurde im Sommer des Jahrs 28 nur durch eine Rheinreise von wenigen Tagen unterbrochen. Meine Frau begleitete mich; auch die Professoren Kries und Rost, nebst einigen andern Freunden, waren von der Gesellschaft. In Frankfurt wurde mir die Freude zu Theil, meinen alten Collegen, den Geheimerath Sömmerring, nach achtzehn Jahren, in der Umgebung seiner Kinder wieder zu sehn, minder rüstig zwar an Körper — er hatte 2 Jahre vorher sein Doctor-Jubiläum begangen — aber lebendigen Geistes, und wissenschaftlich mit gewohnter Emsigkeit beschäftigt. Die Bekanntschaft einiger andern Gelehrten Frankfurts, Bömel's unter andern und Schwenk's, entzog mir der Zufall; aber den Prorector des Gymnasiums, Wilhelm Ernst Weber, unter dessen Direction gegenwärtig das Gymnasium in Bremen blüht, lernte ich jetzt persönlich kennen, und

brachte bei Sömmerring einige Stunden mit ihm zu. In Cöln begrüßte ich einige mir sehr werthe Freunde des Münchner Trienniums, den Director des katholischen Gymnasiums, Eugenius Birnbaum, und den Professor Franz Göller, den gelehrten Herausgeber des Thucydides; den lieben Freund, Karl Georg Jacob, welcher damals Professor an der (evangelischen) Carmeliter-Schule war, führte uns, da wir ihn in seinem Hause nicht getroffen hatten, ein glücklicher Zufall auf der Straße entgegen. Das nördlichste Ziel der Reise war Bonn. Hier war es vornemlich Professor Welcker, den ich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen wünschte — denn von einem frühern Besuche, ich glaube im J. 1804, waren mir nur schwache Erinnerungen zurückgeblieben — nachdem ich seit Jahren mit ihm in Briefwechsel gestanden, und mich bei der Bearbeitung der beiden Philostraten (1825) seiner gelehrten Hülfe erfreut hatte. Durch ihn lernte ich Näke kennen, eine der Zierden von Bonn, dessen Verlust seitdem die Universität und die gelehrte Welt betrauert; Dr. Schopen und Prof. von Münchow, der auch seitdem den Wissenschaften entrissen worden. Augusti und August Wilhelm von Schlegel waren Bekannte aus früherer Zeit, welche wieder zu sehn und in rüstiger Kraft zu finden, erfreulich war; Heinrich war seiner Gesundheit wegen

in Wisbaden abwesend. Nach zwei in Bonn angenehm verlebten Tagen gingen wir über die Bäder nach Darmstadt, wo ich von den beiden Brüdern Zimmermann, die seitdem auch ihre Laufbahn allzufrüh geendigt haben, dem Director Dilthey, und dem zweiten Weimarischen Weber (jetzt Rector des Gymnasiums in Cassel) auf das freundlichste empfangen wurde.

* * *

Meine Ausgabe der Thiergeschichten Aelians war nun (1831) vollendet; mein Sohn Emil war von Rom (1828) zurückgekehrt, und nachdem er sich, um seine Kunst zu treiben, in St. Petersburg eingerichtet hatte, beschloß er, eine schon früher eingegangene Verbindung zu vollziehn. Ich führte ihm, im Sommer des Jahrs 1832, in Gesellschaft meiner Frau und meines zweiten Sohnes, seine Braut bis Hamburg entgegen, um ihm in Mohrburg angetraut zu werden. Hier brachten wir frohe Tage zu. Die Schönheit und das mannichfaltige Interesse, das die Stadt darbietet, ungerechnet, bot uns der Anlaß der Reise selbst, das Wiedersehn meines Sohnes, die überaus freundschaftlichen Bemühungen der Perthes-Besserischen Familie um uns; endlich die mit mehrern trefflichen Männern gemachten Bekanntschaften, mit den Professoren Cornelius Müller, Ullrich und Petersen; dem Archivar Lappenberg und der Fa-

milie Bauer in Blankenese, waren uns eine reiche Quelle des Genusses und der Heiterkeit. Nachdem wir das junge Ehepaar aus unsern Armen entlassen hatten, um nach St. Petersburg zurückzukehren, nahmen wir den Rückweg über Braunschweig und Göttingen, wohin ich seit länger als dreißig Jahren nicht wieder gekommen war. Mit großer Freude fand ich, nach so langer Zeit, in der verschönerten und erweiterten Stadt einige der älteren Freunde noch am Leben; Blumenbach, den bejahrtesten von allen, aber doch noch muntern Geistes; den jugendlich heitern und rüstigen Heeren; Mitscherlich, ungeschwächt an Geist und Körper, und immer noch wie sonst mit dem Corycius senex wetteifernd — apibus fetis atque examine multo abundans —; Tychsen allein war mehr gealtert als die übrigen, und durch eine Paralysis an seinen Sitz gefesselt. Ich verweilte nur eine Nacht, und eilte in dieser beschränkten Zeit, den trefflichen Dissen aufzusuchen, mit dem ich seit langer Zeit durch Briefwechsel verbunden; ihn jetzt zum ersten- und letztenmale sah, seines Leibes wenig Herr, aber thätigen Geistes bis an seinen Tod. Diese geistige Regsamkeit täuschte seine Freunde, die ihn für stärker hielten als er war. Noch in den letzten Tagen seines Lebens vollendete er die treffliche Ausgabe der Rede für die Krone, in der er, wie kurz vorher in den Ausgaben des Tibull und des Pindar, den ihm eigen-

thümlichen Sinn für rhetorische Kunst an den Tag gelegt hat. Das mir bestimmte Exemplar des Demosthenes erhielt ich erst nach seinem Tode. Es war mit seiner Hand überschrieben; und das Letzte, was er geschrieben hatte[68]).

Während dieser Reise, von der ich zu Ende des Julius (1832) zurückkam, starb die Freundin meiner frühsten Jugend, Auguste von Schlichtegroll, gebohrene Rousseau, zu Berneck in Franken bei ihrem jüngsten Sohne, bei dem sie sich eben aufhielt, um sein Hauswesen einzurichten. Die mittlere von drei Schwestern zeichnete sie sich durch zarten Wuchs, Anmuth der Gestalt, sprechende Augen, noch mehr aber durch eine seltne Lebhaftigkeit des Geistes, regen Witz und heitere Laune aus. Von den Männern gesucht, und gebildeten Geistes, wie sie war, selbst sich im männlichen Umgange gefallend, vermied sie den Schein vielleicht allzu wenig, wodurch das Urtheil über sie bisweilen irre geführt wurde. Uebrigens war sie eine vortreffliche Hausfrau, eine zärtliche Mutter, von ihrem Manne als die treuste Gefährtin, als kluge Rathgeberin, und bei seinen oft widrigen Verhältnissen als milde Trösterin auf das zärtlichste geliebt. Auch mir ist sie eine Reihe von Jahren hindurch eine liebe Freundin gewesen; und wenn ich zu guter Zeit von einer düstern Sentimentalität, die mir anhing, geheilt worden bin, so ist es der Umgang

mit ihr, der meine Augen für die heitern Gegenden des Lebens geöffnet hat.

Ein anderer bittrer Verlust betraf mich im folgenden Jahr. Mein ältester Sohn, Friedrich Josias, war seit einigen Jahren erkrankt. Eine unheilbare Epilepsie, verursacht vielleicht durch eine heftige, aber unerwiederte Leidenschaft, die er im tiefsten Gemüthe nährte, zerrüttete seine Lebens-Plane, zerstörte den Weg, den er als Arzt mit dem besten Erfolge betreten hatte, und ließ bald, bei immer steigenden und vermehrten Zufällen, alle Hoffnung der Genesung schwinden. Kein Mittel blieb unversucht. Im Krankenhause zu Jena endeten seine Leiden den 29sten Juli 1833, ohne daß ihn bis zu dem letzten Augenblicke die Liebe zu den Seinigen, zu seinen Freunden und zu den Wissenschaften verließ. Gott hat es wohl mit ihm gemacht. Er ist in Jena begraben. Viele Thränen der Trauer sind ihm gefolgt. Noch jetzt ist sein Andenken seinen Freunden theuer und heilig 59).

Während dieser für väterliche Gefühle schmerzlichen und betrübten Zeit beschäftigte mich die Umarbeitung meiner Demosthenischen Reden, die ich im Jahr 1805 an das Licht hatte treten lassen. Die Absicht, die mich dabei geleitet hatte, ist oben von mir angegeben worden; diese fand nicht mehr statt; aber die Zeit hatte sich den

griechischen Rednern mehr zugeneigt, und Demosthenes insbesondere hatte mit Recht die Gunst der Gelehrten gewonnen. Vieles Berichtigende, vieles in Sprache und Sachen Erläuternde war in dem Laufe des Viertel-Jahrhunderts erschienen, das ich nicht unbeachtet lassen konnte, und mir ein Anlaß wurde, noch einmal zu einer Arbeit zurückzukehren, die mich vordem nicht ohne Erfolg über eine sorgenvolle Zeit hinweggeführt hatte. Ich begann jetzt Alles von neuem, und diese zweite Ausgabe konnte in Rücksicht auf die Uebersetzung, die Einleitungen und Anmerkungen für eine erste gelten. Den Staatsreden fügte ich jetzt die Rede für die Krone bei, welche von Vielen vermißt worden war, und den Leser am Besten in dem politischen Leben des Redners, und in den Grundsätzen, die er standhaft befolgte, zurechte weist. Sie ist deshalb auch von den übrigen abgesondert, und als ein für sich bestehendes Ganze verkäuflich. –

Nach Vollendung dieser Arbeit, die im Jahr 1833 in Druck erschien, wendete ich mich zu einem Geschäfte, das ich als eine nothwendige Ergänzung meiner bisherigen Amtsverrichtungen längst beschlossen hatte, zu einer Geschichte der Bibliothek und Beschreibung ihrer Merkwürdigkeiten. Jene war fast unbekannt; auch war es nicht leicht, sie aus zerstreuten Blättern und aus den mangelhaften und unvollständigen Akten, die sich vorfanden, zusammenzusetzen. Für die Be-

schreibung des Merkwürdigsten in ihr war ebenfalls wenig oder nichts geschehen. Im J. 1714 hatte Cyprian ein summarisches, nur nach Stoff und Format geschiedenes Verzeichniß der Handschriften drucken lassen, worinne die Angaben bisweilen irrig, meist unvollständig und dürftig waren; die spätern Erwerbungen bis zum Jahr 1808 waren in einzelnen Heften und auf sporadischen Blättern oberflächlich angemerkt. Zur Kenntniß des Publicums war davon nur wenig gelangt. Bei meiner Anstellung an der Bibliothek war ein neuer Catalog der Handschriften eine meiner ersten Sorgen; durch meinen Abgang nach München wurde dieses Geschäft unterbrochen, und erst nach meiner Rückkehr in zwei Foliobänden vollendet, aus denen ich später einen systematisch geordneten Catalog in drei Quartbänden verfertigte. Nach diesen nothwendigen Vorbereitungen blieb mir noch übrig, eine Auswahl des Werthvollsten zu treffen, dieses genauer, als bisher geschehn war, zu beschreiben, und so dem litterarischen Publicum bekannt zu machen. Um aber auch den bibliographischen Theil desselben nicht unberücksichtigt zu lassen, verband ich damit einige, nach verschiedenen Beziehungen geordnete Verzeichnisse der Incunabeln und anderer bedeutenden Drucke. Fünf Hefte sind bisher davon erschienen; an dem letzten hat auch mein verehrter College Ukert Antheil genommen.

Auf den 29sten August des Jahres 1835 fiel der funfzigste Jahrstag meines Eintrittes in das öffentliche Leben, und meiner Einführung als Lehrer in das Gymnasium. Ich hätte gewünscht, daß er unbemerkt und ungefeiert vorüberginge, da Ehrenbezeugungen, mir erwiesen, mich jederzeit in Verlegenheit setzen; weshalb ich denn auch beschloß, diesen Tag durch eine Reise zu umgehen. Meine Freunde waren damit nicht einverstanden. Viere derselben, der Geheime Conferenzrath von Hoff, der Geheime Regierungsrath Stieler, die Professoren Kries und Ukert, überraschten mich acht Tage vorher mit einer Vorfeier, an welcher auch die Frauen Antheil nahmen, und sinnvollen Geschenken, unter denen eine Sammlung der Zeugnisse war, die bei meiner Anstellung und nach den ersten Jahren meiner Amtsführung von den Behörden über mich ausgestellt worden waren.

Die beschlossene Reise nach Dresden und Prag wurde den 21sten August mit meiner Frau, und der altbefreundeten Familie Hey unter guten Vorbedeutungen angetreten. Am Abend des ersten Tages sprachen wir in Schul-Pforte bei dem uns Allen lieben Freunde, Professor Jacob, ein, wo ich seine liebenswürdige Frau, und die Wittbe meines allzufrüh verstorbenen Freundes Lange fand, und mit einigen Professoren von Naumburg mehrere angenehme Stunden zubrachte. Ich betrat damals die berühmte Pforte, aus der so

viele treffliche Gelehrte und Lehrer hervorgegangen sind, zum erstenmale, sie mit der Ehrfurcht begrüßend, auf die keine Anstalt gleicher Art mit größerm Rechte Anspruch zu machen hat. Wie viele Umwälzungen der Zeit und ihrer pädagogischen Systeme hat sie überlebt! Wie hat sie mit stiller Würde alle philanthropischen und realistischen Angriffe ohne Kampf und Streit überwunden! Tönt nicht ihr Lob aus dem Munde Aller, die ihre Pflege genossen haben? Senden sie nicht auch ihre Söhne dieser nemlichen Pflegerin gründlichen Unterrichtes zu? Ist sie nicht wie vor Jahrhunderten noch jetzt die stille Heimath einer gediegenen classischen Gelehrsamkeit, die von den Weltleuten oft mit Worten verspottet, aber wo sie sich kund gibt, im Stillen bewundert wird? eine wohlwollende Mutter, die den Geist ihrer Kinder durch strenge Gesetze stärkt, seine Freiheit durch Zucht nährt und sichert, und indem sie straft des Segens gewiß ist, mit dem einst der Gestrafte ihr danken wird?

In Leipzig waren wir kaum eingetreten, als ich von zwei alten Freunden, dem Universitäts-Proclamator Weigel und dem Buchhändler Kirbach, dem Inhaber der Dyk'schen Handlung, mit dessen Firma ich seit länger als vierzig, mit ihm selbst seit mehr als zwanzig Jahren in freundschaftlicher Verbindung gestanden habe, bewillkommt wurde. Vieles war mir jetzt in Leipzig

neu geworden. Es galt die knapp zugemessene Zeit zu benutzen, um von dem Neuen das Bedeutendste zu sehn, und in der großen Zahl gelehrter Männer, welche Leipzig schmücken, einige der ältern Bekannten zu begrüßen. Von Jenem war mir das Wichtigste die von Gersdorf in dem neuen Local so eben geordnete Bibliothek, und die großartige Brockhausische Officin, deren Inhaber die Güte hatte, uns die Operationen der Schnell-Presse in dem Umfange ihres ganzen Geschäftes zu zeigen. Jetzt sah ich nach einer langen Reihe von Jahren meinen alten Freund Professor Schäfer wieder, dem ich für so manche mir früher bei philologischen Arbeiten geleistete Hülfe von neuem zu danken mich freute; den Domherrn Stieglitz, in hohem Alter noch geistig munter und für wissenschaftliche Zwecke thätig; den Comthur Gottfried Hermann, mit dem früher zusammen zu kommen immer Zufälle gehindert hatten, während ich eine lange Reihe von Jahren hindurch Beweise der wohlwollendsten Gesinnungen von ihm erhalten hatte; den gelehrten Herausgeber des Horaz und Ovid, Johann Chr. Jahn endlich. Wilhelm Dindorf, mit dem ich durch den Themistius in Verbindung gekommen war, befand sich, wie noch einige Andre, die ich zu sehen gewünscht hatte, auf dem Lande. Am folgenden Morgen erzeigte mir die Griechische Gesellschaft die Ehre, mich durch drei ihrer Mitglieder, die

Herren Theodor Bergk, Rudolph Dietsch und Albert Doberenz zu begrüßen. Der erste der Genannten hatte schon damals glänzende Beweise ausgebreiteter Sprachkunde und kritischen Scharfsinns gegeben, und diese seitdem durch die Bearbeitung der Fragmente Anakreons und der Commentationes de Comoedia Attica (um einzelne Aufsätze in gelehrten Zeitschriften nicht zu erwähnen) auf eine bewundernswürdige Weise vermehrt. Auch der zuletzt Genannte hat sich seitdem in der philologischen Welt rühmlich bekannt gemacht.

Mein Wunsch war, über Grimma zu gehn, um die gelehrten Männer, Wunder und Weichert, von denen der erstere in diesen Tagen nach Leipzig gekommen war, in ihrer Heimath zu begrüßen. Seine Ausführung wurde durch die Zeit verboten. In Meißen verweilte ich nur, um einen Besuch auf der Afra zu machen, wo ich aber meinen Zweck verfehlte, und weder den Director der Anstalt, Baumgarten=Crusius, noch den Professor Kreyssig zu Hause fand. Den 24sten August kamen wir bei einbrechender Nacht in Dresden an. Ich sage hier nichts von der Schönheit der Stadt und ihren Umgebungen, von ihren litterarischen und Kunstschätzen, der sogenannten sächsischen Schweiz und dem Plauischen Grunde — Alles dieses ist oft und ausführlich beschrieben worden. Erfreulich war es mir, den 75jährigen Böttiger noch einmal zu

sohn, mit dem ich seit vierzig Jahren in Verbindung gewesen war, vom Alter zwar körperlich niedergedrückt, durch geistige Regsamkeit aber aufrecht gehalten, und, wie in seiner besten Zeit, unermüdlich, wo es galt, nützlich zu seyn. Ich würde es mir zum Gewissen gemacht haben, die Gefälligkeit des alten Mannes in Anspruch zu nehmen; aber was niemand ihm zumuthete, legte er sich selbst auf. Am 29sten August ließ er es sich nicht nehmen, uns in die Mengsische Sammlung der Gypsabgüsse zu führen, wo er uns, mit Beifügung mannichfaltiger gelehrter Erläuterungen, auf das Merkwürdigste aufmerksam machte; und nachdem er bei Tische mehr als ein Andrer beredt und belehrend gesprochen, dann am Abend der Großherzogin von Baden die Abgüsse wiederum bei Fackelschein gezeigt und erklärt hatte[60]), kam er um 9 Uhr noch einmal zu mir, um Abschied zu nehmen, und mich auf Alles aufmerksam zu machen, was auf der Reise über die Bäder bis Prag zu beachten nützlich war. Gegen 10 Uhr verließ er mich. Wenige Monate später, den 17ten November 1835, legte er, der Zahl der Jahre nach nicht zu früh, seinen Freunden aber noch immer unerwartet, sein müdes Haupt mit vollem Bewußtseyn und ohne Schmerzen zur Ruhe. An seine Stelle ward ich den 18ten December von dem französischen Institute (Acad. des Mscript.) zum Associé étranger ernannt.

Denselben Tag, wo sich uns Böttiger so gefällig bewies, und ich 50 Jahre vorher als Lehrer beim Gymnasium in Gotha eingeführt worden war, begingen wir Reisende mit vier Freunden, von denen Böttiger der älteste war. Außer ihm nahmen die Hofräthe Weigel, Hase und Falkenstein Theil. Während der Mahlzeit kam eine Glückwünschende Ode des 80jährigen Döring an, der eine Rede folgte, die mein alter Freund, der Prof. Schulze, im Gymnasium gehalten hatte; und nach der Mahlzeit Kränze und Glückwünsche aus den Händen der schönen und liebenswürdigen Töchter des Zolldirectors Schmalz. So wurde doch dieser Tag in der Fremde schöner geschmückt, als ich hatte erwarten dürfen. Am folgenden Morgen sah ich die Professoren Sillig und Wagner; auch den liebenswürdigen Tieck, den bewunderten Dichter eigner, den nie genug zu bewundernden Vorleser fremder Werke, sah ich noch einmal. Wie sehr geliebt er sey, wie er von den Freunden der Poesie, und ihren Freundinnen aufgesucht, geehrt und benutzt werde, hörte ich überall. Auch glich sein Vorzimmer, wo sich jeden Abend eine gewählte Gesellschaft versammelt, dem Auditorium eines akademischen Lehrers.

Das letzte Ziel unsrer Reise war Prag, wo wir den 2ten September um Mittag ankamen. Unter den mannichfaltigen Merkwürdigkeiten der

schönen und reichen Stadt mit ihrem Hradschin, Kirchen und Inseln war mir die Bibliothek des Museums und der gefällige Aufseher derselben, Hanka, vorzüglich werth. Hier sah ich den ältesten böhmischen Druck, die Historia Trojae des Guido de Columna; die im J. 1505 zu Venedig gedruckte böhmische Bibel; den Codex des Corpus Juris und Anderes. Auch die Universitäts-Bibliothek blieb nicht unbesucht, in welcher ich durch die Güte ihres Bibliothekars Sprick unter Andern auch mehrere Handschriften von Johann Huß zu sehen bekam, die dort mit Achtung und Sorgfalt aufbewahrt werden.

Auf der Rückreise verweilten wir einige Tage in Carlsbad, das ich nach zwanzig Jahren sehr verschönert fand; Töplitz hatten wir auf der Hinreise besucht, und dort zu Seume's Grab zu wallfahrten nicht unterlassen. Einen Morgen und eine Nacht brachten wir bei meinen Kindern in Altenburg zu; eine Nacht in Jena meist in der langbefreundeten Frommannischen Familie, deren Haupt 2 Jahre nachher sein Leben in Gottes Hand, sein Geschäft in die Hände seines trefflichen, thätigen, auch gelehrt gebildeten Sohnes aufgab. Bei jenem letzten Besuche in Jena störte ich den braven und gefälligen Bibliothek-Secretär Compter, welcher auch seitdem in der Blüthe seiner Jahre an einer unheilbaren Krankheit gestorben ist, früh aus dem Schlafe auf, um mir in der Universitäts-Bibliothek einige Handschriften,

vorzüglich burgundischen Ursprungs, zu zeigen, die jetzt wegen ihrer Verwandschaft mit ähnlichen der gothaischen Bibliothek ein größeres Interesse für mich gewonnen hatten. In Weimar besuchte ich den längst emeritirten, neun und achtzigjährigen Schulrath Schwabe, den mir ein Aufsatz über den Phädrus (in den Nachträgen zum Sulzer) zum Freunde gemacht hatte. Auch bei diesem Besuche gedachte der von Alter ganz gebrochene Mann *) seines Phädrus, der die Liebe und Freude seiner Jugend und seines Alters gewesen war. Wie es ihn früher gekränkt und bekümmert hatte, die Aechtheit des Autors bezweifelt zu sehn, so war es jetzt seine Freude und sein Trost, daß dieser Zweifel von namhaften Philologen, unter andern von dem trefflichen Caspar Orelli nicht getheilt wurde, und daß sich die Hülfsmittel zur Berichtigung des Textes gerade in dieser Zeit vermehrt hatten. Mein Besuch erfreute ihn sehr. Drei Tage nachher legte er sein müdes Haupt zu dem langen Schlafe nieder, den kein kritischer Zweifel beunruhigt.

Den 11ten September endigte die heitre, durch alle Umstände begünstigte Reise, die unsern lieben Reisegefährten und uns lange Zeit eine reiche Quelle der angenehmsten Erinnerungen geblieben ist. Bei der Zurückkunft fand ich mannichfaltige

*) Mors jam vicina flagitabat debitum. Phaedr. Epil. libri III. v. 19.

Zeichen freundschaftlicher Theilnahme an dem Feste, dem ich durch die Reise ausgewichen war. Von dem Senate der Stadt war das Diplom eines Ehrenbürgers angekommen; ein schönes, gemüthvolles Gedicht des Superintendenten Hey; ein Fußteppich, mit geschmackvoller Kunst von sieben liebenswürdigen Frauen gestickt; mehrere Briefe, und von dem trefflichen Freund, Friedrich Perthes, ein Geschenk herrlichen Weines. Eine lateinische Ode von Döring, und eine deutsche Rede von Schulze, die schon in Dresden an mich gelangt waren, hab' ich oben erwähnt. Am folgenden Tage wurde mir auf der Bibliothek, in Gegenwart meiner Collegen, ein gnädiges Glückwünschungsschreiben des Durchlauchtigen Herzogs und das Ritterkreuz des Ernestinischen Hausordens, dem ich früher affiliirt war, durch die Hand des verehrten Freundes, des Geheimen Conferenz-Rathes von Hoff, übergeben. Von diesem war ich seit dem Jahre 32 bei der Direction der Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen der Residenz, die ihm nach dem Tode des Geheimerathes und Cammer-Präsidenten von Schlotheim übertragen war, College geworden; eine Verbindung, die uns bei der alten zwischen uns bestehenden Freundschaft nicht unerfreulich, und mir insbesondre in mehr als Einer Beziehung belehrend war.

Meine litterarischen Beschäftigungen beschränkten sich jetzt größten Theils auf die Beschreibung der Merkwürdigkeiten der h. Bibliothek, wovon

im Jahr 35 zwei Hefte erschienen waren. Während ich an dem dritten arbeitete, betraf mich das harte Loos meine Frau zu verliehren, mit der ich ein und zwanzig Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Durch eine Krankheit weniger Tage wurde sie mir den 4ten Febr. (1836) entrissen. Die jüngste von fünf Schwestern und eben so vielen Brüdern hatte sie den Tod von allen betrauert, nachdem sie fast allen bei mannichfaltigen Bedrängnissen ein hülfreicher Engel gewesen war. Weniger als ihre Schwestern mit körperlicher Schönheit begabt, und ohne Güter des Glücks, wählte sie sich von ihrer Jugend an den Beruf Andern nützlich zu seyn; und sie folgte ihm bis an den Tod, oft über ihre Kräfte, mit unermüdlichem Eifer. Voll Verstand und Gefühl, ihren Freunden unverbrüchlich treu, entschlossen wo es galt; theilnehmend bei fremdem Unglück, ergeben bei dem, das sie selbst betraf; wohlthätig so weit ihre Kräfte reichten; heiter im Umgange, nie müssig, lehrhaft, und unablässig um Kenntnisse bemüht, die sie dem jüngern Geschlechte mit Liebe mittheilte; so hab' ich sie während einer langen Reihe von Jahren erkannt. Denn lange vorher, ehe sie sich mir als Frau verband, hatte sie in meinem Hause Freud' und Leid meines ersten Ehestandes getheilt; sie hatte bei den Kindern ihrer Schwestern die Stelle einer Mutter vertreten; den meinigen insbesondere war sie Erzieherin und Pflegerin. Was sie mir ge-

wesen, zu beschreiben, will ich nicht versuchen. Mit ihr ist ein grosser Theil der Erinnerungen meiner Jugend, und der Freuden meines Alters in das Grab gesenkt worden.

Um das, was mir entzogen war, durch ihre Liebe zu ersetzen, nahm meine, seit dem Jahr 24 verheirathete Tochter mit den Ihrigen den erledigten Platz in meinem Hause ein. Seitdem bin ich mit diesem Theile der Meinigen unter Einem Obdache und in Einem Sinne vereinigt. Auch mein zweiter Sohn wurde um diese Zeit vom Lande in die Stadt versetzt, und theilt mit seiner Schwester das Geschäft mich zu zerstreuen und aufzuheitern. Hierzu tragen auch meine Enkel bei durch ihr frohes Gedeihen und ihre Gutartigkeit. An einigen von ihnen übe ich das alte Geschäft des Lehrers, das mir, wie vormals, jetzt noch das erfreulichste ist. Da der schlechte Zustand meines Gehörs mir die Theilnahme an gesellschaftlicher Unterhaltung sehr erschwert, und ich mich also fast immer, um nicht lästig zu seyn, der Welt entziehe, so verlaufen meine Tage still und einförmig unter den Geschäften meines Amtes, und den wenigen litterarischen Arbeiten, die mir die alternde Kraft noch erlaubt. Dabei fühle ich die Bürde der Langenweile nicht; die Zeit verfliesst mir schnell, und meist sind mir die Tage zu kurz für meine Vorsätze. Meine Gesundheit ist gut, und bedarf ärztlicher Hülfe fast nie; und wofür ich Gott am meisten danke, meine Seh-

kraft ist für meine Geschäfte genügend, so daß ich bis jetzt zum Lesen und Schreiben jeder Art von Schrift keine Gläser nöthig habe. Seitdem ich mein Gehör verlohren, habe ich dem Spatzierengehn entsagt; mache mir auch sonst keine Bewegung, sondern sitze den größten Theil des Tages auf einem Sessel ohne Lehne, den ich fast nur verlasse um die nöthigen Bücher zu holen. Gewöhnlich bin ich des Tages dreizehn Stunden bei der Arbeit; leichter Art freilich, aber doch sitzend; worüber sich Viele wundern. Dennoch ist mein Appetit vortrefflich, und mein Schlaf fast immer gesund. Meine Bedürfnisse sind seit vielen Jahren dieselben, und sehr gemäßigt. Taback rauche und schnupfe ich nicht; ich trinke kein Bier, so wenig als mein Vater, aber täglich ein halbes Nößel rothen französischen Wein. Dabei bin ich heitern Gemüthes; und wenn mir das Leben der Zeit nicht in jeder seiner Gestalten zusagt, so hat mich doch bis jetzt, wie ich mir schmeichle, mein Genius vor der Morosität bewahrt, die man dem Alter zur Last legt. Nicht aber, wird vielleicht mancher Leser sagen, vor dem Fehler von sich selbst zu sprechen. Dieser Warnung folgsam wende ich mich zu andern Dingen.

Wenige Wochen nach dem Tode meiner Frau, am 13ten März 1836 feierte mein alter Freund Friedrich Frommann den Eintritt in sein Geschäft, das vor funfzig Jahren durch den Tod seines Vaters auf ihn übertragen worden war,

bei schon geschwächter Gesundheit, aber unter vielen ehrenvollen Beweisen verdienter Achtung und Theilnahme. Mir erlaubte das Unglück, das mich betroffen hatte, nicht, das Fest anders als durch einen Brief zu feiern. Hier aber kann ich nicht unterlassen, mit Freude und Rührung zu erwähnen, daß ich mit dem wackern Manne drei und dreißig Jahre hindurch in fast ununterbrochner Geschäftsverbindung gestanden habe, ohne daß je unser Verkehr durch die geringste Irrung gestört worden wäre. Indem ich dieses mit Vergnügen bemerke, setze ich mit freudiger Anerkennung meines Glückes hinzu, daß, während nichts gewöhnlicher ist, als gegenseitige Klagen der Schriftsteller und ihrer Verleger, ein günstiges Gestirn mich bei den zahlreichen Verbindungen dieser Art, die ich während meiner langen schriftstellerischen Laufbahn eingegangen bin, gegen so verdrüßliche Klagen geschützt hat. Wie viel hierbei auch einem glücklichen Zufalle beizulegen seyn mag, so glaube ich doch behaupten zu können, daß bei diesem höchst mislichen Geschäfte sehr häufig von Seiten der Schriftsteller gefehlt werde, welche sich selbst Ausweichungen von der Bahn der geschlossenen Verträge ohne Bedenken erlauben, während sie von Seiten des Verlegers strenge Erfüllung der eingegangenen Bedingungen fordern. Ich glaube, daß Gegenseitigkeit gerade bei diesem Geschäfte unumgänglich gefordert werde, und daß, wenn ich auf dem Büchermarkte einen guten Namen

habe, ich dieses dem Umstande verdanke, daß ich, ohne Abschließung ängstlicher Contracte, mir selbst das Gesetz der Billigkeit vorgeschrieben habe. Von dem entgegengesetzten Verfahren sind mir leider so viele und so schreiende Beispiele bekannt, daß ich, weit entfernt in die Klage über die Sosier einzustimmen, vielmehr in unzähligen Fällen ihre Gutmüthigkeit und Nachsicht bewundern muß.

Während ich nun an meinen bibliographischen Beiträgen zu arbeiten fortfuhr, übernahm ich für die Metzlerische Sammlung von Uebersetzungen, für die ich früher den Longus und einige der Werke des Philostratus bearbeitet hatte, den Roman des Heliodorus und einiges Aehnliche, als eine angenehme und leichte Beschäftigung, da ich gerade mit dieser Classe von Schriftstellern durch meine anthologischen Studien seit einer langen Reihe von Jahren in genauer Bekanntschaft stand. Der Anfang einer Uebersetzung der Thiergeschichten Aelian's ist jenen gefolgt; und damit es nicht an Mannichfaltigkeit fehlte, einige Schriften des Cicero für die vom Herrn Professor Klotz unternommene Uebersetzung der sämmtlichen Werke des großen, so oft und auch in unsern Tagen vielfältig verkannten und gemishandelten Redners und Patrioten.

* * *

Das Jahr 37 ist mit mehr als Einem Trauermale bezeichnet. Den 24sten Mai ward der Geheime Conferenzrath von Hoff im 66sten Jahre seines Alters plötzlich durch einen Schlagfluß den Seinigen und den Wissenschaften, die er unablässig förderte, entrissen. Von meiner Verbindung mit ihm, die sich bis in seine Kindheit erstreckt, gibt dasjenige Zeugniß, was ich in der Zueignung des 6ten Bandes dieser Vermischten Schriften darüber geschrieben habe[61]). Im Herbste desselben Jahres sank meine liebenswürdige Schwiegertochter, die Frau meines jüngsten Sohnes, an einer langwierigen Hektik in der Blüthe ihrer Jahre in das Grab. Jedes Bemühn ihr Leben zu fristen, die Kunst der erfahrensten Aerzte, Gesund-Bäder, Veränderung der Luft versagte den Dienst. Als alle Hülfe sie verließ, floh doch die Hoffnung nicht. Ohne den Tod zu ahnden starb sie den 24sten September, im 33sten Jahre ihres Alters, und ist bei Gotha begraben, wo sie ihre Gesundheit zu finden hoffte[61a]).

Zwei Monate später, den 27sten November, endigte Döring, der emeritirte Rector des Gymnasiums, sein langes und glückliches Leben, im acht und achtzigsten Jahre fast ohne Schmerzen. Ich hatte ihm zwei und zwanzig Jahre als College zur Seite gestanden, und mit geringen Unterbrechungen in ungetrübten Verhältnissen, wie verschieden auch immer unsre Neigungen und Ansichten über viele Dinge seyn mochten. In

den letzten Jahren seines Lebens, nachdem er das hundertjährige Jubiläum des Gymnasiums, sein eigenes funfzigjähriges Magister- und etwas später sein Amtsjubiläum gefeiert, und einige Jahre darauf sein Amt niedergelegt hatte, überließ er sich einer Unthätigkeit, die ein schnelles Versinken seiner Geisteskräfte zur Folge hatte. Merkwürdig war dabei eine durchgängige Verwechselung der Orte und Zeiten in seiner Phantasie; tröstlich aber, daß seine Irrthümer meist heitrer Natur waren, indem sie ihn in seine Kinderjahre, in sein ursprüngliches Vaterland, und zu alten Freunden führten. Auch seine letzten Stunden wurden durch Gedanken dieser Art erheitert[62]).

Auch ein an sich frohes, und mit den schönsten Hoffnungen erwartetes Ereigniß, das hundertjährige Jubiläum der Universität Göttingen wurde durch unerwartete Todesfälle getrübt, die dem, der auf Vorbedeutungen achtet, Besorgnisse verursachen konnten. Die hannöverischen Staaten waren durch den Tod Wilhelm des Vierten von Großbritanniens Obmacht, unter der Göttingen entstanden und zur Blüthe gelangt war, getrennt, und wenn es ein Glück scheinen mußte, nicht mehr den Bewegungen Englands, wie ein Nachen am Schlepptau, zu folgen, so war es doch mehr als bedenklich, daß der neue Erbkönig Platz auf dem Throne nahm, ohne das factisch genommene Recht durch die Verheißung irgend einer Verpflichtung auszugleichen. Die Folgen

sind bekannt. Noch während der Feier des Festes, den 21sten September, starb der in jeder Beziehung treffliche Dissen, nach Erfüllung seiner academischen Pflichten, einen schmerzlosen Tod, nachdem er noch die Vollendung seines Demosthenes, der in beständiger Erwartung des Todes geschrieben worden, gesehen hatte. Drei Tage nachher ward auch Gösch en durch den Tod abgerufen. Ein solches Scheiden vom Leben, wie das dieser beiden Ehrenmänner, in der Mitte der schönsten Hoffnungen, eines wohlverdienten Ruhmes und eines Publicums, das sie unter die Zierden der Jubelfeier zählte; ein solches Scheiden war eine Euthanasie, nur dem schönen Tode des Thebanischen Schwanes vergleichbar, der während des großen Festes der Pythien in den Armen seines Theoxenos starb [63]). Kaum war der Jubel der festlichen Tage von Göttingen verhallt, als die willkührliche Aufhebung des von dem Volke beschworenen Grundgesetzes von 1833, und die nicht minder willkührliche Verweisung von sieben Professoren, die sich weigerten einen freiwillig geschwornen Eid gegen einen andern anbefohlenen zu vertauschen und zu brechen, erfolgte. So wurde binnen wenigen Wochen eine Anstalt, die sich kaum erst ihres Glanzes erfreut hatte, und auf erneuerte Vortheile von dem neuen Herrn hoffte, der einige seiner Jünglings-Jahre in ihr durchlebt hatte, einiger ihrer trefflichsten Lehrer beraubt, von denen die meisten aus der Ferne und aus ehrenvollen

Verhältnissen dahin gezogen worden waren. Alle Freunde von Göttingen fühlten den Schmerz. Aber auch Andere, welche keine Sympathie für diese Anstalt hatten, sahen mit Unmuth, daß in dem, mit seinem kostbarsten Blute von fremder Zwangherrschaft befreiten Deutschland, unbescholtene und in ihrer Wissenschaft hochgefeierte Männer von ihren Plätzen weggestoßen und fast geächtet wurden, weil sie der Stimme des alten und ewigen Gesetzes, das den Eid heilig zu halten befiehlt, mehr als dem Willen eines Einzelnen gehorchten. Wo sind wir hingerathen? sagten alle Freunde des Rechtes und der Gerechtigkeit. Wo sind die heiligen Verheißungen hin, die uns und unsre Kinder begeisterten, als sie den Schild gegen einen Feind erhoben, der das Recht der Willkühr (wenn es ein solches gibt) durch einen Ruhm ohne Gleichen und durch zahllose Siege begründet hatte, und an den Ufern der Seine die Schmach der Gesetzlosigkeit für immer von Deutschland bannten? Sieben Männer, für die ein schuldloses wissenschaftliches Leben bürgt, an denen kein Verdacht illoyaler Gesinnungen haftet, werden von einem Throne herab, der durch das Blut der Vertheidiger des Rechts und die Heiligkeit der Verheißungen, für die es in jenen schönen und glorreichen Tagen vergossen wurde, wieder hergestellt worden war, aus ihren Stellen geworfen, weil sie die Heiligkeit des Eides ehren, und keine Stimme der

Mächtigen vom Rhein bis zur Weichsel, von der Nordsee bis zu den Alpen hin, erhebt sich für sie! Ist dieses Stillschweigen nicht einer Verurtheilung gleich zu setzen? oder sieht es nicht einer Billigung der Willkühr gleich? Unglaublich! Man rühmt die Geschichte als eine Lehrerin der Weisheit. Aber was nützt die Lehre, die in der Wüste verhallt? die keine Herzen sie aufzunehmen findet, keinen Willen, sie zu befolgen? Noch sind die blutigen Züge nicht verloschen, mit denen die Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens, von Presburg und Tilsit geschrieben waren. Aber über den Gebeinen dessen, der sie schrieb, thürmen sich die Felsen von St. Helena zum Himmel auf, und rufen selbst tauben Ohren vernehmlich zu: Lernet gewarnt der Gerechtigkeit Wort, und ehret die Götter*). Wenn aber jene gewaltsame Hand, vor der die Fürsten noch mehr als die Völker zitterten, erstarrt ist, ist darum auch der Wiener Friedensschluß begraben, oder leben nicht seine Verheißungen in dem Gedächtnisse der Menschen fort, und schärfen ohn' Unterlaß die Blicke auf jeden Schritt und jede Handlung, die ihnen nicht angemessen ist?

* * *

---

*) Discite justitiam moniti, nec temnere divos.

„In den Tagen des Jubiläums der Universität Göttingen fanden sich unerwartet in größerer Anzahl, als sonst zu geschehen pflegt, Philologen und Schulmänner zusammen. Freundliche Zusammenkünfte führten zu näherer Bekanntschaft, zu einem Austausch mannichfaltiger Ideen, zu heitern Besprechungen über den gemeinsamen Beruf, über die gleiche Thätigkeit. Die Feier des großen und schönen Festes der Georgia Augusta begeisterte die Gemüther; die Streitigkeiten der Schulen traten gänzlich zurück; die Namen der großen Philologen unserer Zeit waren auf Aller Lippen, und die Gelehrten, welche sonst verschiedenen Richtungen folgen, erschienen jetzt nur als Männer, die von verschiedenen Standpunkten aus zu Einem großen Ziele emporstreben. Fr. Thiersch war es, der einer Idee, die schon in allen Anwesenden angeregt war, Worte lieh, und dem eben gefeierten Feste dadurch eine neue Bedeutung zu geben vorschlug, daß man hier eine größere Vereinigung aller Philologen und gelehrten Schulmänner Deutschlands zu begründen versuchte. Seine Worte fanden allgemeinen Anklang. Am 20sten Sept. Vormittags fand demgemäß unter dem Vorsitz des Freiherrn Alexander von Humboldt Excell. eine Versammlung Statt, in welcher der Gegenstand näher erwogen, und unter Beistimmung des genannten hohen Gastes und aller Anwesenden durch

Hofr. Thiersch ein Statut entworfen wurde." *) Für das nächste Jahr wurde Nürnberg zum Sammel-Platze, Hofrath Thiersch zum Präsidenten gewählt.

Der erste Versuch hatte den gewünschten Erfolg. Mehr als achtzig Gelehrte aus verschiedenen Gegenden Deutschlands fanden sich in den letzten Tagen des Septembers (1838) zusammen. Mehrere von ihnen hielten belehrende Vorträge, und Vieles wurde besprochen, was dem allgemeinen Zwecke angemessen und förderlich war. Der Vorstand insbesondre, Hofr. Thiersch, bewies in der Leitung des Ganzen die ihm eigenthümliche Kraft und Gewandheit, indem er in jedem seiner Vorträge eine durchgreifende, fortreißende und erheiternde Beredsamkeit entwickelte. Mit einem schönen und achtungswerthen Eifer kamen die städtischen Behörden allen Wünschen der Versammlung entgegen und überboten jede ihrer Erwartungen; mehrere Geschäftsmänner nahmen regelmäßig Theil an den Sitzungen, und ein großer Theil der Einwohner des industriösen Nürnbergs schenkten den Bestrebungen des Vereins eine Aufmerksamkeit, die als die beste Vorbedeutung für sein zukünftiges Gedeihen gelten konnte. Der Wunsch seines Fortbestehens war

*) Worte des Herrn Director C. F. Ranke in der Aufforderung zum Beitritte zu einem Vereine von Philologen und Schulmännern.

allgemein. Die Wahl des Ortes der Zusammenkunft fiel auf Mannheim; des Vorstandes auf den Geh. Hofrath Nüßlin. Dieser lehnte die Wahl ab, und auf seinen Vorschlag wurde der Ministerialrath Zell in Carlsruhe zum Präsidenten ernannt.

Die erfreuliche Geschichte dieser ersten Versammlung vernahm ich zuerst aus dem Munde meiner hiesigen Freunde, Ukert, Rost und Wüstemann, die dabei gegenwärtig gewesen waren; später durch den vom Herrn Prof. Nägelsbach in Nürnberg, welcher während der Verhandlungen das Protocoll geführt hatte, in Druck gegebenen Bericht. Persönliche Theilnahme an diesen Verhandlungen hatte mir der Zustand meines Gehörs verboten, und die Wünsche meiner Freunde konnten meine Weigerung nicht erschüttern, die durch eine harte Nothwendigkeit begründet war. Auch als die Zeit der zweiten Versammlung kam, stand mein Entschluß, dem Verein nur mit meinen Wünschen beizuwohnen, fest, da die Gründe der ersten Entsagung auch jetzt noch bestanden; daher ich die überaus freundliche Einladung meines hochverehrten Freundes Nüßlin entschuldigend ablehnte. Dennoch mußte ich einige Wochen später diesen Entschluß aufgeben. Zu Nürnberg war bei der Wahl des Ortes zuerst Gotha genannt, dieser Vorschlag aber von den anwesenden gothaischen Mitgliedern des Vereins aus Grün-

den, die nicht hierher gehören, abgelehnt worden. Jetzt traf es sich nun, daß von jenen Freunden zwei an der Mannheimer Versammlung Theil zu nehmen verhindert waren, Professor Rost aber mir auf das Bestimmteste erklärte, daß er, wenn ich auf meinem Vorsatze beharrte, auch nicht reisen würde. Dieses bestimmte mich. Nach dem in Nürnberg ausgesprochnen Wunsche, die nächste Versammlung in Gotha zu halten, würde das Ausbleiben aller Gothaner im höchsten Grade auffallend gewesen seyn; und da meine Vorstellungen den Vorsatz der andern Freunde nicht ändern konnten, da auch in der ersten Versammlung meiner Abwesenheit auf die freundlichste Weise gedacht worden war, so entschloß ich mich, dem Vereine meine Dankbarkeit, außer meiner materiellen Gegenwart, vorzüglich dadurch zu erkennen zu geben, daß ich ihm den Freund zuführte, von dem ich wußte, daß seine Rückkehr Allen erwünscht und erfreulich war. Auch meine Tochter entschloß sich jetzt mich zu begleiten, und ihrem ältesten Sohne erlaubte die Schul-Vacanz auch an unsrer Reise Theil zu nehmen. Diese wurde den 26sten September vor Tages Anbruch angetreten, und die Nacht über fortgesetzt. Den 27sten brachten wir in Frankfurt zu. Auch diesesmal gelang es mir nicht, Herrn Director Bömel, dem ich für viele gefällige Mittheilungen zu danken hatte, zu Hause zu finden. In

Darmstadt hatte ich eben nur Zeit, dem dritten Zimmermann, dem gegenwärtigen Redacteur der Zeitschrift für Alterthumskunde, an der ich seit einer Reihe von Jahren Theil genommen, einen kurzen Besuch zu machen. Wir eilten nach Heidelberg. Fünf und dreißig Jahre waren verflossen, seit ich diese interessante Stadt mit ihren reizenden Umgebungen zum erstenmale gesehn hatte. Die Erinnerungen an diese waren noch lebendig in mir; aber von allen den Männern, die ich damals kennen gelernt hatte, den Zierden der Universität in mehr als einem Fache, war keiner mehr übrig als der treffliche Creuzer, mein vieljähriger Freund, den ich lebensfroh, in seinem zweiten Ehestande gleichsam verjüngt, und von dem jüngern Geschlechte, größtentheils seinen Schülern, nach Verdienst geehrt und geliebt fand. Eine neue, höchst erfreuliche Bekanntschaft war mir die der Kayserischen Familie. Ich hatte den Vater gekannt, während er dem Gymnasium der Stadt mit Ruhm vorstand; nun aber seit Jahren der Erde entrückt, in einer blühenden Familie fortlebte. Mit dem ältesten Sohne stand ich seit einiger Zeit in litterarischem Verkehr*);

*) Wir verdanken ihm eine gehaltvolle Ausgabe der Vitae Sophistarum des Philostratus. Heidelberg. 1838. 8., welcher in Kurzem die Ausgabe der sämmtlichen Werke dieses Schriftstellers folgen wird, wozu ein sehr reicher Apparat in Bereitschaft ist.

den zweiten hatte ich auf der Durchreise von Halle durch Gotha kennen gelernt; nach der Bekanntschaft der Mutter hatten mir die Erzählungen gothaischer Freunde Verlangen erregt. Ich fand in ihr eine Freundin meiner Schriften; ein Verdienst, das kein Autor gering achtet; aber außerdem, was Alle einstimmig von ihr rühmten, Klugheit, practische Bildung in nicht gemeinem Grade, vielfache Kenntnisse und einen sichern Character: Eigenschaften, die sie seit einer Reihe von Jahren bei der Leitung eines Knaben-Institutes bewährt hat. Ihre Kinder, nach der Weise der Mutter gebildet, unterstützen sie bei diesem Geschäfte. — Ich sah außerdem hier meinen gelehrten Landsmann, den Kirchenrath Umbreit, wieder; die Generalin von Anthing und Frau von Ziegler, ihre Tochter, beide Freundinnen meiner sel. Frau, und vormals Zierden der gebildeten Gesellschaft unsrer Stadt; endlich auch die Familie Paulus, die zu meinen ältesten Bekanntschaften der Jenaischen Zeit gehört, und zuletzt von mir in Nürnberg begrüßt worden war. So verfloß dieser Tag in Heidelberg auf das Angenehmste, theils durch die Erinnerung an frühere Verhältnisse, theils durch neue Bekanntschaften. Den 29sten Abends kamen wir, begleitet von einem Theile der Kayserischen Familie, in Mannheim an, wo wir von der Familie Nüßlin wie alte Freunde empfangen wurden. Am 30sten

wurde die zweite Zusammenkunft des Vereines in einer vorbereitenden Sitzung durch den Ministerialrath Zell eröffnet, der aber am folgenden Tage seine Stelle wegen Unwohlseyn niederlegte, und Mannheim verließ; worauf Hofrath Thiersch von neuem gewählt wurde. Die Geschichte der drei folgenden Sitzungen haben mehrere Zeitungen, und ein aus dem Mannheimer Journal besonders abgedrucktes Bülletin vorläufig erzählt; ein ausführlicher Bericht, an den Nürnberger sich anschließend, wird erwartet. Meine öffentliche Theilnahme daran beschränkte sich auf eine kurze Anrede, die ich von der Tribune herab zu sprechen veranlaßt wurde. Die Aufnahme, die sie erhielt, überstieg jede Erwartung*); und eine lateinische Adresse, von der gewandten Feder des Professor Hermann in Marburg entworfen, und von zahlreichen Mitgliedern unterschrieben, mit der ich noch an demselben Abend überrascht wurde, drückte das mir bewiesene Wohlwollen noch einmal, in classischer Sprache aus. In der folgenden Sitzung sprach ich für die mir hierdurch erzeigte Ehre meinen Dank aus, indem ich zugleich die mir beigelegten Lobsprüche mit dem Stile der Epitaphien verglich, in denen man

*) Sie veranlaßte auch ein schönes gemüthvolles Gedicht des jüngern Kayser, das ich ohne Namen am nächsten Morgen in meinem Zimmer fand.

den Freunden eines Verstorbenen — als einem Verstorbenen mich anzusehn berechtigte die Unkraft meines Alters — Ueberschreitungen der Wahrheit aus Wohlwollen und Pietät gern gestattet. Diese Adresse wird übrigens in der höchst eleganten Gestalt, in der ich sie nach meiner Rückkehr, auf Atlas kunstvoll gedruckt und in goldnem Rahmen eingefaßt, erhielt*), meinen Enkeln eine Beglaubigung des hier Erzählten, und Andern ein Zeichen seyn, daß die gegenwärtige Zeit, wie viel man ihr auch immer zum Vorwurfe machen mag, doch auch das geringere Verdienst gern anerkennt, und wo sie gemäßigte Ansprüche wahrnimmt, lieber den Maaßstab der Billigkeit als des strengen Rechtes anlegt.

Voll dankbarer Erinnerungen verließ ich Mannheim am 3ten October, um mit meiner Tochter, die den Rhein noch nicht befahren hatte, eine Lustfahrt nach Coblenz zu machen. An diesem Tage wurde in der dritten und letzten Sitzung Gotha für die Zusammenkunft des nächsten Jahres gewählt, und mir die Leitung derselben übertragen, doch mit dem angemessenen Zusatze, daß, wo mein Alter der Unterstützung bedürfe, Profes-

*) In der geschmackvollen Gestalt eines Denkmals entspricht sie auch im Aeußern der von mir in Rücksicht auf ihren Inhalt gebrauchten Vergleichung noch vollkommener.

sor Rost meine Stelle vertreten sollte. Wäre ich bei diesem Beschlusse selbst gegenwärtig gewesen, so würde ich gebeten haben, mich der ehrenvollen Functionen eines Vorstandes bei der nächsten Versammlung in Betracht meines Alters, meiner Unfähigkeit zu hören, und in gewisser Rücksicht auch zu reden, gänzlich zu entbinden. Ich schwamm aber unterdessen auf dem Rheine, und freute mich des Eindruckes, den der Anblick seiner herrlichen Ufer auf meine Begleiter machte, so wie auch der Wiederholung dessen, was ich selbst bei frühern Fahrten gefühlt hatte. Wir brachten die Nacht in Ehrenbreitstein zu, dessen Festung meine Begleiter besuchten, und fuhren am folgenden Morgen von Coblenz aus nach Mainz zurück. Hier wurden wir von Professor Rost und einigen, aus Mannheim zurückkehrenden Mitgliedern des Vereins erwartet, unter denen der heitere Dichter Osiander aus Stuttgart, Professor Lersch aus Bonn, und Oberstudienrath Steinmetz aus Mainz waren. Mit diesen Männern brachten wir einige angenehme Stunden zu, besahen einen Theil der Stadt, auch das Gutenbergische Standbild, nahmen aber die Einladung des überaus verbindlichen und zuvorkommenden Oberstudienrathes zum Abendessen nicht an, sondern eilten, was uns fast gereute, bei schlechtem Wetter in der Nacht nach Frankfurt zurück, und gelangten von hier, nach kurzem Ver-

weilen, am 7ten October, glücklich wieder bei den Unsrigen an.

Jetzt beschäftigte mich vor allen Dingen die Ausführung einer Schrift, mit der ich das funfzigjährige Amts-Jubiläum des Professor Kries zu feiern Willens war. Mit ihm hatte ich von dem Tage seiner Anstellung (den 2ten Nov. 1789) am Gymnasium an, in ununterbrochner, nie gestörter Freundschaft gelebt. Dieses öffentlich auszusprechen, meinen Dank für so viele mir bei Freud' und Leid bewiesene Liebe laut werden zu lassen, würde die Pflicht geboten haben, wenn mich nicht schon mein Herz zu einer solchen Feier getrieben hätte. Den Stoff bot mir die Zeit, die wir beide durchlebt hatten. Diese an Ereignissen der ungewöhnlichsten Art auf dem Felde der Politik und der Wissenschaften so überreiche Zeit in Gedanken noch einmal durchzuleben, und des Guten wie des Bösen, das uns widerfahren, zu erinnern, unsre Hoffnungen und unsre Besorgnisse, dankbar für beides, wieder aufzufrischen, das schien mir unserm Alter und der Beschaffenheit der uns umgebenden Zustände das Angemessenste. Das Publicum, das mir zunächst stand, hat dieß gebilligt. Für den Theil desselben, welcher der Sprache Roms fremd ist, hat ein junger Gelehrter durch eine deutsche Uebersetzung gesorgt.

Indem ich hier das heitere Jubelfest erwähne,

welches von zahlreichen Freunden und Schülern des verehrten Jubelgreises nah und fern begangen, und durch mehr als Ein Zeichen der Theilnahme und Hochachtung geehrt wurde, beschließe ich diese biographischen Nachrichten, die mit einem für mich erfreulichern Ereignisse nicht endigen können. Ich beschließe sie aber mit tiefgefühltem Danke gegen die göttliche Vorsehung für das viele Gute, das sie mir auf meiner langen Laufbahn beschieden hat; für die wohlthätige Wendung, die auch das, was Böse schien, durch Gottes weise Fügung genommen; für die Gesundheit, die ich noch jetzt in meinem sechs und siebzigsten Jahre genieße; für die Liebe, die mir die Meinigen beweisen; für die Freude, die meine wohlgerathenen Enkel mir machen; für den heitern Sinn, den ich auch im Alter nicht verlohren habe; für das Wohlwollen so vieler nahen und fernen Freunde; für die Huld endlich, die mir von den Fürsten, in deren Diensten ich gestanden habe, und noch stehe, zu Theil geworden ist. Der mir beschiedenen Tage können nicht mehr viele seyn. Möge Gott mir verleihen, daß sie ruhig und ohne schmerzlichen Anstoß verlaufen, und wenn ich von hinnen gerufen werde, ich mit einem guten und unbefleckten Rufe bei den Zurückbleibenden, und mit heitern Hoffnungen für die Zukunft scheide. Mögen endlich alle diejenigen, die mir Gutes erwiesen haben, und

noch nicht in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen sind, wenn ihnen diese Zeilen vor die Augen kommen, den Ausdruck der Liebe und Dankbarkeit darinne erkennen, die mein Herz bewahren wird, so lange es noch nicht in Asche zerfallen ist.

Geschrieben den 2ten März 1840.

Beilagen.

I. Johann Jacobs.

1) Nach dem Tode des Herzogs von Gotha, Friedrichs des Ersten, brachte er den Elephantenorden nach Kopenhagen zurück, und holte denselben, nebst dem Danebrog, für Friedrich den Zweiten wieder. Bei dieser Gelegenheit ward ihm der Antrag gemacht in dänische Dienste zu treten. Er lehnte diesen, so wie das Erbieten des dänischen Adels ab. Er wolle lieber, meinte er, auf der geringern Stufe in Ehren, als auf der höhern bei beiden Ständen in Geringschätzung stehn. Um unter dem Adel geachtet zu seyn, sey es nicht genug, bürgerliche Verdienste zu haben; der Stand müsse durch hinreichende Mittel aufrecht erhalten werden. Ohne diese sinke eine Familie, eine zahlreiche vornemlich, schnell herab, und sey dann übler daran als die bürgerliche, welcher weit mehr Wege zum Fortkommen offen ständen. Ja man müsse jetzo schon, da der Adel, durch das in Frankreich

gegebene Beispiel, durch sein Drängen nach den Höfen um des Schimmers willen die solide Kraft immer mehr verlöhre, sein gänzliches Versinken wegen seiner vielen armen und hülflosen Glieder erwarten, die den adeligen Namen mühevoll mit sich schleppten.

Das Beispiel dieses verständigen Mannes stand mir vor Augen, als mir der bairische Verdienstorden das Recht gab, meinem Namen ein „von" vorzusetzen. Ich habe nie davon Gebrauch gemacht, und ich hoffe, daß meine Kinder und Enkel mir diese leichte Enthaltung eben so danken werden, als ich meinem Urgroßvater die seinige danke. Kein vernünftiger Mann wird sich zu den Grundsätzen der „Gleichmacher" bekennen, die meist eine Ausgeburt des Hochmuthes sind, der nichts über sich sehen möchte; und niemand wird sich durch eine Ungleichheit der Stände erniedrigt glauben, die das Emporsteigen nicht wehrt. Nur gegen einen *bevorrechteten* Adel der Geburt, welcher *allen* Gliedern einer Familie Rang, Ansprüche und Vortheile gewährt, welche Andern versagt sind, empört sich die Zeit. Auch ist unverkennbar, daß diese Gattung des Adels ihrem Erlöschen entgegen geht, nicht weil der Geist der Zeit ihm die Nahrung

entzieht, sondern durch eigne Schuld. Der unerschütterliche Grund, auf dem der Geburtsadel ruht, ist seine Unabhängigkeit; diese zu sichern diente ein fester Grundbesitz. Beides läuft im Hofdienste Gefahr, und der Vortheil, welche die dem Geburtsadel aufgesparten höhern Aemter des Staatsdienstes bieten, wiegt das Verlohrne nicht auf. In meiner Jugend gab es in unserm Lande noch Edelleute, die fern vom Hofe auf ihren Gütern residirten, ihre Verwalter und Unterthanen beaufsichtigten, und von diesen nicht blos als Herrn, sondern als Wohlthäter verehrt wurden. Seitdem ist dieser Kern des Adels immer mehr und mehr geschwunden. Viele Stammgüter sind in die Hände der Unadeligen übergegangen; und der Adel, mühsam gegen die zahlreichen und gebieterischen Forderungen kämpfend, welche die Standesverhältnisse an ihn machen, und auf Verdienst und Wissenschaft angewiesen, kann bei aller nur denkbaren Begünstigung, gegen die immer wachsende Concurrenz, keine Stellung gewinnen, welche die Würde der verlohrnen Unabhängigkeit ersetzen möchte. Was in neuern Zeiten versucht worden ist, diesem Uebel abzuhelfen, hat sich ganz unkräftig erwiesen; am allerwenigsten aber wird das

verlohrne Ansehn dadurch wieder gewonnen, daß der grollende Adel sich gegen die Freiheiten der Völker unter die Fahnen des Absolutismus stellt. Diesem den Sieg zu verschaffen, wird er seine letzten Kräfte ohne Nutzen verschwenden, und eben dadurch seine eigene Niederlage beschleunigen.

2. Erster Schritt auf der kritischen Laufbahn.

2) Die hier erwähnten Blätter sind, wie fast alle meine Jugendarbeiten, verlohren gegangen. Nur zweier Verbesserungen erinnere ich mich, denen er Beifall gegeben hatte. Die eine war in dem Fragmente der Polyxena des Sophokles b. Apollodor. Tom. IV. p. 1050 (ed. an. 1783): ἀκτὰς ἀπαιῶνάς τε καὶ μελαμφαεῖς... statt: ὦ τὰς ἀπ. Diese hab' ich in meiner ersten Schrift (Specimen Emendat. Gothae. 1786. 8.) p. 16. angeführt. Seitdem ist sie in Stobae. Eclog. phys. T. II. p. 1008. ed. Heer. und in alle Ausgaben der Fragmente des Sophokles als unbezweifelt übergegangen.

3. Briefe von Heyne.

3) Im J. 1786 schrieb er mir in Beziehung auf meine erste kritische Schrift: „Ihrem kritischen Talente

macht das ganze Werkchen Ehre, und Sie können allen Gelehrten unter die Augen treten. Was mir bange machte, war, daß durchaus das Griechische fehlerhaft accentuirt ist. Ich fing an es zu verbessern, aber ich sehe, es ist kein Aufhören." — „Haben Sie guten Muth. Für Ihr weiteres Glück in der Welt ist mir nicht bange. Aber es geht langsam, wie dort crescit occulto."

Im J. 87, als ich einige Handschriften des Homer für ihn verglichen hatte, fragte er, ob ich Muth und Lust hätte, an dem kritischen Theile der homerischen Ausgabe Theil zu nehmen. 1. Die Varianten zu sammeln und zu ordnen. 2. Die Scholien zu vergleichen und zu ergänzen.*) „Ich behalte mir, wenn mir Gott Gesundheit gibt, hauptsächlich die Interpretation vor." — Da bei jenem Geschäfte ein kleines Misverständniß entstanden war, schrieb er mir den 6ten Jul. 88 nach Erwähnung einiger andern Geschäfte: „Bald hätt' ich unsern Homer ganz ver-

*) Als ich nach einigen Jahren diese Theilnahme ablehnte, schrieb er mir den 4ten Dec. 1791: „Wider Ihre Gründe, mein theuerster Herr Professor, läßt sich nichts sagen; aber auch ohne Gründe müßte schon Ihre Neigung entscheiden."

gessen, und auch bald unsre kleine Querelle. Daß ich nicht Zorn halte, sehen Sie selbst aus meiner Vergeßlichkeit. Dagegen bitt' ich Sie inständig, verzeihen Sie mir jene Wärme, die mir die fatale Lage einjagte, in der ich mich befand, da ich am letzten Augenblicke war, daß ich die Codd. wegschicken sollte, und mich nun außer Stand sah, zu beurtheilen, ob sie völlig genutzt waren oder nicht*). Bedenken Sie mein Jagen und Treiben, da ich einem Gegenstande immer nur Stunden widmen kann, und nun der letzte Tag war, da ich an die Sache ging, selbst die Codd. einzusehn, weil sie morgen fort mußten. Nun saß ich da, und wußte mir nicht zu helfen. — Nun freue ich mich dagegen, daß meine Besorgniß vergeblich gewesen ist. — Noch einmal, verzeihen Sie mir meinen Verdacht, dessen ich Ihr gutes Herz nie hätte zeihen sollen." — Vom 17ten März 1790. „Nun, liebster Freund, entziehen Sie mir nichts von Allem, was Sie sich notirt haben. Es kann nicht fehlen, das Meiste muß ich bereits auch haben, und von Andern notirt finden. Aber es findet sich doch hier

*) Ich hatte die Codd. zurückgeschickt, aber die Varianten noch bei mir behalten. J.

und da etwas, das ich als Ihnen eigen anführen kann: und das wird mir allemal eine Freude seyn thun zu können." — „Das Bentleysche Mscpt. bringt mich halb zur Verzweiflung. Der hat nun noch seine Grille mit dem Digamma Aeolicum." —

Den 9ten Mai 90. „Wie vielen Theil ich an Ihrem Glück und Ruhm nehme, hab' ich neulich bei Anwesenheit des wackern Herrn R. Döring, und noch mehr heute bei Erhaltung Ihrer Animadvers. erfahren. Die Freude, die ich empfinde, wenn ich Rühmliches von Ihnen höre, läßt mich selbst bemerken, daß ich eine ganz vorzügliche Liebe und Zuneigung gegen Sie trage." —

Den 7ten Nov. 96. „Diesen Nachmittag erhalte ich noch Ihren Brief vom 3ten Nov. Er hat mich sehr gerührt. Ich weiß, was das für Sorgen sind, wenn man als Hausvater nicht recht durchkommen kann, und weiß auch, wie einem zu Muthe ist, wenn man Arbeiten übernehmen muß, die dahin nicht führen, wohin man kommen wollte, und Lieblingsarbeiten hintansetzen muß. Aber lieber Herr Professor, Sie sind zu gewissenhaft, zu bänglich. Ich bin von jeher in Ihrer Lage gewesen; bin es auch noch.

Könnte ich Lieblingsbeschäftigungen nachhängen, so wäre nichts von Allem, was ich unter den Händen habe, meine Wahl. Ich habe mir aber zum Princip gemacht, non mihi res, sed me submittere rebus. Meine ersten Arbeiten sind Pflicht- und Amts-Arbeiten; dann kömmt was ich für meine Familie zu thun mich verbunden achte; und nun endlich was ich für die gelehrte Opinion thun kann; und dafür bleibt mir immer die wenigste Zeit, und die Kräfte sind bereits erschöpft, wenn ich für mich und mein Vergnügen etwas vornehmen möchte. Schämen Sie sich der Beschäftigungen nicht, die Ihnen häusliche Pflicht auflegt. Sind Sie versichert, Sie handeln nach Ueberlegung, so achten Sie das nicht, was Andre ohne Ueberlegung und aus Unkunde der Sache urtheilen. Sonst treiben Sie sich in bänglicher Unruhe umher, zerstören Ihre Kräfte, und werden des Lebens nicht froh. Die gelehrten Arbeiten müssen der Zeit warten, da sie gefertigt werden und erscheinen können. — Hören Sie die Stimme eines Freundes, der Sie herzlich liebt, und heitern sich auf, so werden Sie auch mich erfreuen." —

Den 25sten Jan. 97. „Noch Eins. In Ihren

Beschließungen wegen des Rufs nach O. halten Sie sich ja nicht durch mich genirt. Wenn ich rathe, so ist es natürlich mit unvollkommener Kenntniß der Sache von Ihrer Seite und der Lage, in welcher Sie dort sind. Nur Ihrer Kleinmüthigkeit wünsche ich zu Statten zu kommen. Sie bedürfen einen muthigen Zuspruch und Beistand."

Den 3ten Juli 97. „Das war endlich ein Brief, der meinen Wünschen Genüge that. Sie leben vergnügt, in frohem Kreise der Ihrigen und in der Mitte Ihrer Arbeiten. Was läßt sich mehr wünschen, wenn man seine Wünsche einschränkt nach der Lage, in welche Geschick und Fügung uns brachte?"

Den 20sten Jan. 1802. „So sehr ich mich über Ihre Zufriedenheit freue, daß Sie dort besser gesetzt scheinen, so bekümmert es mich doch, daß der Anschlag nicht gelungen ist, Sie auf einen höhern Wirkungskreis zu versetzen. Die Sache war lang im Werke. Der Minister war gewonnen, und Ihnen sind die ansehnlichsten Offerten geschehn. — Noch bis in den letzten Augenblick glaubte ich, Sie müßten durch das Anerbieten und die Vocation selbst überrascht und

gefangen seyn. Sie haben uns eine große Freude zerstört.“ —

Den 8ten Febr. 1802. „Herr H. hat sich schon vor einigen Tagen schriftlich an mich gewendet. Ich habe ihm aber nach meinem Gewissen nicht anders antworten können, als daß ihm die Stelle unmöglich conveniren, noch ihn glücklich machen könne. Daß er nun mit mir unzufrieden seyn wird, werde ich ihm zu Gute halten. Aber bei Anfragen dieser Art, wo es auf das Wohl des Ganzen bei Besetzung einer Stelle ankömmt, da muß Freundschaft, Wohlwollen und Mitleiden nicht gehört werden. — Wenn auch nun die Rede von der Approximation allein seyn kann, so hat doch der gute H. von allen den Eigenschaften, welche zu der Stelle erfordert werden, nicht Eine, so sehr ich ihn sonst als Kritiker schätze. — Wie könnte ich es je verantworten, diesem entgegen zu handeln?“ —

Den 4ten Oct. 1806. „Meine Zeit geht jetzt ganz in den Geschäften des Tages und der Pflichten dahin; die Schwäche meiner Augen hindert mich gewaltig am Lesen; es ist mir oft zu Muthe, als

ging ich so allmählig der großen dunkeln Höhle entgegen, die ich bald zu passiren haben werde."

Den 25sten Dec. 1806. „Mein geehrtester, theuerster Herr Professor. Sie haben mir eine wirkliche Weihnachtsfreude durch den Beweis, den Sie mir von Ihrem freundschaftlichen Andenken geben, und durch die Beilage gemacht. Oft dachte ich an Sie in jenen Schreckenstagen. Durch ein Wunder ist Gotha verschont geblieben, und auch jetzt noch ist es der Brand aus dem Feuer — so wird die Thorheit der Menschen zur Weisheit, und die Weisheit zur Thorheit, beides durch Verkettung von zufälligen Umständen, an die sie entweder nicht gedacht, oder die sie weder herbeigeführt noch verhindert hatten. Auch uns trifft zum Theil diese Erfahrung. Welcher Zufall, daß die Franzosen voraus Göttingen kannten und achteten! An diesen Haken knüpfte sich der Faden unsrer günstigen Schicksale. Wie Vieles ist abgewendet worden, auch nicht ohne hinzukommenden Glücksfall!"

Den 23sten Juli 1807. „Sie werden seit Kurzem von München aus in Versuchung geführt worden seyn; auch mich hat man, und kürzlich wieder durch

den Begleiter der nach Pirmont gehenden Königin, aufgefordert, Sie dazu zu bereden. Hierinne würde ich gleichwohl wider meine Einsicht, Gewissen und Liebe gegen Sie handeln. Es wäre indiscret, unberufen weiter darüber zu sprechen. Nur zur höchsten Vorsicht muß ich Sie erwecken."

Den 6ten Aug. 1807. „Sehr erfreulich war mir Ihr Briefchen, das mir Herr Prof. Galletti überbrachte, sammt dem zurückerhaltenen Tryphiodor. Sowohl dieses als auch die Aeußerungen des Herrn G. haben mir freilich bessere Einsicht und manchen Aufschluß gegeben, so daß ich mir jetzt noch weniger als vorhin anmaaße, Ihr Rathgeber zu werden. Völlige Sicherheit ist auf keiner von beiden Seiten, aber wo ist sie jetzt? — Mein Wunsch war immer, Sie in Gotha so lange fixirt zu wissen, bis Sie einst hier mein Nachfolger werden könnten. Indessen macht bei dem Antrage nach M. die Rücksicht auf Ihre Familie fast die Hauptbetrachtung, und da kann man nicht lange unentschlossen bleiben. Wenn Sie nur erst bestimmt wissen, was Sie leisten sollen. Die Direction, zu der Sie hoffentlich bestimmt sind, wird bei den geheimen Cabalen, bei den unbestimm-

ten Principien, und bei der wankenden, widersprechenden Handlungsart in der Ausführung unermeßliche Schwierigkeiten haben; aber das Gute in der Welt muß man immer mehr berechnen nach dem verhinderten Bösen, als nach dem bewirkten Guten."

Den 8ten April 1808. „Mein lieber würdiger Freund. Da ich lange, nicht ohne einige Unruhe, mich nach Nachrichten von Ihnen sehnte, so seh' ich nunmehr nicht ohne innige Freude, mich mit Nachrichten beglückt, die theils aufrichtend, theils versprechend sind. Das Erste, Befremdende, Drückende ist nun überstanden; die Bahn in Manchem eröffnet, wenigstens nun freie Aussicht. — Das große, aber auch höchst schwere Werk wird bei Ihrem reinen Sinne und aushaltenden Muthe mit reger, aber immer gemäßigter Kraft, mit einem zwar langsamen Fortschreiten, wenigstens im Anfange, weiterhin mit desto rascherm Schritte, gesegnet seyn. — Uebersehe ich es recht, so muß Ihnen der Mangel an tüchtigen Werkzeugen, an gut zugebildeten Schulmännern das Drückendste seyn. Einheimische haben Sie noch nicht, und Auswärtige zu berufen wird Schwierigkeiten

haben. Wie froh macht es mich, daß sich wirklich dort mehr Furcht vor Gespenstern als wirkliche Gespenster finden! So läßt sich schon leichter Muth fassen. Bei wichtigen Vorsätzen muß man überhaupt ein wenig drauf eingehn, und sich selbst durch anscheinende Sicherheit sichern. Beharrt nur die Regierung in ihrem festen Willen, so sind Sie des guten Ausganges gewiß."

„Könnte ich Ihnen doch von hieraus nur Eine frohe Nachricht geben, als nur diese, daß das Schiff noch nicht ganz, trotz Allem was man von oben her dazu thut, untergesunken ist. Es ist zwar mit Keckheit und Muth zu widerstehn, alles Mögliche geschehn. Lange konnten wir nicht einmal einen Artikel von Göttingen und der gezwungenen Anleihe in einer Zeitung unterbringen; endlich ist es doch bis nach Paris gebracht, und an die bedeutendsten Personen, auch außer dem Institut (das gewiß die edelsten Männer enthält) gelangt, und am 28sten Febr. ein Schreiben dem K. N. selbst eingehändigt worden. Aber das Hauptübel ist in der Nähe zu suchen: luxuries cum egestate. Setzen Sie sich aus Tacit.

Agric. 30. 31. ein Gemählde zusammen *). Der Staatsrath Joh. v. Müller hat das Departement der Universitäten; er hat den edelsten Eifer; aber durchdringen wird er nicht. Ich lebe mit ihm vertraulich. Das Publicum für uns zu gewinnen, sind Schritte geschehn; aber es ist das deutsche Publicum, und das gelehrte Publicum in Paris hat eine sehr schwache Stimme, nicht mehr die, die unter dem Consul ἐσάλπιγξε. Indeß Muth muß man behalten, und des Rhodiers eingedenk bleiben: ἀλλ' ὦ Ποσειδᾶν, ἴσθι ὅτι ὀρθὰν τὰν ναῦν καταδύσω. Wenigstens will ich kein φρασπις seyn."

Den 21sten Juli 1808. „Ich war so begierig nach Nachrichten von Ihnen, daß mir der Anblick

*) Etwa so: Infestiores Romani, quorum superbiam frustra per obsequium et modestiam effugeris. Raptores orbis, postquam cuncta vastantibus defuere terrae, et mare scrutantur: si locuples hostis est, avari; si pauper, ambitiosi; quos non oriens, non occidens satiaverit. Auferre, trucidare, rapere falsis nominibus imperium, atque, ubi solitudinem faciunt, pacem appellant. Liberos suos cuique ac propinquos natura carissimos esse voluit. Hi per delectus alibi servituri auferuntur. — Bona fortunasque in tributum egerunt, annos in frumentum. — Nata servituti mancipia semel veneunt, atque ultro a dominis aluntur; Britannia servitutem suam quotidie emit, quotidie pascit; ac sicut in familia recentissimus quisque servorum etiam conservis ludibrio est: sic in hoc orbis terrarum vetere famulatu novi nos et viles in excidium petimur.

Ihrer Hand bereits eine Beruhigung war. Im Ganzen können Sie mit Ihrer Welt immer noch zufrieden seyn; anderwärts ist sie noch schlechter. Die dortigen Länder sind in der neuen Organisation schon einige Schritte weiter vorwärts, die wir noch zu gehen haben, und Gott weiß ob wir je so weit kommen. Unsre neue Prometheus' haben das Feuer schwerlich an der Sonne angezündet. Dampf und Rauch gibt es genug; aber das Licht schimmert noch kaum."

„Dadurch, daß Sie Ihren Weg ruhig, unerschüttert fortgehn, sich unter der bessern Jugend eine kleine Kirche sammeln, können Sie zu Ihren guten edeln Zwecken gelangen. Geduld und Zeit gehört dazu."

„Unser Staatsrath von Müller thut sein Mögliches, und ist immer als Schutzengel anzusehn; ohne ihn ginge Alles auf dem weltschöpferischen Plane seinem Untergange entgegen."

Den 9ten März 1809. „Wie verrückt und verändert, fast möchte man sagen, verschmolzen ist jetzt Alles! — Sie können noch hoffen, das Bessere zu erleben! Aber auch diesen Trost hab' ich nicht; ich sehe nur Alles in den Abgrund sinken. Felix qui

patriae non videt interitum! Indessen freut mich doch jedes Gute, das mir noch bekannt wird; und so auch, daß Ihre jetzige Lage doch auch manches Gute und Frohe hat. — Ich bin den Studien so gut als ganz entrissen, durch so unübersehliche, ganz unlitterarische Geschäfte, mit denen ich mich befassen muß, um halten zu helfen, was noch zu halten ist oder seyn wird. Indessen verscheucht die Treiberei, in der ich lebe, selbst das Gefühl der körperlichen Uebel des Alters, und so jage ich dem Ziele des Lebens entgegen."

Den 9ten Dec. 1809. „Ihr Schreiben war für mich trostreich, weil es die Stimme eines Mannes war, der eignen festen Muth besitzt. — Daß Ihr Geist seinen Schwung behält, seh' ich mit Freude an Ihren Additamentis; ein ganzes Füllhorn von Kritik, eine Φιάλα οἰνοδόχος χρυσῷ πεφρικυῖα. Bei mir heißt es vox quoque Moerin jam fugit ipsa: ich will nicht beifügen, lupi Moerin videre priores, denn weder Wölfe noch Füchse haben hierzu beigetragen, wenigstens in keinem merklichen Maaße, wohl aber der gelidus tardante senecta sanguis. — Sie haben auch Ihre Kämpfe, behalten aber beharrlichen Muth,

haben auch Aussicht zum Besserwerden, wenn man andrer Orten blos unvermeidliches Schlechterwerden vor sich sieht. So lange die dortigen Gelehrten ein Corpus machen, das nur auf einige Weise zusammen=hält, so dringt der Phalanx doch durch. Wäre nur dieß zu bewirken! Mag Jeder sein Rädchen für sich treiben, wenn er nur das große Rad nicht hindert, noch in die Speichen greift. Was hätten wir nicht als academisches Corpus ausrichten können, wenn alle Kräfte vereinigt worden wären! Die Furcht vor der öffentlichen Meinung hätte Manches abgewehrt. Aber so ließ man ohne Widerspruch dem os academiae einen Knebel in den Mund legen, und ließ sich die Schreib= und Preß= und Denk=Freiheit ohne Widerrede nehmen; meine eigene Vorstellung schickte der Prorector nicht ab. Was wir nun leiden, haben wir verdient, und suchen Gunst durch Schmeicheln und Kriechen zu gewinnen, als wären wir von jeher dazu erzogen. Von dieser Seite haben wir den neuen Menschen schon so völlig angezogen, daß man uns für Franzmänner halten sollte."

Den 1sten März 1810. „Mit vielem Kummer hab' ich von H. von den Kämpfen gehört, die Sie

dort zu bestehen haben. Noch weher thut mir die Spaltung der Academie durch Personen in ihrem Gremium. Wo in aller Welt denkt A. hin? Könnte doch der böse Brand noch niedergeschlagen werden!"

„Gelehrte Thätigkeit läßt sich weiter von mir nicht erwarten. Alles was sich noch erschwingen läßt, ist eine Vorlesung. Die Antiqq. Byzant. hab' ich doch geendigt. Ich lege für Sie ein Exemplar bei zum Erinnerungszeichen an einen alten Freund, der Ihr Bild in seiner Seele eingeprägt bewahrt. Ich darf nicht erst fragen: τὸν Ὀλυμπιονίκαν ἀνάγνωτέ μοι πόθι φρενὸς ἐμᾶς γέγραπται. Gebe Gott, daß Sie dort viele wackre Humanisten ziehn! Bei uns fürcht' ich stirbt dieß Geschlecht bald aus. Es war im Anfang der Einführung der Conscription eine Ankündigung: Schul- und Canzel-Studien sollten frei machen. Allein Versprechen zu halten gehört in den alten Stil. An großen Erwartungen, die je zuweilen als erfüllt in das Publicum kommen, sind wir desto reicher. Promissis locuples eget aeris Cappadocum rex. Doch mancipiis sollte ich schreiben, und das ist auch wahr, wenn es assentatorum grex ist. Sie werden sagen: so lang man doch noch scherzen kann,

geht es immer noch hin. Und so hoff' ich ein Aehnliches von Ihnen auch."

Den 21sten April 1810. „Mein theurer edler Freund. Ihr vertrauliches Schreiben, das ich eben den 1sten Ostertag durch unsern Wunderlich erhielt, hat mich den ganzen Feiertag beschäftigt, Empfindungen, Gedanken und Betrachtungen erweckt, die sehr gemischt waren. Leider drängte Kummer und Betrübniß überall mehr und stärker an, je mehr sich in allem meine innige, durch die größte Hochachtung gegen Sie geleitete Liebe, meine so schönen Hoffnungen für die gute Litteratur und ihre Verpflanzung in das südliche Deutschland anschlossen. Bei der Unkunde aller Verhältnisse und der ganzen Lage der Sache hab' ich nie gewagt, ein Urtheil über den Gang, den sie genommen hat, zu fällen; auswärts weiß man selbst von den unseligen Auftritten nur Bruchstücke. — Daß Sie persönlich in den Streit gezogen sind, hat mir sehr weh gethan. — Jetzt da die Sache so weit gediehen ist, daß zwei öffentlich erklärte Parteien, und die eine als unterliegend, erklärt sind, bleibt nichts übrig als getrennt zu leben, zu laviren, auf bessere günstigere Zeiten zu warten, mittlerer Zeit

aber sich ganz ruhig zu halten, und durch Beobachtung seiner Pflichten und durch academische Arbeiten wieder festen Fuß zu fassen, und Achtung zu erzwingen. In Ansehung der Verleumdungen ist doch das rathsamste, eine Zeitlang auf nichts zu hören, und jede Klatscherei abzuweisen. *Οὐ μέλει μοι* bleibt das Beste. — Es sollte eine lehrreiche Geschichte seyn, wenn man eine solche unparteiisch und psychologisch geschrieben hätte. — Will man aber durch Reaction den Kampf bestehn, so müßte es mit Festigkeit, kaltem Blute und reifer Erwägung jedes Schrittes geschehn, nicht mit Heftigkeit und mit der Hitze, zu der sich eine Partei unter sich, einer den andern, exaltirt; und ich fürchte, das war dort der Fall; so wie ich auch dieß von Ihnen bestätigt sehe, daß die Protest. Partei nicht zusammenhält, nicht redlich, treu und blos für die gemeine Sache; und diese egoistische, kleinliche, erbärmliche Eingeschränktheit ist überall eine und dieselbe; sie hat den allgemeinen Umsturz des deutschen Vaterlandes herbeigebracht; und das ist auch von jeder Universität der Wurm, der an der Blüthe nagt: Mangel an Vereinigung zum gemeinschaftlichen Besten. Nur Factionen handeln, aber

für ihre Partei. Dafür bewahren Sie die Götter. — Jetzt für's Erste schließen Sie sich in sich selbst ein, und erwarten der Zeit, thun so viel Gutes als Sie können, und — permitte Divis cetera. Auch der stärkste Sturm legt sich einmal. Mit herzlicher theilnehmender Liebe der Ihrige H."

F. J. an Heyne.

Den 4ten April 1811. „Die letzten Wochen meines Aufenthaltes in München waren mir in mehr als einer Rücksicht peinlich und schmerzvoll. Während man mich auf der einen Seite mit Freundschaft überhäufte und ich mit wundem Herzen an die Trennung von theuern und geliebten Freunden dachte, erschöpften die Gegner alle Mittel, mir die letzten Tage meines Aufenthaltes unter ihnen zu verbittern. Der Oberbibliothekar war unerschöpflich in Ränken nach seiner Art. Er nöthigte mich eine Bürgschaft von 1000 fl. zu hinterlassen, und bis diese berichtigt war, setzte er mich unter die Aufsicht der Polizei in Stadt-Arrest, so daß mein Haus immer von Polizeidienern umlauert war. Alles wurde aufgegriffen. Einige Bände des Hardtischen Catalogs der Griech. Hand-

schriften, den ich, im Auftrage der Academie, auf der Bibliothek durchging, wurden entwendet, und da ich diesen Vorfall der Bibliotheks-Commission, deren Mitglied ich war, gelegentlich in einer Sitzung anzeigte, ohne irgend Jemanden verdächtig zu machen, ohnerachtet es sehr wahrscheinlich war, daß man mich durch die Entwendung der am Rande beigeschriebenen Bemerkungen bei meinem darüber zu erstattenden Berichte in Verlegenheit zu bringen beabsichtigte, verklagte mich A. im Namen des Bibliotheks-Personals injuriarum, indem er insinuirte, daß ich diesen Diebstahl wohl selbst begangen haben könnte, um ihn und die andern Employés verhaßt zu machen. Dieses Letzte schlug durch. Der König, der mir bis auf den letzten Augenblick die rührendsten Beweise von Huld gegeben hatte, ließ jetzt dem Stadtgerichte befehlen, meine Sache sogleich zur Entscheidung zu bringen. Dieses geschah. Die Injurienklage wurde als unstatthaft verworfen. Ich erhielt meinen Entlaß. Die Noth meiner Freunde aber war noch nicht geendigt.

Als ich an einem der letzten Tage mit Thiersch zu Jacobi ging, sagte dieser unterwegs: Unsre Feinde

haben alle Mittel erschöpft, uns zu Grunde zu richten; keines ist ihnen gelungen; sie haben sich mit Schande bedeckt, und wir stehn noch rein vor Gott und der Welt. Was bleibt ihnen noch übrig als Brand und Mord? — Diese Worte waren in prophetischem Geiste gesprochen. Das schändliche Attentat auf diesen Trefflichen, mit dem ich in der engsten Freundschaft lebte, und den auch Jacobi liebt, ist Ihnen bekannt. Er hatte keinen persönlichen Feind; aber man verzieh ihm nicht, daß er — ein Fremder — große Verdienste bei der Regierung geltend machte, und eben als Adjunct in die Academie eingetreten war. Wenn das Unternehmen gelang — und der Thäter verfehlte sein Ziel nur um einen halben Zoll — so konnte man hoffen, daß die andern Fremden sich freiwillig entfernen würden. Und das war es, was schon seit einem Jahre die catilinarische Rotte, die auf A's Büreau einheimisch war, zu ihrem Feldgeschrei gemacht hatte. Aber auch dieß ist — Gott sey Dank! — mislungen, und so blieb ihr nur das verbrauchte Mittel höhnisch zu zweifeln „ob Thiersch auch wirklich von fremder Hand verwundet sey, ob er sich nicht selbst." — So sagten sie wirklich, und

von diesem Augenblicke an hörten die, welche über die Urheber des Assassinats noch gezweifelt hatten, mit ihrem Zweifel auf. Es gab nur Eine Partei, die mit solcher Frechheit höhnen konnte, während Alles empört war und schauderte.

Wenn ich auf die ganze Reihe von Ereignissen zurücksehe, die mir und meinen Freunden so manchen Tag verbittert haben, so fühle ich mein Vertraun auf die Wege der Vorsehung gestärkt. Unsre Ruhe, unsre Sicherheit war seit dem April 1809 bedroht; der Krieg sollte die Mittel zu unserm Verderben darbieten; wir waren hart angeklagt bei dem französischen Gesandten (dem Grafen Otto), bei Davoust, bei dem Kaiser selbst; aber der Krieg ging glücklich vorüber, und die oft von unsern Gegnern verbreiteten Gerüchte, daß wir geflohen, verhaftet, deportirt wären, drückten nur ihre Wünsche und Hoffnungen aus; der Erfolg mangelte. Seitdem sind sie von Stufe zu Stufe gestiegen, und dennoch haben sie ihre Absicht nicht erreicht. Sie haben uns nicht vernichten, sie haben uns nicht erniedrigen können. Nie haben wir uns einen krummen Weg, nie eine Unwahrheit, nie auch nur eine Sophisterei auf Kosten unsrer Gegner

Heyne an F. J.

Den 7ten April 1811. „Mein theurer geliebter Freund. Endlich ist mir, als könnt' ich völlig frei athmen, da ich durch Ihre eigene Hand belehrt bin, daß Sie wirklich in Gotha nicht nur angelangt, sondern auch eingerichtet und in den Gang Ihres Geschäftes eingeleitet, auch mit Ihrer neuen Existenz zufrieden und froh sind. Nach allen jenen Stürmen wird Ihnen die Ruhe und Sicherheit ein neues Leben geben, und ich werde mich immer mit dem Genusse eines ungetrübten Andenkens an Sie erfreuen können."

Den 1sten Mai 1812. „Sie haben mir durch Ihr Schreiben vom 22sten April einen mir am Herzen liegenden Wunsch erfüllt, von Ihrem jetzigen litterarischen Leben näher unterrichtet zu seyn. Wollte Gott, Ihr häusliches Leben wäre beglückter! Mit innigem Kummer denke ich daran, und fühle den Ihrigen mit*). — Mich freut dagegen, daß Sie bereits vom Zusenden eines Sohnes schreiben können. Wie lieb soll er mir seyn, wenn ich ihn einst von

*) Ueber die unheilbare Krankheit meiner Frau, die in diesem Jahre starb.

Ihnen mir zugeführt sehen werde*). — Die Lage der Dinge ist jetzt in Allem die Kehrseite von der vorigen. Alles Liberale, das μουσικον κἀλοκαγαθον ist verschwunden. — Danken Sie dem Himmel, daß bei drückenden Sorgen Ihnen die Pflicht aufgelegt ist, das Gemüth abzuziehn und sich mit den neuen Gegenständen, die Sie vor sich haben, zu beschäftigen. Denn wenn die Dinge nicht zu ändern sind, so ist dieß noch die einzige Erleichterung der Last, die sonst zu Boden drücken müßte." —

„Gott erhalte noch den Rest der alten Barke oder vielmehr den schönen Bucentaur wie er noch ist! Das Mögliche thun, Jeder für sich, was er noch beitragen kann das was noch ist zu erhalten, ist das Einzige was übrig bleibt für jeden vernünftig Denkenden. Das Alte, was nicht mehr ist, stellen wir nicht wieder her, aber das Alte dem Neuen assimi-

*) Hierzu kam es nicht. Seit meiner Rückkehr nach G. hatte ich immer gehofft, einen Besuch in Göttingen zu machen. Heyne mahnte mich in jedem Briefe daran, und erwartete mich. Ich mußte immer aufschieben. Drittehalb Monate nach diesem seinen letzten Briefe legte mein Lehrer, mein edler Freund sein Haupt zur Ruhe; und ich warf mir nun vor, die Hindernisse, die mich abgehalten hatten, ihn wieder zu sehn, nicht durchbrochen zu haben.

tiren, ist das Einzige was Segen bringen kann. Nicht aber organisirt, d. i. zu Grunde richten und nicht wieder aufbauen oder Kartenhäuser hinbauen, darf weiter werden. Das möchte aber so gern Mancher, der mit der Gallischen Wuth befallen ist, dem man freilich lieber die Gallische Wuth der Phrygier wünschen möchte, daß er die Neuerung an sich selbst ausübte, nicht an dem schönen alten Heiligthum."

4. Gunst und Ungunst.

4) Wird man es mir als Eitelkeit auslegen, wenn ich eine Aeußerung dieser Art anführe? Laurentius van Santen, dessen Bekanntschaft Huschke bei seinem Aufenthalte in Holland gemacht hatte, schrieb an diesen: Mone si quid ediderit Jacobsius, elegantissimae vir eruditionis, quem plurimi facio et diligo, eumque meis verbis saluta quam officiosissime.

Entmuthigendes kam später. Ahlwardt fügte seiner Schrift: Zur Erklärung Theokrits. Rostock u. Leipzig. 1792. ein Capitel bei, das ganz allein meinem Erstlingsversuche, in so fern er sich mit dem Theokrit beschäftigt, gewidmet ist. Ich beklage mich

nicht über Ungerechtigkeit, wenn er mit Geringschätzung von diesen Bemerkungen spricht, wohl aber, daß er mich dreist und höhnisch des Schleichhandels mit fremdem Gute beschuldigt, weil ich in einer Conjectur mit Valckenaer zusammengetroffen war, was ich aber, als zu spät bemerkt, aufrichtig erzählt hatte. „Ein Schüler Heyne's, ruft er aus, der in Göttingen studirt, kennt Valckenaer's Ausgabe nicht, und emendirt doch den Theokrit? wie läßt sich dieß mit einander vereinigen?" Sehr leicht. Der Schüler Heyne's, der in Göttingen studirte, emendirte den Theokrit nicht in Göttingen, sondern in Gotha, wo damals nur die decem Idyllia, nicht die vollständigen Bukoliker der Ausgabe Valckenaer's waren.

Die Nemesis hat mich in der Folge wegen dieser ungerechten Anklage an Ahlwardt durch den auf ihm haftenden Verdacht gerächt, daß er Varianten einer nicht existirenden Handschrift Pindar's erdichtet habe.

5. Professor C. D. Beck.

5) Im J. 1788 wurde dieser Theil der Beckischen Sammlung ausgegeben; vier Jahre darauf erschien

der 1ste Theil einer neuen Bearbeitung, die einen berichtigten Text, und einen erklärenden Commentar enthalten sollte. Die Vollendung des Ganzen wurde im Laufe des Jahres 92 und 93 versprochen; der Commentarius perpetuus zum 1sten Bändchen, welcher schon beinahe gedruckt sey, solle propediem erscheinen. Ein Jahr nach dem andern verging; das Versprechen wurde nicht gelöst; und der Verleger, Nicolovius in Königsberg, der Mahnungen müde, wendete sich an mich, um die Vollendung der Ausgabe in meine Hand zu nehmen. Ich trug Bedenken und enthielt mich einer kategorischen Antwort; doch gelangte die Verhandlung durch Zwischenträger, die nirgends fehlen, als ob ich zugesagt hätte, zu Beck's Ohren. Diese Nachricht brach sein Schweigen. Er schrieb mir den 15ten April 1798 über diese Angelegenheit wörtlich Folgendes: „Ich darf Ihnen weder anführen, in welche Verlegenheit mich die Sache setzt, bei so vielen Vorarbeiten und Sammlungen aus bisher unverglichnen Handschriften, noch mich wegen meiner Langsamkeit entschuldigen. Ihrer edeln Denkungsart überlaß' ich es, eine Ausgleichung oder Vereinigung zu treffen, die uns von allen Mis-

verständnissen befreit.“ Es versteht sich von selbst, daß ich mich sogleich von dem Geschäfte lossagte *). Nie aber ist von Beck's Texte mehr als der erste Band, welcher vier Tragödien enthält, und von dem Commentare nie mehr als fünf Bogen (80 Seiten) zur Hekuba erschienen; so wenig als von den vielen Vorarbeiten, Sammlungen und Vergleichungen von Handschriften je etwas an das Licht getreten ist.

Ein Jahr später, den 17ten Jan. 99 erhielt ich folgende Zeilen: „Herr Nicolovius machte mir im vorigen Jahre die angenehme Hoffnung, daß Sie meinen Euripides mit einigen neuen Bemerkungen

---

*) Beck's Brief enthielt noch Folgendes: „Es sind sonderbare Schicksale, die uns begegnen. Sie haben mich im vorigen Jahre freundschaftlich besucht, und ich erfahre erst nachher, und zwar einen ganzen Tag nachher, mit wem ich hätte mich lange unterhalten können, wenn Sein Name mir wäre genannt worden.“ (Dr. Eichstädt führte mich bei ihm ein, und hatte mich ihm ohne Zweifel genannt.) „Der Apollonius Rhodius sollte mit einem Briefe an Sie im Julius abgehn, und im Februar d. J. erfahre ich, daß der Verleger ihn nicht abgesendet hat. Und itzt treffen wir uns beim Euripides wieder an. Fest aber und unwandelbar ist die Hochachtung ꝛc.“ — Der mir bestimmte Apollonius ist so wenig als der Brief, der ihn begleiten sollte, je in meine Hände gekommen. Von einem Versprechen, das ich gegeben, und von Bemerkungen zum E., ist mir auch nichts bekannt.

gütig bereichern wollten. Ich bat darum in einem nach Michaelis geschriebenen Briefe. Es ist mir nun bekannt, daß mein itzt verabschiedeter Bediente einige Briefe nicht bestellt hat. Sollte dieß auch der Fall mit diesem gewesen seyn? Ich wiederhole jetzt meine Bitte. Es versteht sich von selbst, daß Ihre Anmerkungen mit Ihrem Namen erscheinen."

Nach diesem Briefe, welcher von meiner Seite keine Folge hatte, ist mir nie wieder etwas von B. zugekommen. Ich habe aber diese an sich unbedeutende Sache als characteristisch nicht übergehen wollen.

6. G. Hermann.

6) Der oben (no. 4.) angeführte strenge Beurtheiler meines kritischen Erstlings begleitet S. 184. die Erwähnung der Animadversionum in Euripidem mit größern Lobsprüchen als sie verdienen. Auch Wyttenbach erwähnt sie in der Bibl. crit. III. 2. p. 140. mit einem lobenden Beiworte. G. Hermann rügt in der ersten Ausgabe seines Werkes de Metris Poetar. Graec. et Roman. (1796) in der Vorrede S. 6., ohne mich zu nennen, einige meiner fehlerhaft gebildeten Trimeter mit dem verdienten Zu-

satze: At, obsecro, hoccine est emendare veteres poetas an corrumpere? begleitet aber diese Rüge mit so milden und freundlichen Worten, daß ich nur über die Nachsicht des gelehrten Mannes, dem ich persönlich ganz unbekannt war, erröthen konnte. Und selbst dieser Tadel fiel in den folgenden Ausgaben weg.

7. Georg Schatz.

7) Georg [Gottlieb] Schatz, gebohren den 1sten November 1763 zu Gotha; starb den 3ten März 1795. *)

Die außerordentliche Lebhaftigkeit des Knaben, die sich in seinen frühesten Jahren zeigte, hätte eine ungewöhnlich einsichtsvolle Erziehung erfordert; aber hier ging alles den gewöhnlichen Weg. Seine ersten Lehrer kannten keinen Zügel für diesen aufstrebenden rastlosen Geist, als Strenge; und es war noch ein Glück, daß Unterricht und Zucht so sparsam ausfiel, und in dem väterlichen Hause der freien Entwickelung seiner Talente wenigstens keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

---

*) Gedruckt in der Bibliothek der schönen Wissenschaften. 60. Theil. S. 159 ff.

Eine etwas schwächliche Constitution kam der eigenen Bildung zu Hülfe. Da seine Kräfte für die Vergnügungen anderer Knaben desselben Alters nicht hinreichten, sah er sich bald genöthigt eine gemächlichere Art von Unterhaltung aufzusuchen. Sehr früh bemächtigte sich seiner eine unwiderstehliche Begierde zu lesen. Ohne Anleitung und Führer las er anfänglich alles was er erhalten konnte. Der Zufall führte ihm einige gute Bücher in die Hände; sein französischer Sprachmeister machte ihn mit La Fontaine und Boileau bekannt, und sein guter Verstand lehrte ihn frühzeitig den Unterschied zwischen dem Guten und dem Schlechten, dem Bessern und dem Vortrefflichen wahrnehmen. Voll Begierde, Alles kennen zu lernen, was seinen Geist nähren könnte, unternahm er in seinem funfzehnten Jahre die Lectüre der Litteraturbriefe und der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche damals ein unumschränktes Ansehen genoß, und ihm wenigstens zur Bücherkenntniß verhalf.

Früher schon hatten ihn Lessing's Schriften angezogen. Die Denkungsart dieses Schriftstellers, sein Witz und die Eigenthümlichkeit seines Stils

war seinem eigenen Geiste am meisten analog. Er las ihn ohne Unterlaß; er verehrte ihn mit einem Enthusiasmus, dessen nur wenige Jünglinge seines Alters fähig seyn dürften. Als Lessing starb, beweinte er seinen Tod aus der Fülle seines Herzens. In dieser Gemüthsstimmung schrieb er die Vision: Lessings; die man im Anhange zu seiner Uebersetzung von Mercier's Träumen findet.

Für jedes nicht ganz blöde Auge war es unverkennbar, wie sehr das Studium dieser Schriften auf seinen Geist gewirkt hatte; und es könnte leicht seyn, daß, indem er sich eine seltene Sicherheit des Urtheils über die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks erwarb, er in Ansehung der Beurtheilung der Ideen selbst und des Poetischen, bisweilen wenigstens, in eine gewisse Einseitigkeit des Geschmacks verfallen wäre. Die Eigenschaften des Stils, welche er am meisten schätzte, Klarheit und Bestimmtheit, Richtigkeit, Lebhaftigkeit, Reichthum an Wendungen, und jene epigrammatischen Ueberraschungen, die er bei Lessing schätzen gelernt hatte, zeigten sich in den mannichfaltigen schriftstellerischen Versuchen seiner Schuljahre auf eine höchst ausgezeichnete Weise.

Die Talente eines siebzehnjährigen Jünglings, der mit so vielem Geist und Witz eine ungewöhnliche Gewandheit des Ausdrucks verband, blieben dem Manne, welcher damals dem Gymnasio zu Gotha vorstand, nicht verborgen. Er würdigte ihn sehr bald eines freundschaftlichen Umganges. Stroth war ein Mann von Geist und ausgebreiteten litterarischen Kenntnissen. Sein Umgang befestigte die Liebe zur Litteratur in der Seele seines jungen Freundes, der seinen Lehrer bewunderte und liebte, und für den dieser Umgang von noch wichtigern Folgen hätte seyn können, wenn Stroth sein Ansehn über ihn hätte benutzen wollen, vor den Gefahren der Laufbahn zu warnen, die sein Schüler betrat. Im Jahre 1782 begab sich Schatz nach Jena, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Ich würde sagen, daß die Zeit, welche er dort zubrachte, für ihn verloren gewesen sey, wenn er nicht einige Freundschaften gestiftet hätte, die bis an seinen Tod gedauert haben. Er setzte seine Lectüre, seine schriftstellerischen Uebungen fort; aber nie haben seine nachmals wiederholten Versuche, öffentliche Vorlesungen zu hören, einigen Erfolg gehabt. Auch die stillen Beschäftigungen der

Studirstube wurden oft unterbrochen; und die Zerstreuungen, zu welchen ein ausgebreiteter Umgang Veranlassung gab, vernichteten die Ausführung manches Studien-Planes, der mit Eifer und Feuer entworfen worden war. In der letzten Zeit seines dortigen Aufenthaltes beschäftigte ihn eine metrische Uebersetzung der Adelphen des Terenz mit dem meisten Erfolg.

— Durch die Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er zu den ehemaligen Gewohnheiten zurückgeführt; und der vertraute Umgang mit Gotter und Schmidt, die ihn bei allen ihren poetischen Arbeiten zu Rathe zogen, trug nicht wenig bei, ihm die Beschäftigung mit der Poesie und Litteratur noch theurer zu machen. Der größte Theil seiner Zeit war der Lectüre gewidmet. Ohne Unterlaß studirte er die Meisterstücke der Franzosen, Italiener und Deutschen; sein Geschmack gewann an Umfang und Sicherheit, und sein Talent zu schreiben bildete sich immer mehr durch fleißige Uebungen aus. Er entwarf damals den Plan zu einer metrischen Uebersetzung des Tasso; und eine Uebersetzung der Florentinischen Geschichte von Macchiavelli führte er größtentheils aus. Sein Lieblings-

gedanke war, wenn er sich durch Vorarbeiten hinlänglich gestärkt haben würde, für die Bühne zu arbeiten. Im Jahre 1784 schrieb er an einen seiner Freunde: „Ja, mein Freund, ein Gedanke, der mir sonst, zwar niemals als Ueberzeugung, aber doch oft als Ahndung, Hoffnung, Vermuthung durch den Kopf fuhr, der Gedanke, einmal — vielleicht — als Dichter zu glänzen, der Gedanke, der zu meinem Unglück nicht ohne Unterstützung von außen blieb, — ist gänzlich, gänzlich verloschen. Doch nein, er hängt wenigstens noch von einer Seite, an einem Faden der Hoffnung! Daß mein Plan durchginge, daß ich Gelegenheit hätte, die Welt und den Menschen kennen zu lernen! Daß aus seiner trägen, zwar behaglichen Ruhe gerissen, mein Geist neue Spannung erhielte, und es mir dann verliehen wäre, von dem noch ziemlich dürren Anger unsrer dramatischen Poesie, wenigstens ein Winkelchen urbar zu machen! Wie dauern mich die verflossenen Jahre — perdendo inutilmente tanti passi!“

Sein Hang zu der leichtern Gattung der Poesie wurde kurz darauf durch Veranlassungen begünstigt, deren Erzählung nicht hierher gehört. Es gab eine

Zeit, wo kein Tag verfloß, ohne daß ihm ein Madrigal, ein Epigramm, eine Fabel, eine Ode entfallen wäre; aber er selbst legte keinen Werth auf diese Arbeiten, und es bedurfte aller Ueberredungen seiner Freunde, um ihn zu einer öffentlichen Ausstellung zu bewegen. Dieses geschah zuerst in dem deutschen Merkur, dessen Herausgeber ihn zur weitern Ausbildung seiner Talente durch Worte aufmunterte — quae possent timido quoque addere mentem. Im Jahre 1786 entschloß er sich, seine kleinen Gedichte zu sammeln, und diese Sammlung erschien unter dem Titel: „Blumen auf den Altar der Grazien." Leipzig 1787.

Schon seit einiger Zeit hatte ihr Verfasser an mehrern kritischen Blättern, vornemlich an der Allgemeinen Litteratur-Zeitung Theil genommen. Er hatte einige Schriftsteller durch misbilligende Urtheile beleidigt, und eine noch größere Anzahl, deren Arbeiten er vielleicht nicht einmal kannte, glaubten von ihm beleidigt zu seyn. Daß er es mit dem reizbaren Volke der Dichter zu thun hatte, machte seine Sache noch schlimmer; und daß er die Waffen des Witzes mit Gewandheit führte, machte ihn allen denen ver-

haßt, denen ihr eigenes Bewußtseyn nicht viel Gutes versprach — sunt quos hoc genus minime juvet, utpote plures culpari dignos. — Kaum waren also seine Gedichte erschienen, als man sich zu rächen suchte. Jedes Epigramm ward ausgedeutet, und, da es nirgends an Thoren fehlt, so war es kein Wunder, daß man überall die Originale des Dichters fand. Die beleidigten Autoren und ihre Freunde schrieben bittere und hohnneckende Recensionen; die Ton angebenden Journale schwiegen; der Verfasser hatte tausendfältigen Verdruß, und wenig, sehr wenig Freude von seinem Werke.

Jetzt, da der Tod alle persönlichen Verhältnisse ausgetilgt hat, würde man wahrscheinlich günstiger über diese Sammlung urtheilen, wenn man sich die Mühe nähme, etwas zu lesen, was vor so vielen Jahren gedruckt worden ist. Es würde unnütz seyn zu leugnen, daß sich in dieselbe eine Anzahl von Gedichten eingeschlichen habe, die ihres Verfassers nicht würdig sind. Aber man müßte sehr ungerecht seyn, wenn man um einzelner, unbedeutender oder incorrecter Stücke willen, das Verdammungsurtheil über die ganze Sammlung aussprechen wollte. Indeß war

die Aufnahme, welche dieses erste Produkt seiner Muse erhielt, nicht sehr geeignet, einen Schriftsteller anzufeuern, der, je tiefere Blicke er in das Innere der Litteratur unsers Vaterlandes that, immer gleichgültiger gegen den Ruhm wurde. Er beschäftigte sich von dieser Zeit an sehr wenig mit der Poesie, und man hat nach seinem Tode nur eine sehr kleine Anzahl späterer Gedichte gefunden, welche die Eingebungen glücklicher Momente waren. Wenn ihn seine Freunde auf die verlassene Bahn zurückzuführen suchten, pflegte er zu sagen: das wahre poetische Genie kündige sich durch einen unwiderstehlichen Hang an; dieser Hang sey ihm fremd. Er wolle der Natur nicht Gewalt anthun.

Ueberhaupt scheint er von dieser Zeit an größern Plänen nicht mehr nachgehängt zu haben. Die Theilnahme an den angesehensten kritischen Zeitschriften, für die er mit einem Eifer arbeitete, welcher vielleicht ohne Beispiel ist, kostete ihm bei weitem den größten Theil seiner Zeit. Diese Beschäftigung, deren Lasten er vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens fühlte, wurde bisweilen durch Uebersetzungen unterbrochen, von denen die meisten mit verdientem Bei-

fall von dem Publikum aufgenommen worden sind. Wir wollen hier nur der Denkwürdigkeiten von Goldoni, der Laura, der Träume von Mercier (nebst einem Anhange neuer Träume, zur Berichtigung jener), der Erzählungen von Cazotte und der kleinen Schriften von Franklin erwähnen, welche eine seiner letzten und vollendetsten Arbeiten war. Im Jahre 1790 übernahm er die Besorgung der neuen Ausgabe des Home, um welchen er sich in mehr als einer Rücksicht Verdienste erwarb. Einige Jahre später fing er mit zweien seiner Freunde die Nachträge zum Sulzer an, welche mehrere sehr schätzbare Beiträge von seiner Hand enthalten.

Während er fast alle seine Zeit der Lectüre, der Erlernung fremder Sprachen und der Schriftstellerei widmete, nahm seine an sich schwache Gesundheit sichtbarlich ab. Er verfiel in eine Art von Auszehrung, deren vornehmste Quelle eine fehlerhafte Organisation seiner Brust war. Nach einer schmerzhaften Krankheit von wenigen Wochen ward er zwischen dem 2ten und 3ten März 1795 der Welt und seinen Freunden entrissen.

Er hat nie ein Amt bekleidet, und sich nie um

ein Amt beworben. Unabhängigkeit und Freiheit in der Wahl seiner Geschäfte hielt er für das höchste Gut, das er nur in dem äußersten Nothfall aufzuopfern Willens war. Aber er scheute keine Arbeit, selbst die trockenste nicht, wenn er durch sie seine Kenntnisse vermehren, oder seinen Freunden nützlich werden konnte. Seine Gefälligkeit gegen die letztern war ohne Grenzen; während ihn ein oft zu weit getriebenes Zartgefühl abhielt, Aehnliches von seinen Freunden zu fordern. Sein Umgang war für die, welche ihn näher kannten, in einem hohen Grade anziehend. Die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Leichtigkeit sich mitzutheilen, seine muntere Laune und sein treffender Witz machten ihn zu einem unterhaltenden und liebenswürdigen Gesellschafter. Alle Pedanterei war ihm fremd. Sein Ausdruck war immer richtig, oft schön, aber niemals gesucht. Wer ihn kannte, liebte ihn. Mit Recht hat man gesagt, daß er nie einen lauen Freund gehabt habe. Mit eben so vielem Rechte könnte man sagen, daß er nie einen ruhigen und kaltblütigen Gegner hatte.

So empfänglich er für das Schöne war, eben so reizbar war er für das Gute aller Art. Seine Ge-

wissenhaftigkeit in der Ausübung seiner Pflichten und die Pünktlichkeit, mit welcher er seine Versprechungen zu erfüllen pflegte, war musterhaft. Alle Prahlerei mit Verdiensten und Talenten war ihm verhaßt. Nie erwähnte er seine Arbeiten; und es war ihm peinlich, sie von Andern erwähnen und rühmen zu hören. Er haßte die moralische Heuchelei so sehr, daß er bisweilen seine Tugenden unter dem Schein der Fehler verbarg, und in seinen Grundsätzen einen Leichtsinn zeigte, von dem er in seinen Handlungen weit entfernt war. Witz war das Einzige, was er nicht verbergen konnte. Aber diese Gabe schien denen, die ihn verkannten, eine Fackel in der Hand eines Mordbrenners zu seyn. Die ehrlichen Leute hielten ihn für einen gefährlichen, die Heuchler für einen furchtbaren Menschen; viele hätten ihm alles verziehn, wenn er nur eben so platt und alltäglich gewesen wäre, als sie selbst.

Nie hat sich ein Dichter wahrer geschildert, als er selbst in der Grabschrift gethan hat, die den Beschluß seiner Gedichte macht, und die hier an ihrer Stelle stehn wird.

Ein Jüngling schläft in diesem stillen Grabe,
Der gern gelebt und doch nicht ungern starb.
Ein zärtlich Herz war seine beste Habe
Und aller Ruhm, um den er sich bewarb.
Die Musen liebt' er sehr — zwar liebten sie ihn wenig,
Doch hätt' er selbst dem größten König
Sein Fünkchen Witz, sein schalkhaft Saitenspiel,
Das seiner Fannia und ihm so wohl gefiel,
Für keine Kronen hingegeben. —
Die Weisheit lehrt' ihn bald des Goldes wahren Werth,
Drum hat er es mit frohem Muth entbehrt,
Und, unbemüht nach Würd' und Rang zu streben,
Sich früh gewöhnt, verkannt und ungeehrt,
Sich selbst und der Natur zu leben.
Zwar gänzlich blieb er nicht vom Loos der Menschheit frei:
Oft hat ein stolzer Wunsch ihm Ruh' und Lust verbittert,
Und öfter noch sein Geist vor eitler Furcht gezittert,
Der Tochter banger Phantasei.
Zuletzt entflohn, mit schnellem Schritte,
Gesundheit, Muth und Scherz aus seiner kleinen Hütte,
Und mancher Freund aus ihrer Mitte,
Allein sein Mädchen blieb ihm treu.
Dieß seltne Glück hat ihm die Nächte sonder Schlummer,
Die Schwermuth, die aus kranker Seele fließt,
Und allen Schmerz und allen Kummer,
Das Leben und den Tod versüßt.

8. Charactere der Dichter.

8) Dieses unschuldige Werk, dessen erster Band im Jahr 1792 unter dem Titel: Charactere der vornehmsten Dichter aller Nationen u.s.w. von einer Gesellschaft von Gelehrten erschien, hat dem Stachel der Weimarischen Xenien (1796) nicht entgehen können. Es heißt hier in dem Zodiakus:

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzers Cysterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

In dem von Eduard Boas in den Nachträgen zu Schillers sämmtlichen Werken I. Th. S. 121 den Xenien beigegebnen Commentar heißt es zu diesem Distichon: „C. F. von Blankenburg, der in Gemeinschaft mit Jacobs, Manso u. A. Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste. Leipzig 1796—98. 3 Bde. lieferte." Hier ist Alles schief und irrig. von Blankenburg, ein gelehrter und fleißiger Mann (gest. den 4ten Mai 1796), gab Litterarische Zusätze zu Sulzers Theorie, die in der Auflage von 1786. 8. jedem Artikel angehängt, später auch nach seinem Tode besonders abgedruckt worden sind. An diese

„Litterarischen Zusätze," die meist aus Büchertiteln bestehn, hat der Verfasser jenes Distichon's nicht gedacht, sondern an die „Charactere der vornehmsten Dichter," an denen Blankenburg keinen Theil hat.

Da in dem zuletzt genannten Werke die Verfasser der einzelnen Artikel nicht immer angegeben sind, und deshalb die meinigen oft unter falschen Namen angeführt werden; mir auch Einiges beigelegt wird, was Andern angehört, so scheint es mir passend, die von uns dreien, als den Begründern der Sammlung beigesteuerten Artikel hier von einander gesondert zu verzeichnen:

Von Manso.

Theokrit. I. Bd. S. 89—117.
Haller. I. Bd. S. 118—140.
Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie. I. S. 197—254.
Tibull, Properz und Ovid. II. S. 190—221.
Ueber einige Verschiedenheiten in dem Griechischen und Deutschen Trauerspiele. II. S. 229—277.
Properz. III. S. 5—48.
Hesiodus. III. S. 49—94.
Ovid. III. S. 325—394.
Bernard. III. S. 395—447.
Petrarca. IV. S. 148—246.

spruchs, in die Revolution geworfen, pries die Thaten der Jacobiner, und verhöhnte ihre Gegner. Die Gesellschaft, die sie am Abend umgab, theilte ihre Gesinnungen; und der Herzog, der seine Gemahlin um diese Zeit zu besuchen pflegte, hatte dann die Freude, die Koryphäen des Aufruhrs bewundert, ihre Fortschritte gelobt, die Niederlagen der gegen sie Verbündeten mit Jubel verkündigt zu hören. Schonung seiner Gesinnungen hätte man als Erniedrigung verachtet; Kränkung dagegen galt als Triumph der guten Sache; und die gute Sache war keine andre als die Revolution.

Mit welcher Keckheit die Herzogin ihre Meinung über diesen Gegenstand auch vor Fremden herausstellte, erhellt aus einem Briefe des dänischen Professor Sneedorf vom 7ten Juli 1791 (in der Suhmischen Correspondenz), wo es heißt: „Ich sah Gotha. Wir waren beim Kammerherrn von der Lühe zum Frühstück. Er ist Erzieher der jungen Prinzen. Indem wir im besten Gespräche sind, kömmt ein Frauenzimmer hereingestürzt, mit zwei Kindern an der Hand, die völlig so aussah, als hätte sie den Verstand verlohren, und die Kinder, als kämen sie eben

aus dem Grabe. Da sie uns sah, schrie sie laut auf. Wir blieben in Ungewißheit, wer sie sey, bis sie ging; da bekamen wir denn zu wissen, es sey die Herzogin. Ihre Augen hatten das Kennzeichen einer verrückten Person; aber in ihrem Gespräch war ein und das andre ganz vernünftig. Es war eben die Nachricht angekommen, La Fayette sey mit dem Könige nach Mons entwichen. Der Schurke, sagte sie, (La F. meinend) ich habe ihn immer für einen ehrlichen Kerl gehalten! Ich habe seine Büste; der will ich den Kopf abschlagen. — Das sollte mir wirklich leid thun, der schönen Büste wegen, wenn sie sich nicht anders bedacht hat. u. s. w.

10. Vellejus Paterculus.

10) Sie hängt eng mit dem Urtheile über Tiberius zusammen, das freilich der gemeinen Meinung nach nur Schatten und Nacht zeigt, nach der Wahrheit aber, selbst nach Tacitus Ausspruche, in Rücksicht auf die Eigenschaften, welche Vellejus rühmt, um Vieles anders gestellt werden muß. Das was Tacitus Annal. IV. 6. 7. von der Verwaltung des Staates bis zum Jahre 776 sagt, gereicht dem Kaiser

zum Ruhme, über den bis dahin wohl nur die ausgeartete Aristokratie von Rom, nicht aber das Volk zu klagen hatte. Oder wäre es nicht lobenswerth, daß er die Provinzen schonte, ihnen keine neuen Lasten auflegen ließ, und in Betreff der alten dafür sorgte, daß die Obrigkeiten sich der Habsucht und Härte enthielten; daß der kaiserlichen Besitzungen in Italien nicht viele waren; daß sich seine Dienerschaft darauf mit Bescheidenheit benahm (servitia modesta); und bei Streitigkeiten mit Privat-Personen der Weg des Rechtes eingeschlagen wurde? Nachtheilig waren ihm dabei nur die rauhen Formen, mit denen er auch das Gute that (cuncta non quidem comi via, sed horridus ac plerumque formidatus). Bestimmter noch ist das Urtheil des großen Geschichtschreibers, wo er den Tod des Kaisers (Annal. VI. 51.) erzählt, und die verschiedenen Perioden seines Lebens unterscheidet: daß er als Privatmann und als Feldherr unter Augusts Auspicien ausgezeichnet im Leben und Ruf (egregium vita famaque) gewesen sey; ganz übereinstimmend mit dem, was Vellejus von ihm rühmt. Heeren schrieb mir darüber (den 4ten April 1793): „Ihre Uebersetzung

des Vellejus war mir so viel angenehmer, je mehr sie mich überraschte. Sie konnten nicht glücklicher wählen, denn V. ist unter allen alten Geschichtschreibern ohne Zweifel derjenige, der dem Geiste unsers Zeitalters am nächsten kömmt. — In Rücksicht auf den Character Tiber's habe ich schon lange ähnliche Gedanken gehabt. Ich glaube, er war ein Mann von großen Anlagen, aber man hat ihn zu einem bösen Menschen gemacht. Wer die ersten zwei Drittheile seines Lebens unter beständigen Familienhändeln und Cabalen zubringen muß, kann schwerlich ein guter Mann werden. Seinem Character wurde dadurch Mistrauen eingedrückt, und dieses in Verbindung mit einem heftigen Temperament scheint den Grund zu der Grausamkeit und Wollust gelegt zu haben, von der man in seinen letzten Jahren ihn freilich nicht lossprechen kann."

Viel weiter hat vor Kurzem K. W. Krüger*) die Vertheidigung des verschrieenen Kaisers ausgedehnt. „Ihr, sagt er unter Anderm, die ihr nicht in Worten, sondern in Thatsachen die Geschichte zu

*) In der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. 1836. no. 138. S. 1107.

lesen gewohnt seyd, welch' ein Bild vom Tiberius wird sich euch darstellen? Ein Fürst, dem wenige unter allen, die jemals gelebt haben, an Klugheit und Einsicht gleich kamen; der als Feldherr wie als Staatsmann ausgezeichnet, eben so uneigennützig als kräftig das wahre Wohl des Reiches wie in sittlicher, so in materieller Rücksicht zu fördern beflissen war. Was aber hat denn bewirkt, daß diese wesentlichsten Eigenschaften eines Fürsten seinem Rufe so wenig zu Gute gekommen sind? — Nichts anders als die großartige Idee, die Länder der Römischen Herrschaft zu Einem Staate zu organisiren. Damit stimmten sehr wenig die Ansprüche der Römischen Großen, daß die Einkünfte und Provinzen eigentlich nur ihre rechtmäßige Beute seyen. Daß er, wenn auch freigebig gegen Einzelne, die es verdienten, doch im Ganzen jene Ansprüche so stark beschränkte, daß er namentlich nicht alljährlich neue Blutigel über die Provinzen herschickte, konnte die Aristokratie ihm nimmer verzeihn. Der Kastengeist aber ist verfolgungssüchtig bis über das Grab hinaus; und mit wie nichtswürdigen Verdrehungen man Tiberius Handlungen zu entstellen sich nicht entblödet habe, das

kann eine vernünftige Kritik noch jetzt an mehrern Beispielen schlagend darthun." u. s. w.

11. Analecta Vet. Poetar.

11) Wyttenbach Bibl. cr. I. P. II. p. 41. schreibt am Schlusse seiner Kritik der Brunckischen Analecten: Prima, sine dubio, cujusque editionis laus est, ut contextus, quoad ejus fieri potest, integre, sincere et certa fide reddatur. Qua quidem laude hanc editionem carere, ipse intellexit auctor; quum saepius in notis moneret, epigrammatis verba perperam a se constituta atque expressa esse. Itaque vel in praefatione pollicitus est, novam se propediem editionem daturum. Quod si fecerit, et suis et eorum, qui hunc librum emerunt, rationibus haud optime consuluerit. Omnino unicam nos videmus ejus medelam hanc, ut ipse Romam eat cl. Brunckius, codicem Palatinum describat, eamque sicut est, cum ipsis vitiis, nullo novo ordine inducto, exhibeat. Ita quartus existet tomus, tribus prioribus multum praeferendus: et Brunckius perfecta editoris laude cumulabitur.

11a. Herzog Ernst II. und Schlichtegroll.

11a) [Zu S. 52.] Von dem Verhältnisse, in welchem Schlichtegroll zu dem Herzoge stand, ist von mir in seinem Nekrologe (in Lupins auf Illerfeld Biographien S. 863 f.) gesprochen worden. Hier heißt es unter Anderm: „Billigerweise thun wir hier des Gebrauches Erwähnung, welchen Schlichtegroll von seiner günstigen Stellung zu dem Herzoge machte. Als Titinius Capito, ein preiswürdiger Mann des Trajanischen Zeitalters, von dem Kaiser die Erlaubniß erbeten hatte, einem der Opfer der tyrannischen Zeit ein öffentliches Denkmal zu weihen, schreibt Plinius (Epist. 1. 17.) an einen Freund: Es ist schön und großen Lobes werth, die Gunst eines Fürsten auf solche Weise zu nützen, und was man selbst bei ihm gelte, durch die Andern erzeigten Ehren zu erkunden. — Diese Worte sind mit geringer Veränderung auch auf unsern verewigten Freund anwendbar. Auch er erkundete die Gunst seines Fürsten nicht durch das, was er für sich hätte erbitten können, sondern durch das Gute, das er von ihm für Andre erhielt. Vielen hat er auf diese Weise in mannichfaltigen Be-

ziehungen genützt, ohne einen andern Gewinn als das Bewußtseyn Gutes zu befördern, oft ohne den Dank der Empfänger, bisweilen vielleicht durch Undank belohnt. Erfahrungen solcher Art mögen sein Herz verwundet haben, es verhärten konnten sie nicht. Auch dem Fürsten, dem er diente, waren solche Erfahrungen nicht fremd, doch verschloß sich sein Herz nie dem Bedürfnisse, noch seine Hand der erkannten Noth."

12. Hieronymus de Bosch.

12) Von dem Character des wackern de Bosch, so weit er mir durch langen brieflichen Verkehr, und aus seinen mannichfaltigen Schriften bekannt geworden ist, hab' ich am Schlusse einer Anzeige seiner Anthologie (A. L. Z. 1812. no. 129. S. 182) Folgendes geschrieben: „Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne noch der Vorrede zum 3ten Theile, welche er an zwei seiner ältesten Freunde gerichtet hat, zu erwähnen, als eines Denkmals seines milden Herzens und seines schönen Glaubens an eine ewige Dauer tugendhafter Freundschaften. Das treue Gemüth und die Milde der Gesinnungen zeigt sich aber

nicht hier allein, sondern fast durch das ganze Werk, bei der Erwähnung der Freunde, und dem Urtheile über Andersgesinnte. Was er von Andern erwartete und wünschte, erwies er ihnen zuerst, ohne auf die Freiheit der Meinung Verzicht zu thun, oder ein solches Verzichten von Andern zu fordern.

In gleichem Sinne spricht über ihn David Jacob van Lennep in der ihm in der dritten Classe des Niederländischen Institutes (den 13ten Nov. 1817) gewidmeten Lobrede. Hier heißt es unter Anderm: Ita hominibus placere studebat, ut ne pietatem erga Deum violaret, quae in ipso simplex erat et sincera. — Non imbecilla ei mansuetudo, non lenitas erat sine robore aut nervis. Facilis hactenus, ut de suo jure lubentissime aliquid remitteret, idem erat, quum aliorum commodum verteretur, severissimus. — Neque in monendo tantum, sed et aliis in rebus acre suum libertatis studium prodebat, qui ne in litteris quidem facile vincula ingeniis injecta ferret, unde passim libris suis, et praefationibus adeo librorum, in ea invectus est, citra jurgium tamen, atque, ut virum humanum decebat, humane. Relabor, ut videtis, A. A., ad humanitatem viri

praedicandam, cujus in eo primariae virtutis certe etiam hoc fuit, quod, ut in omni vita, sic in libris suis studiose semper a rixa sibi temperavit, libere suam aperiens sententiam, ceterum nemini inferens injuriam. Itaque ventitantes ad se adolescentes laudis ac doctrinae cupidos etiam sedulo monebat, ut a litterariis sibi jurgiis caverent, lacessiti nihil responderent, vel certe in respondendo modestiam imitarentur Heynii, viri praeclari, quem Boschius unice tum ob doctrinam suspiciebat, tum ob humanitatem amplexabatur.

13. Professor Wunderlich.

13) Heyne schrieb mir den 24sten Juni 1801. „Ihren Wunderlich legen Sie mir so an's Herz, daß ich ihn voraus für einen künftigen Pflegesohn erkenne." Huschke schreibt von ihm den 13ten Jan. 1802. „Mit diesem Freund und Landsmann lebe ich in der vertrautesten Bekanntschaft. Er war mir von Dir empfohlen; wie hätt' ich ihn also nicht mit offnen Armen empfangen sollen? Auch hab' ich ihn ganz so gefunden, wie Du mir ihn geschildert hast. Ich meine, er hat außer guten Kenntnissen

und nicht geringen Talenten, eine ziemliche Dosis Präsumtion mitgebracht. Nihil ineptius est hac explicatione, ist gleichsam sein Wahlspruch, wenn er in seinen Bemerkungen über den Aeschylus Schützen widerlegt. Diese Keckheit fängt allmählig an zu verschwinden. Verschiedene zu rechter Zeit angebrachte Adlerschläge haben ihm die überflüssige Hitze benommen. Jetzt lauten seine Widerlegungsformeln schon so: mihi displicet hoc; gleichwie auch ich nicht mehr auf den Rand schreibe: tu magis etiam ineptis, sondern: tuum magis etiam mihi displicet. Und so kommen wir beide zur gesunden Vernunft zurück. Schade ist, daß er den lateinischen Dichtern noch keinen Geschmack abgewinnen will."

14. Demosthenes Philipp. Reden.

14) Um dieselbe Zeit und in gleicher Absicht gab Niebuhr eine Uebersetzung der ersten Philippischen Rede heraus, und widmete sie dem Kaiser Alexander mit den Worten:

Hic rem Romanam, magno turbante tumultu,
Sistet eques, Poenum sternet, Gallumque rebellem.

In der Vorrede zu einem wiederholten Abdrucke

schreibt er: „Ehe dieser Bogen abgedruckt war, hatte Austerlitz entschieden, daß dieses Vertrauen für damals eitel gewesen war. — Demosthenes hat Vieles gesprochen, was eine andre schwer gefährdete Zeit für sich vernehmen, sich daran erbauen und dadurch belehren sollte. Wenn das nicht geschieht, so haben wir in diesem Jahrhunderte die philologischen Studien nutzlos ausgebreitet, und die Vervielfältigung der Classiker in Hunderttausenden von Exemplaren klagt unsre Zeit nur an, daß, was sie schafft, ganz äußerlich bleibt."

Mehreres hierüber hab' ich in der zweiten Bearbeitung dieser Reden, Vorrede S. XXIII. ff. und XXXIV. gesagt.

Heyne schrieb mir den 4ten Oct. 1805 nach Empfang des Demosthenes: „Ich hoffe, Ihr Verdienst um den D. soll auch Andern als solchen, die blos Text und Uebersetzung vergleichen, Männern von Bildung und Weltkenntniß einleuchten; und das ist noch einer meiner sehnlichen Wünsche, daß die alten Redner Männern in die Hände kommen, welche practischen Nutzen daraus ziehn. Täglich wird mir der Gebrauch der Alten zu bloßer Wortkrämerei ver-

hafter. Ich rede von solchen Alten, die nicht als schöne Geister, sondern als Männer von Geist und Erfahrung schrieben."

15. General Rüchel.

15) Das Verfahren des unglücklichen Generals Rüchel in einem fremden Lande und so auch in dem unsrigen wird am vollkommensten wohl aus dem erkannt, was Varnhagen von Ense „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" über ihn aus der Biographie eines von Rüchels Bewunderern von der Zeit schreibt, in welcher R. gleichsam der Hochpunkt war, auf den im ganzen Kriegsheer die Augen gerichtet waren. „Rüchel, schreibt Varnhagen S. 226., war in allem diesen eine Hauptperson; sein Machtgebot, sein donnerndes Auffahren und Schelten, sein unbedingtes Unterordnen aller andern Verhältnisse und Rücksichten, sobald von dem Ansehn, der Ehre, dem Uebergewichte des Militärs die Rede war, schaffte sich Bahn und fand Nachahmer. — Die Weise jedoch, wie R. persönlich sein Ansehn und seine Grundsätze geltend machte, fand schon im Militär manchen bedeutenden Widerspruch, stärker

aber und fast einstimmig klagte man, und nicht nur in Potsdam, wo ihn die Bürgerschaft entschieden haßte, über die Art, wie in seinem Sinne das Militär überhaupt unter allen Umständen den entschiedenen Vortheil über das Civil haben oder nehmen sollte. Unser Verf. (de la Motte-Fouqué) erzählt, außer mancherlei andern Zügen, beispielsweise zwei Vorgänge, die zu ihrer Zeit großen Lärm gemacht haben. Ein Officier im Garderegiment hatte ein am Arm ihres Vaters einhergehendes schönes Bürgermädchen auf offner Straße wider ihren Willen geküßt, und Rüchel erklärte gegen den Vater, der wegen des Frevels klagte, sich zwar bereit die Klage anzunehmen, rieth ihm aber zur Sühne, hinzufügend, er sehe eben nicht das große Unglück für die Tochter ab, von einem so hübschen Manne geküßt worden zu seyn."

Während der preußische Cordon das gothaische Land besetzt hielt, nahm der General-Superintendent Löffler, aus Achtung gegen das preußische Militär, bei dem er früher als Feld-Prediger gestanden hatte, den General Rüchel in sein von Einquartierung befreites Haus auf, in Erwartung anständiger Behand-

lung und der einer geistlichen Wohnung schuldigen Rücksichten. Solche Rücksichten waren dem Stolze des Generals fremd. Da es nun geschah, daß Soldaten auf der Hausflur, nach der damals gewöhnlichen erniedrigenden Behandlungsweise, auf Stroh gelegt und durchgehauen wurden, was ein Zusammenlaufen des Volkes verursachte: schrieb Löffler ein höfliches Billet an den General, und ersuchte ihn, die militärischen Executionen in einem andern schicklichern Local vornehmen zu lassen. Die Antwort, die er erhielt, war: „Schuster, bleibe bei deinem Leisten." — Jedermann war empört. Löffler aber räumte sein Haus, und überließ es der Obmacht.

16. Ahndungen und Aussichten.

16) Während jener Verhandlungen schrieb ich an Manso den 16ten Sept. 1807. „Man will durchaus, daß ich nach München komme, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich dieser Versuchung ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ folge. Man wollte dort erst ein Seminarium anlegen durch mich; da ich aber vorstellte, daß dieses wohl nur auf einer Universität gedeihen könnte, beschloß man es in Landshut einzu-

richten, und wollte mich nun dorthin ziehn. Ich protestirte dagegen, und meinte, die ganze Sache wäre nun abgethan. Aber einmal hatte man sich in den Kopf gesetzt, mich haben zu wollen, Gott weiß warum, und so bot man mir einen Platz in der Akademie an, den ich lieber einem Würdigern gelassen hätte, und eine Lehrstelle am Lyceo, wo ich wöchentlich etwa zehn Stunden zu geben habe. Dafür wurden 3000 fl. geboten. Ich habe noch etwas mehr gefordert, und wenn diese Forderung zugestanden wird, so werd' ich wohl gehn müssen. Ich weiß, daß es ein Wagstück ist, vielleicht eine Thorheit. Ich bringe ein großes Opfer; aber ich bringe es meiner Familie, und der Hoffnung, vielleicht, bei größerer Muße und in neuen Verhältnissen meinen innern Menschen besser auszubilden, als bisher in dem Drange der Zufälligkeiten hat geschehen können. Wenn Herzog Ernst noch lebte, wäre mir ein solcher Wechsel nicht eingefallen. Der Gedanke, ihm an einer empfindlichen Stelle weh zu thun, nachdem er mir so vieles Gute erwiesen, hätte mich sogleich zurückgebracht."

Vier Wochen später (den 22sten October 1807)

schrieb ich an denselben Freund: „Eh' ich aus diesen Gegenden scheide, will ich Dir, mein ältester und bester Freund, noch ein Wort des Abschiedes zurufen, als ob ich Dich noch einmal umarmte, und dann die Augen verschlösse, um nichts um mich her zu sehn, und ungestörter in mein trübes zerstörtes Innere schauen zu können. In wenigen Tagen werd' ich G. verlassen haben. Die langgewohnte, sichre Bahn schließt sich mir, und eine neue thut sich auf, die mit Dunkel umgeben ist. Wie viele Anstöße, wie vieler Verdruß kann darunter lauern; wie manche tückische Fallthür kann sich unter meinen Füßen öffnen! Doch daran denke ich weniger. Wenn die Zukunft zur Gegenwart wird, erheitert sich Vieles, was in der Ferne düster schien, und mit gutem Willen, etwas Geschmeidigkeit und leichtem Sinn kömmt man über Vieles hinweg. Ich fühle jetzt nur das, was ich verliehre; und das ist nicht wenig. Es ist ein Theil der besten Errungenschaft meines Lebens, die Verbindung mit so vielen Freunden, biedern Collegen und uneigennützigen Wohlwollern, die meinen Aufenthalt hier so angenehm machten; es ist der Ort selbst mit seinen Umgebungen und Erinner-

ungen; es sind die Gegenden, in denen die Geschichte meiner Jugend einen leichterwecklichen Schlaf schlummert; es sind tausend andre Dinge, an die das Herz durch Gewohnheit geknüpft wird. Alles das drängt auf mich ein. Da ist es mir denn doch einiger Trost, mit meinen Freunden, auch den entfernten, zu sprechen; ihnen noch einmal die Hand zu bieten; die alten Verhältnisse noch einmal aufzurufen; das alte Band mit einem neuen Knoten zu bezeichnen und zu verstärken. Du weißt, welchen Platz Du in meinem Herzen hast; bei allen Veränderungen, die sich mit mir zutragen werden, diesen Platz wirst Du behaupten. Erhalte mir Deine Liebe. Schreibe mir wie bisher; und rechne darauf, öftrer von mir zu hören, als bisher. Lebe wohl."

17. Friedrich Thiersch.

17) Wie sehr Thierschens Talent in Göttingen geschätzt wurde, bezeugen Heynen's Aeußerungen über ihn in den Briefen an Johannes Müller, die so eben von Maurer-Constant (Schaffhausen 1839) an's Licht gestellt worden sind. Hier heißt es (2. Band. S. 89) unter Anderm:

„An der Schule haben wir hier einen Thiersch aus Sachsen seit einem Jahre, einen jungen Mann von seltnem Talent, Feuer und Kraft. Er hat kürzlich gepredigt; man ist erstaunt gewesen über des jungen Mannes Kanzelgaben. Diesen könnte man zuziehn; er würde ein herrlicher Lehrer (so wie er es jetzt als Schullehrer ist) und künftig ein großer Exeget und Kanzelredner werden. — Diese Tage disputirte er pro gradu; sein College Wunderlich opponirte; das war eine seit langer Zeit nicht erlebte fête.“ Seinen Verlust, da von Seiten der westphälischen Regierung nichts geschah, um ihn für die Universität zu gewinnen, beklagt er an mehrern Stellen. So S. 211. 221 f. 216. An mich schrieb er, „er habe in Cassel nicht 50 Thlr. für ihn erhalten können.“

18. Kriegslasten.

18) Die Lasten der Conscription und der Kriegskosten, die sich von Jahr zu Jahr erneuerten, waren unermeßlich. Sagte doch selbst der König nach dem Wiener Frieden in Nymphenburg zum General Rapp: „Wenn es auf diese Weise fortgeht, so muß ich den Schlüssel unter die Thür legen, und davon gehn.“

19. Eintritt in München.

19) Am Schlusse des ersten Jahres meines Münchner Aufenthaltes (1808) schrieb ich an einen Freund: „Seit einem Jahre bin ich Dir Nachrichten über mein Thun und Lassen, vornemlich aber über meine hiesige Lage schuldig. Meine Trennung von Gotha war schwer und schmerzhaft; meine neuntägige Reise mit 7 Begleitern beschwerlich, um desto mehr da meine arme Frau schon am dritten Tage erkrankte, und sich nur mühsam bis hierher schleppte, wo der Arzt ihre erste Bekanntschaft war. So war der Eintritt in M. traurig genug. So freundlich ich von meinen frühern Bekannten aufgenommen wurde, so wurde ich doch bald inne, daß ich in eine ganz neue Welt geworfen war, wo es nicht genügte, den bisherigen Weg zu verfolgen. Ich sah nur allzubald ein Entgegenstreben der Parteien, bei dem wir Fremde, gleichsam isolirt, nur an dem seidnen Faden ministerieller Gunst hingen, folglich, da es rund umher stürmte, einer beständigen Oscillation ausgesetzt wären. Dieser Antagonismus hat sich nun seitdem immer schneidender entwickelt; und da die Ursachen,

die ihn erzeugt haben, fortdauern und immer neuen Zuwachs bekommen, so ist zu erwarten, daß er seinen höchsten Punkt erst noch erreichen muß. Ob er nun gleich ursprünglich nicht von persönlichen, sondern von Sach=Verhältnissen ausgegangen ist, so hat er doch bald eine persönliche Richtung nehmen müssen, so daß wir fast in die Zeiten zurückgeworfen sind, wo Fremder und Feind für Eins galt. Du wirst hin und wieder in öffentlichen Blättern bemerkt haben, daß man hier ohn' Unterlaß die Vorzüge der südlichen Naturen geltend machen, und uns als nordische Ungeheuer auszeichnen will — ob es gleich hier nicht weniger kalt ist, als am Thüringer Walde — aber diese gehaltlosen Worte bekommen erst eine Bedeutung, wenn man sie mit Katholik und Protestant vertauscht; Ausdrücke, die man sich nur noch scheut als Parteinamen auszusprechen. Darum werden denn auch die Schwaben unter die Norddeutschen geworfen, in so fern sie Protestanten sind; und selbst ein protestantischer Professor aus Regensburg wird als solcher bezeichnet, um seine vermeinten Vorurtheile in das rechte Licht zu setzen. In den Einrichtungen der Schulen war noch viel Mönchisches, wie denn

auch die Mehrzahl der Lehrer aus gewesenen Mönchen bestand; der Wismairische Schulplan war noch in voller Kraft; das Studium der alten Sprachen lag darnieder, und war vom Katheder herab der Verachtung Preis gegeben worden. Da stand ich also auch wieder isolirt, und meinen Collegen in doppeltem Verhältnisse unangenehm. Ich trieb indeß mein Geschäft mit redlichem Eifer, und gewann doch allmählig eine kleine Zahl, die ich auch durch Privatumgang dem vernachlässigten Studium befreundete; und ich kann mit Vergnügen sehn, daß sie ausdauern. Seit Kurzem ist ein neuer Schulplan eingeführt, der, wenn er besteht, die Studien gewiß zu größerer Gründlichkeit führen wird; für jetzt findet er noch, wie alles Neue, vielen Widerstand, selbst bei denen, die sich am lautesten gegen den Wismairischen Plan erklärt hatten. Dasselbe aber würde auch anderwärts mehr oder weniger geschehn; denn wo wird das Schulwesen nicht, selbst von der Unwissenheit, bekrittelt? und wo gibt es nicht Lehrer, die jede Neuerung hassen, die sie aus ihrem gewohnten Gleise reißt? Dieß wird sich hoffentlich legen; der Lehrstand wird sich

bessern, und man wird endlich in Schutz nehmen, was man jetzt verbannen möchte."

„Meine Verhältnisse zur Akademie sind sehr einfach. Aber auch hier ist viel Antagonismus, nicht wissenschaftlicher, sondern persönlicher. Dieß hindert natürlich den gedeihlichen Fortgang, trotz der Bemühungen der wackern Vorstände, gegen die aber gerade, aus sehr begreiflichen Gründen, die meisten und schärfsten Pfeile gerichtet sind."

20. Die Akademie der Wissenschaften befeindet.

20) Ueber diese Angriffe berichtet Lorenz Westenrieder in der Geschichte der bairischen Akademie der W. 1. Th. S. 191. und aus ihm J. von Yelin in einer Schrift, die den Titel führt: Die Akademie der W. und ihre Gegner. S. 6. ff. „Kein Schimpf- und Spott-Name war zu niedrig, um nicht damit auf der Kanzel und in öffentlichen Schriften die Akademiker zu belegen, und wo immer damals irgend ein auffallender Fehler gemacht, oder eine nicht beliebte Aenderung in was immer für einer Sache getroffen seyn mochte, so mußte die Akademie Theil daran genommen, und wo sich eine schlimme Folge

einer unschicklichen Anstalt, oder sonst ein Unglücksfall äußerte, so konnte wieder Niemand als die Akademie die Veranlassung dazu gegeben haben. Noch im Jahre 1780 schrieb der P. Sautermeister sein Pasquill: „Die baierischen Hieseln in ihrem gelehrten Frosch- und Rattenkrieg," wo er S. 43 sagt: Baiern habe seit der Entstehung der Akademie lauter Schöpse und Dummköpfe aufzuweisen. — Ihre Abhandlungen, gar wenige ausgenommen, sind nur für Käsekrämer gedruckt worden."

„Das große Klagelied, daß die Akademie zu viel koste, und nicht praktisch wirke, fing schon im Jahre 1761 an. Hören wir den damaligen Beichtvater des Churfürsten Daniel Stadler sprechen! In einem Briefe d. d. Nymphenburg 19ten Aug. 1761 schrieb er an den Leibmedikus und Akademiker von Wolter: „agnosco, sumtus sane nimium pretiosos fieri in Astronomiam patriae nostrae prorsus inutilem." und in Beziehung auf den Mathematiker Lambert, damals in Augsburg, später Mitglied der Akademie in Berlin, wo er 1777 starb, „non adeo bardi sunt Bavari, ut Suevo Astronomo indigeant et heterodoxo."

Ganz in demselben Sinne legte im Jahr 1822 den 20sten April der Präsident Freiherr von Weinsbach in der Ständeversammlung seinen bösen Willen gegen die Akademie mit einer Unwissenheit an den Tag, die bei einem Vereine von Gesetzgebern und Staats-Reformatoren des 19ten Jahrhunderts das allergrößte Erstaunen erregen muß. „Alle Ausgaben, die nicht nothwendig sind, sagte dieser moderne Zaleukus in der Deputirten-Cammer, müssen ohne Rücksicht eingezogen und gestrichen werden. Eine Gesellschaft der Gelehrten, Akademie der W. genannt, verfehlt den Zweck ihres Daseyns. — Die ältere A. der W. in Baiern kostete nur 5000 fl. und doch hat sie mehr Nützliches geleistet. Ihre monumenta boica sind ein wichtiges*) Ehrendenkmal ihrer hohen Gelehrsamkeit und Wissenschaften. Dagegen die egyptischen Pyramiden, die Memnonssäulen, die Völker der Samothrazen, die nicht mehr existiren, die Inschriften von Rosette, die plastische Kunst der Griechen**) und dergleichen Hieroglyphen

*) Im Protocoll steht winziges, wahrscheinlich statt wichtiges oder einziges.

**) Die von dem gelehrten Freiherrn hier angeführten

nicht mehr dem Zeitgeiste angemessen sind, sie wirken nicht mehr gemeinnützig, sie hören auf wichtig für ein bairisches Institut zu seyn."

21. Unächter Patriotismus.

21) Solche Aeußerungen der an sich sehr lobenswerthen, aber nur allzu oft misverstandenen Vaterlandsliebe legt Lorenz von Westenrieder in seiner Denkrede auf den Hofgerichts-Canzler Carl Albert von Vachiery dem im Jahr 1807 verstorbenen, von ihm hochgefeierten Manne in den Mund. Hier heißt es unter Anderm S. 26. „Wenn er einmal in einen ungewöhnlichen Eifer gerieth, Unmuth seine Augen, und beflügelter Ausdruck seine Worte belebte: so geschah dieß, wenn jemand die Achtung für die Akademie und für Baiern bei Seite setzte, wenn ein Ausländer seine Heimath auf Kosten der unsrigen rühmte — In diesem Falle behauptete

---

Beispiele beziehen sich auf Wiebekings Abhandlung über den Einfluß der Baukunst auf die Civilisation eines Volks. Schellings Abhandlung über die Gottheiten von Samothrace. Schlichtegrolls Vorlesung über die Inschrift von Rosette, und Thiersch's Geschichte der plastischen Kunst der Griechen.

er, daß die Akademie bei ihrem ganz unbeträchtlichen Einkommen von jährlichen 5000 fl. und in ihren Lagen ungleich mehr als erwartet werden konnte, gethan, daß das bescheiden schweigende Baiern mit jedem deutschen Lande gleichen Gehalts und Inhalts nicht nur stets gleichen Schritt gehalten, sondern daß es an litterarischen, bürgerlichen und militärischen Tugenden gar viele Länder, wo das Selbstloben zu Hause ist, keineswegs zu beneiden, noch weniger ihre gepriesenen Beispiele, als Muster, nachzuahmen habe."

22. Moralische Verleumdung der Norddeutschen.

22) So heißt es in einer bairischen Zeitschrift, der Morgenbote betitelt (vom Jahr 1809), S. 270. „Der Grundzug des süddeutschen Characters ist Kraft, der des norddeutschen Schwäche. Daher bei jenen: Ausschweifungen im Genuß der Liebe und andere sinnliche Vergnügungen, kriegerischer Geist, Herzensgüte, Offenheit. Bei diesen: Onanie, Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht. — Schon im Wuchs und in der Sprache hat die Natur diese Charakter-Verschiedenheit klar ausgedrückt." Etwas weiterhin

S. 277. gibt sich auch der Religionshaß als Grundlage jener erbaulichen Schilderung des Norddeutschen kund: „Komischer ist in der Welt nichts anzusehn, als ein verliebter oder deutschtanzender Lutheraner. Diese auf dem sonst so kalten Gesichte ausgedrückte, unglückliche Ahnung des Widerspruchs mit sich selbst, dieser in tausend linkischen Bewegungen sich äußernde Streit zwischen der gröbsten Sinnlichkeit und der listigsten Heuchelei; zwischen angebohrner Steifheit und ausbrechen wollendem Muthwillen, zwischen pedantischem Stolze und dem Gefühle der eignen Erbärmlichkeit ... Nein, ein solcher Anblick ist der größte Triumph für einen guten Katholiken."

Die abgeschmackte und feindselige Entdeckung eines radicalen geistigen Unterschiedes zwischen Gegenden und Klimaten fand schnell Eingang in die Zeitungen; zunächst in den Kameral-Correspondenten (1809. no. 113.) und in die Allgemeine Zeitung (1809. no. 281.). Gegen diese erschien eine schlagende Abfertigung in der Schrift: Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland. München. 1809. von Fr. Thiersch;

die mit den Worten schließt: Bei der hohen intellectuellen Einheit der Nation war jene durch kleinliche Leidenschaft ganz neugeschaffene, auf willkührliche Annahmen gebaute Scheidung der deutschen Völker und der Deutschheit, die der Hass erdichtete, um zu entstehen, und den Verstand todtschlug, um zu leben, die den deutschen Geist nach Breitengraden abmass, und das Gemüth nach Wärmemessern auswog, die das Reich der Ideen durch Berge trennte, und die Genialität nach den Weltgegenden absteckte — ein solcher Popanz, zum Ziel des Parteihasses, der Verachtung, der Verfolgung aufgestellt, war wohl kaum des Fusstosses werth, der ihn über den Haufen warf, um dem Scandal ein Ende zu machen.

23. Politische Verleumdungen.

23) Die schlimmsten und gefährlichsten Anklagen wurden auch zu Davoust's Ohren gebracht. Als dieser einstmals mit dem Kaiser und dem Könige von Baiern zusammen war, sagte er zu dem letztern: Sie haben einen gefährlichen Mann in München, den Präsidenten der Akademie, Jacobi. — Ich habe

ihn, antwortet der König, immer als einen braven und rechtschaffnen Mann gekannt. — Man sagt es doch, erwiedert Davoust. — Bah, fällt Napoleon ein, on dit tant de choses! — Dieß hat der König nach seiner Rückkehr von Wien mehrern erzählt.

Der französische Gesandte, Graf Otto, war Jacobi's persönlicher Freund. In der Zeit der Aufregung sagte er zu ihm: Beobachten Sie die größte Vorsicht. Ich könnte sonst, wie sehr ich Ihr Freund bin, eines Tages genöthigt werden, Sie zu deportiren.

24. Ueber Sinn und Absicht einiger Stellen der zu München erschienenen Flugschrift: „Die Plane Napoleons und seiner Gegner."

> . . . . . . hic stilus haud petet ultro
> quenquam animantem, et me veluti custodiet ensis
> vagina tectus: quem cur destringere coner,
> tutus ab infestis latronibus? o pater, o rex
> Juppiter, ut pereat positum rubigine telum,
> nec quisquam noceat cupido mihi pacis!

24) Die Flugschrift, welche während des Krieges zu München unter dem Titel:

Die Plane Napoleons und seiner Gegner, besonders in Teutschland und Oesterreich. 1809. 71 S. 8.

erschienen ist, enthält mehrere gehässige Invectiven gegen ganze Stände und Confessionen, welche bekannter zu werden verdienen, als sie bis jetzt geworden zu seyn scheinen.

Es wäre verdienstlich gewesen und lobenswerth — wenn es der Verfasser vermocht hätte — das, was die erste Hälfte des Titels verspricht, mit redlichem Sinne auszuführen; das innere Wesen der grossen Plane Napoleons aufzudecken, die Gegenwart aufzuklären, die Zukunft zu enthüllen; und auf diese Weise die geblendete, oder verführte, oder befangene Mitwelt zu belehren und zu beruhigen. Hierzu wäre aber freilich etwas mehr erfordert worden, als eine bequeme Compilation von Reden und Aussprüchen des französischen Kaisers, die er in Fischers bekannter Sammlung vor sich fand, oder ein flüchtiges Flattern auf der Oberfläche. Was jedermann wissen und sehen kann, brauchte nicht geschrieben zu werden; aber es ist schon nicht zu erwarten, daß jeder der zahllosen Schreiber, welche die Ereignisse des Tages erzeugen, an Seherkraft, Tiefe und Beredtsamkeit ein Johannes Müller sey. Diese Eigenschaften also möchten auch immer diesem Verfasser erlassen werden, nicht aber die Anforderung einer würdigen Absicht, die ihn, bei dem Reichthum des Gegenstandes, auf jede Weise höher gehoben haben würde, als er jetzo steht. Dann würde aber der zweite Theil seiner Schrift — ihm der Haupttheil *) — entweder gar nicht entstanden, oder doch auf eine andere und edlere Weise behandelt worden seyn. Standen die Gegner des französischen Kaisers, wie Oesterreich, mit den Waffen in der Hand gegen ihn, so konnte ihre Bekämpfung seinem tapfern Arme überlassen werden; der Hülfe der anonymen Feder bedurfte es nicht. Stritten sie aber mit Worten und Meinungen, wie klein und unwürdig war es da, diesen geringfügigen Krieg mit den größten Gegenständen in Verbindung zu bringen, oder sich einzubilden, daß eine armselige Schrift, welche die Gesinnungen der Gegenredner an das Licht zöge, etwas in der Wagschale des Schicksals wiegen würde. Kein Irrthum widersteht der Wahrheit, die sich [illegible]cha-

*) In dem Morgenboten, 1. Th. 2. St. wird die zweite Ausgabe, welche zu Straßburg erschienen seyn soll, nur unter dem Titel: Die Gegner der großen Plane Napoleons angeführt.

ten verkündigt; es konnte also immerhin den Strahlen der Sonne überlassen werden, die Nebel zu zerstreuen, die, ihr unschädlich, in niedern Gegenden wogen mögen. Noch nie hat der Rauch eines Schornsteins das Gestirn des Tages, oder eine irrige Meinung die Wahrheit weltkundiger Thaten ausgelöscht.

Indeß ist es ohne allen Zweifel nützlich und oft pflichtmäßig, den Irrthum zu bestreiten, und der Wahrheit den Weg zu bahnen. Jeder Mensch, vorzüglich aber der Schriftsteller, soll ein Priester der Wahrheit, seine Brust soll der Tempel dieser Göttin seyn. Nur muß dieser Tempel durchaus rein und unbefleckt seyn von Haß, Misgunst und Verfolgungssucht. Der Schriftsteller also, welcher jede verschiedene Meinung zum Irrthum, jeden Irrthum zum Verbrechen stempelt; welcher denunciirt, statt zu widerlegen; mit anonymen Angaben die Ohren der Mächtigen belästigt; Mistrauen pflanzt zwischen dem Herrn und dem Diener — der misbraucht das heilige Vorrecht der Schriftstellerei; der setzt die Lüge auf den Altar der Wahrheit, und wandelt sich aus einem Priester in einen Meuchelmörder um.

Solchen Bestrebungen entgegen zu treten, und die blutige Fackel der Verketzerungssucht, die, religiös oder politisch, immer gleich verabscheuungswürdig ist, auszulöschen, ist für einen jeden, dem die Ehre des Vaterlandes und des ehrwürdigen Standes der Gelehrten am Herzen liegt, eine heilige Pflicht. Nicht Personen gilt es hier, oder äußeren Vortheilen, sondern der Sache. Die Unschuld darf oft zu Verleumdungen schweigen. Wenn aber die Verleumdung sich als allgemein geltendes Urtheil constituiren will, und das verachtende Schweigen als Verstummen der Schuld deutet, und den Wohlwollenden und Unparteiischen die unvertheidigte Unschuld wie ein Verbrechen darstellt, dann darf keine Zunge mehr schweigen, welche die Wahrheit zu verkündigen vermag, und jede Feder muß sich in ein Schwerd wandeln, um die wachsenden Häupter der Hyder zu vernichten.

In dem gegenwärtigen Falle ist nicht sowohl die Rede von einer Vertheidigung, als von einer Anzeige. Die Vertheidigung hat der anonyme Verfasser unnöthig

gemacht. Seine Anklagen sind allgemein, und ihre Allgemeinheit ist ihre Widerlegung. Es ist genug, daß sie laut werden, um zu verstummen. Aber laut müssen sie werden. Es liegt Deutschland daran, zu erfahren, daß es Schriftsteller gibt, welche die blutige Tochter der Schreckenszeit, die Verketzerungswuth, von neuem aus ihrem Schlummer zu wecken suchen, und daß Gelehrte die Fackel der politischen Inquisition gegen Gelehrte schwingen. Es liegt ihm daran, diejenigen zu kennen, welche eifrig bemüht sind, das Band des Wohlwollens und Vertrauens zu zerreißen, das so eben erst die verschiedenen Confessionen von Deutschland zu umschlingen versprach: welche alte Parteinamen, die unter Gebildeten vergessen schienen, geflissentlich erneuern, und neue schmieden, um an ihnen den Parteihaß zu nähren und groß zu ziehn; welche unter der Hülle ihres philosophischen Mantels die Waffen des Obscurantismus verbergen, welche endlich ohne Glauben an Gott und die Wahrheit, an den Altären von beiden laut ihre Stimmen erheben, im Innern aber der Laverna huldigen*).

Hinlänglich schon spricht sich in dem Abschnitte von der Opposition der Ultra-Aristokraten der Geist des Verfassers in den allgemeinen und unerweislichen Anklagen aus, die er gegen den Adel in Deutschland schleudert. Der Adel, heißt es S. 41, stoße in die Posaune des Krieges, um seine verhaßten Vorrechte zu behaupten; trete laut in Oesterreich und ganz leise in den rheinischen Bundesstaaten auf, überall gleich giftigen Rath in die Ohren der Mächtigen gießend. „Sie verschmähen es nicht, — fährt er fort — mit den niederträchtigsten Spionen und Söldlingen Englands in Bund zu treten, und wären sie nicht selbst zum Meuchelmord zu feige, so wäre längst schon das größte Verbrechen, dessen Menschen jetzt fähig seyn könnten, verübt worden."

*) Jane pater, clare, clare quum dixit Apollo,
Labra movet, metuens audiri: pulchra Laverna,
Da mihi fallere, da justo sanctoque videri!

Mit welchem Namen soll man solche Anklagen belegen? Wo giebt es einen genügenden Ausdruck des Abscheu's gegen eine solche, ihrer Natur nach unerweisliche, gräßliche Beschuldigung, in solchen Zeiten und unter solchen Umständen ausgesprochen?

Von gleicher Art sind die Anklagen, welche in dem Abschnitte von der Opposition der Fanatiker gegen die Priester und Religionslehrer aller christlichen Confessionen erhoben werden. Nachdem der Verf. hier aus einer Proclamation des Kaisers an die ägyptische Armee (den 21. Juni 1797) die Worte angeführt hat: Ne contredisez pas les Mahométans. Agissez avec eux, comme nous avons agi avec les Juifs et les Italiens. Ayez des égards pour leurs Muftis et leurs Imans, comme vous en avez eu pour les Rabins et les Evêques. Ayez pour les cérémonies que prescrit l'Alcoran, et pour les Mosquées la même tolérance, que vous avez eue pour les Synagogues, pour la réligion de Moyse, et de Jesus-Christ — fährt er in seinem eignen Stile fort: „Welcher Mißklang in den Ohren der christlichen Priester von gewöhnlichem Schlage, wenn man Moskeen, Klöster und Synagogen, Muftis, Rabiner und Bischöfe in eine Klasse wirft!"

„Doch das hätten noch viele ertragen, denn gegen Nicht-Christen sind sie toleranter, als gegen Christen von einer andern Konfession. Das aber werden die protestantischen Geistlichen nicht vergessen, daß Napoleon die katholische Religion der ihrigen vorzieht, daß er sie für konsequenter hält, und daß er sie öfter als einmal öffentlich über alle andere erhob. (Im discours aux prêtres de Lyon 1803. in der lettre de l'Empéreur à son Ministre des cultes du 5. Mai 1807. in der lettre à M. M. les Archevêques et Evêques de France du 28. Mai 1807.) — Es ist ihnen ein Gräuel, daß er mit allen Gliedern seiner erhabnen Familie sich zum katholischen Glauben bekennt."

„Es wäre hierüber noch vieles zu sagen, besonders von den borussirenden und anglomanen Gelehrten in Deutschland. Aber ich halte es für überflüssig. Napoleon kennt ihre geheimen Machinationen, und, wenn

es Zeit ist, wird er die Missethäter zur Rechenschaft ziehn.“

Die letzten Zeilen dieses Abschnittes, die rhetorische Wendung, durch welche die Gelehrten mit den religiösen Fanatikern auf eine höchst unerwartete Weise in Verbindung gesetzt werden, die Flüchtigkeit selbst, mit welcher das Urtheil zugleich mit der Anklage ausgesprochen wird — alles das, ja jedes Wort und selbst die gesperrte Schrift, spricht laut und vernehmlich die Absicht des Verfassers aus. So klagt er sich selbst lauter an, als er seine Gegner verklagt. Was er von diesen behauptet, unterliegt einem Beweise, welcher nie geführt werden kann; was er thut, steht mit klarer Schrift vor den Augen der Welt.

Zuerst ein Wort über die freche Anklage gegen die protestantische Geistlichkeit. Die Randanmerkung spricht von Priesterschaft, dergleichen es unter deutschen Protestanten nicht giebt. Diese Geistlichkeit bildet keinen abgesonderten privilegirten Körper im Staat; sie fließt in allen Rücksichten mit der übrigen Gesellschaft zusammen, und theilt ihre Meinungen. Wenn also in der Denkungsart der protestantischen Geistlichkeit irgend etwas ist, was Antagonismus gegen Napoleon heischt, so muß dieses in so fern allen Protestanten gemein seyn. Die Anklage muß also auf alle Individuen aller protestantischen Parteien in allen Ländern ausgedehnt werden. In dieser Allgemeinheit wird sie auch erst des Verfassers werth. Er muß sich kurz und gut entschließen, alle Protestanten als Fanatiker d. h. als unverbesserliche Unterthanen*) vor dem Throne des französischen Kaisers anzuklagen.

*) Le fanatisme n'est pas une erreur, mais une fureur aveugle et stupide, que la raison ne retient jamais. L'unique secrèt pour l'empêcher de naître est de contenir ceux qui l'excitent. Vous avez beau démontrer à des fous que leurs chefs les trompent, ils n'en sont pas moins ardens à les suivre. Que si le fanatisme existe une fois, je ne vois encore qu'un seul moyen d'arrêter son progrès; c'est d'employer contre lui ses propres armes. — Il ne s'agit ni de raisonner

Diesen Schritt zu einer grössern Consequenz hat er auch in der That nicht gescheut. In der zweiten Ausgabe der Plane Napoleons, die uns durch einen weitläuftigen Auszug des Morgenboten (1. Band 2. Heft) bekannt worden, heißt es jetzt:

„Es ist ihnen ein Gräuel, daß er mit allen Gliedern seiner erhabenen Familie sich zum katholischen Glauben bekennt, und daß dieser nunmehr überall den Sieg davon trägt über ihr Bekenntniß, das sie schon auf dem ganzen Erdenrund triumphiren zu sehen glaubten. Kurz, sie verabscheuen jetzt den grossen Napoleon, wie ehemals den Pabst."

„Aber nicht blos die Geistlichkeit, nein, die ganze lutherische Sekte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anfeindet. Sie hat einen grossen Bund geschlossen, welcher intoleranter und fanatischer zu Werke geht, als die Juden."

„Dieser Bund, welcher größtentheils aus norddeutschen Gelehrten besteht, glaubte wirklich auf dem Punkte zu seyn, den von dem Geiste der Zeit längst schon überbotenen Protestantismus unter allerlei Formen allenthalben eingeführt zu sehen. Noch jetzt ist er in mehreren Ländern damit beschäftigt, sein kühnes Vorhaben auszuführen. Die Plane Napoleons sind diesen finstern Kabalen hinderlich, und daher die unbändige Wuth der Protestanten gegen den französischen Kaiser."

„Ausserdem sind die Protestanten durch Gleichheit der Konfession aufs engste mit den Engländern verbunden, und das Interesse dieser Nation muß auch

ni de convaincre; il faut laisser là la philosophie, fermer les livres, prendre le glaive et punir les fourbes. J. J. Rousseau lettre à d'Alembert. — Sobald es also dem Verf. gelingt, den Fanatismus der Protestanten zu erweisen, so nehme er selbst das Schwerd, und richte diese verruchte Sekte, welcher er schon — ein zweiter Caligula — Einen Hals gegeben hat. Nur keine Hinrichtung, vor geführtem Beweise!

das ihrige seyn. Wenn England fällt, so verlieren sie ihre größte Stütze, besonders seit Preußen nichts mehr für sie thun kann."

„Was kann man nun Gutes von Menschen erwarten, denen das Interesse Englands auf das Gewissen gebunden ist, und die ihr Heil nur von dem allgemeinen Feinde der Menschheit zu erwarten haben!"

„Es ist nicht ihre Schuld, daß wir nicht in Deutschland schon Dragonaden erlebt haben, wie in Irland. Da sie aber dort die Körper der Katholiken nicht bezwingen können, so suchen sie die Geister in Fesseln zu schlagen durch Schulordnungen*) und literarischen Despotismus."

„Aller Anstrich einer großen Geistesbildung hindert die protestantischen Gelehrten nicht, den ungerechtesten und leidenschaftlichsten Gesinnungen Platz zu geben."

„Wenn man den ausgelassensten Tadel, und die gräulichsten Verwünschungen gegen die Einrichtungen Napoleons hören will, so gehe man nur in eine ächt lutherische Cotterie. Dort wird man eine geheime Allianz vorbereiten sehen zwischen dem Pabst und den Söhnen Luthers, die ein würdiges Gegenstück zu dem ehemaligen Bündnisse des Pabstes mit den Türken bildet. Und wenn einst dem französischen Kaiser ein Unglück begegnen sollte, so würden wir das seltsame Schauspiel erleben, diese Fanatiker auf öffentlichen Marktplätzen mit einander tanzen zu sehen, wie die Studenten und Pfaffen zu Salamanca!"

„Dieser protestantische Bund ist sehr ausgebreitet. Er hat sogar angefangen, sich mit einigen katholischen Fanatikern in Verkehr zu setzen. Daß er sich für Oesterreich verwendet, sehen

---

*) Es ist in der That eine neue, des Verfassers vollkommen würdige Entdeckung, daß protestantische Schulordnungen die Geister in Fesseln schlagen. Wahrscheinlich sind es also die jesuitischen, die er, als befreiende, zurückwünscht. S. Anhang.

wir noch täglich. Es sind aber Beweise vorhanden, daß er diese Nation aufs schändlichste hintergehe, **und den Krieg nur für sich benutzen wolle.**"

„Dessen ungeachtet genießt diese lutherische*) Liga noch in manchen Staaten**) einen ausgezeichneten Schutz. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man dort die Schuldigen vertheidigen werde. Man wird die schönsten Phrasen declamiren über die Erhabenheit großmüthiger Gesinnungen, und über die Niederträchtigkeit der Angebungen***). Man wird die Fürsten glauben machen wollen, daß sie am besten thun, den Mantel der christlichen Liebe zu hängen über alle aufrührerischen Machinationen†), die, wie man behauptet, nur Sache der Meinung sind, und in Zukunft nichts mehr schaden können."

„Aber diese großmüthigen Beschützer††) verrathen dadurch ihre eigenste innerste Gesinnung, und werden vielleicht selbst noch einer Protektion bedürfen bei einer Regierung, welche alles durchschaut, und die geheimen Kabalen derjenigen zu bestrafen wissen wird, die gegen sie und ihre Armeen conspirirt haben."

---

*) Warum immer nur lutherisch und Lutheraner, und nicht mehr Protestant überhaupt? Man sollte meinen, daß dem Verf. gerade die Nähe einiger Lutheraner beschwerlich wäre, und daß er eine Stadt ansteckte, um sein Ey bei den Flammen zu sieden.

**) In welchen? Der Verf. nenne die Staaten, die er zur Intoleranz auffordert! Und welche sind die ihm angenehmern, die nicht zu den manchen Staaten gehören?

***) O Gewissen, wie mächtig ist deine Stimme! wie unerbittlich dein Gericht!

†) Gewiß nicht! Vielmehr werden die Verleumdeten Untersuchung fordern, damit die ganze alberne Lüge von einem norddeutschen Bund, einer lutherischen Liga an den Tag komme, und Schande auf das Haupt derer falle, die sie ersannen.

††) Die Urheber der Toleranz-Edikte und die aufgeklärten Feinde des Sektengeistes.

Diese merkwürdige Stelle bedarf keines Commentars. So häufen nur wüthende Delatoren ihre Beschuldigungen auf die Häupter derer, die sie verderben wollen. So hat zu allen Zeiten der Abschaum der Demagogen den staunenden und leichtgläubigen Pöbel durch gehässige Namen zu verführen gesucht. Die Widersprüche ihrer Beschuldigungen kümmern sie nicht. Sie wollen nicht Gericht und Urtheil, sondern Aufruhr und Mord.

Wir kehren auf unsern Weg zurück. Fanatiker, unheilbare Fanatiker sollen die Protestanten seyn, sie sollen den französischen Kaiser hassen, weil er in dem Glauben seiner Väter lebt! Aus welchen Grundsätzen der protestantischen Confession geht dieses hervor? — Gesetzt aber, es gienge eben so gewiß aus ihnen hervor, als es nicht thut, was dann weiter? Ist denn nothwendig alles, was aus der Constitution eines Staates, den Statuten einer Corporation, den symbolischen Büchern einer Gemeinde logisch gefolgert werden kann, darum auch factisch vorhanden? Ist es in allen Gliedern des Staates, der Corporation, der Gemeinde vorhanden?

Ja! sagen die Inquisitoren, die Jesuiten- und Insurrections-Riecher, und die Angeber! Nein! ruft die Geschichte, die tägliche Erfahrung und jeder rechtliche Mann. Aber immerhin mögen die erstern Recht behalten: die Grundsätze der lutherischen Confession, so wie jeder andern protestantischen, brauchen das Licht des Tages nicht zu scheuen.

„Die protestantische Religion, sagt Jean Jaques, ist tolerant aus Grundsatz: sie ist es ihrem ganzen Wesen nach; sie ist es so sehr, als es nur möglich ist: denn das einzige Dogma, das sie nicht tolerirt, ist das der Intoleranz." Und dieser Religion soll es ein Gräuel seyn, daß der französische Kaiser und seine erhabene Familie dem Glauben ihrer Väter huldigt? Sie sollen eine unbändige Wuth gegen ihn hegen, weil er ihren Kabalen, ihrer Proselytenmacherei in dem Wege stehe? sie sollen ihn so arg hassen, wie vormals den Pabst? — Der Verfasser, nur auf seinen Zweck erpicht, mag immerhin nicht wissen wollen, was in den Kirchen und Schulen der Protestanten gelehrt wird; aber viele

seiner Glaubensgenossen wissen es, und die stummen Blätter der Geschichte reden lauter, als er. Mehrere protestantische Länder haben katholische Fürsten gehabt, und haben sie noch. Einige dieser Fürsten sind von dem Glauben ihrer Väter abgetreten, um sich der katholischen Kirche in die Arme zu werfen; sie haben also aus freier Wahl den Glauben ihrer Unterthanen dem ergriffenen Glauben nachgesetzt. — Wann aber hat je eines dieser Völker darum seinem Herrn weniger Treue bewiesen? Wann hat es sich seinen Pflichten entzogen? Wann hat es nicht Gut und Blut zur Vertheidigung des Thrones aufgeopfert? Was wir erzählen, sind keine Mährchen aus alter Zeit. Seit länger als hundert Jahren bis auf diesen Tag hat Sachsen, der Mittelpunkt des Protestantismus in Deutschland, die unerschütterlichste Treue gegen seine katholischen Fürsten, und dem regierenden Hause überhaupt auf alle Weise die rührendste Liebe und Anhänglichkeit gezeigt. Unter einer nichts weniger als väterlichen Regierung blieben dennoch die protestantischen Hessen dem katholisch gewordenen Landgrafen Friedrich getreu; wie die Würtemberger in demselben Falle dem Herzoge Carl. Nie hat die Geistlichkeit jener Länder das Volk in diesen Fällen zu etwas anderem, als zum Gehorsam aufgefordert; nie hat sie die Fahne der Empörung aufgesteckt, nie das Schwerd umgegürtet, oder das Kreuz des Herrn zum Panier des Aufruhrs gemacht. Sie hat nie eine politische Partei genommen*). Wie glücklich wäre Europa,

*) Daß die Protestanten auch unter katholischen Herrn und in katholischen Ländern treue und loyale Unterthanen seyen, bezeugte ihnen der französische Kaiser in der Antwort an die Deputation der Genfer Geistlichkeit (den 7. December 1804): Je saisis, sagte er, avec empressement cette occasion de leur temoigner, combien j'ai toujours été satisfait de tout ce qu'on m'a rapporté de la fidélité et de la bonne conduite des pasteurs et des citoyens des différentes communions protestantes. Auch im Jahr 1803 fand die Regierung unter den Nichtkatholischen des citoyens éclairés, defenseurs connus de l'ordre public, de la liberté

wenn dasselbe von dem Clerus aller christlichen Confessionen behauptet werden könnte!

Noch eine nahe Erinnerung drängt sich uns hier auf, die für die Wohlgesinnten da stehen mag; denn für den Verfasser schreiben wir nicht. Als der politische Fanatismus der französischen Empörer Schwärme von katholischen Priestern nach Deutschland trieb, und ihnen keine Freistatt gegönnt, ja kaum das Leben verziehen ward; als diese Unglücklichen von den siegreichen Heeren ihrer Glaubensgenossen, die in dem Schooße derselben Kirche erzogen, von dieser nämlichen Priesterschaft oft Trost und Vergebung ihrer Sünden empfangen hatten, mit bitterem Hohn und unschonender Grausamkeit von einem Asyl zum andern gejagt, auch in protestantischen Ländern Schutz und Obdach suchten; sind sie da ihres Glaubens halber angefochten, mit Parteinamen beschimpft, oder auf irgend eine Weise fanatisch behandelt worden? Fraget sie selbst! Fraget, wie viele von ihnen in den dürftigen Hütten protestantischer Landpfarrer (jener fanatischen Hasser alles Katholicismus) eine freundliche Aufnahme fanden, und eben wegen der treuen Anhänglichkeit an den Glauben geachtet wurden, der, wie der Verf. versichert, allen Lutheranern, insbesondere aber ihren Geistlichen, ein so großer Gräuel ist.

So viel von dem Fanatismus der Protestanten!

Aber auch die so rasch und unerwartet angeknüpfte Invective gegen die Gelehrten fordert ein kurzes Verweilen. „Es wäre hierüber noch vieles zu sagen, besonders von den borussirenden und anglomanen Gelehrten in Deutschland. Aber ich halte es für überflüssig. Napoleon kennt ihre geheimen Machinationen, und wenn es Zeit ist, wird er die Missethäter zur Rechenschaft ziehen.“ Merkwürdige, schreckliche Worte! Ein Me-

---

civile, et de la liberté réligieuse, aus denen man die Consistorien der nicht-katholischen Gemeinden bildete. S. Exposé de la situation de la république présenté au corps législatif le 22 Févr. 1803.

dusenhaupt auf der Binsengeflochtenen Aegide dieses furchtbaren Donnerers!

Wir müssen diese Stelle durch eine andere erläutern. S. 59 heißt es: „Durch sonderbare Paralogismen getäuscht, oder täuschen wollend, erheben jetzt eben die das größte Geschrei über Deutschheit, welche vormals alles angewendet, um sie zu unterdrücken. Was man uns jetzt aufbringen möchte, ist nur Norddeutschheit, eigentlich Borussismus und Anglicismus."

So ist es also ausgesprochen, das größte aller Verbrechen, die Norddeutschheit! Diese ist einerlei mit Borussomanie und Anglomanie; beides sind Missethaten, und die Norddeutschheit der Punkt, wo sich beide vereinigen. Wer also das Unglück gehabt hat, im nördlichen Deutschland gebohren zu seyn — in dem protestantischen, wie sich von selbst versteht — wer sich noch überdieß mit Gelehrsamkeit besudelt hat*), der darf für einen Missethäter gehalten werden, und kann seiner baldigen Bestrafung entgegen sehen.

Hier erscheint wiederum der wüthende Delator mit dem zweischneidigen Schwerde weitschichtiger Parteinamen.

Was mag er mit seinen borussirenden Gelehrten wollen? Wo sind die, welche unbedingt Partei für Preußen nehmen? Oder ist Preußens politisches System je ein Gegenstand unbedingter Bewunderung gewesen? Spricht der Verfasser auch von Preußens Gelehrten? Ist auch bei diesen die Liebe des Vaterlandes ein Verbrechen, eine Missethat?

Und was will er mit der Anglomanie? Zu allen Zeiten sind die politischen Meinungen in Deutschland, wie in der ganzen Welt, getheilt gewesen; sie werden es, mit des Verf. Erlaubniß, auch künftig seyn. Es mag

*) Bestimmt heißt es in dem oben aus dem Morgenboten angeführten Zusatze, die lutherische Liga bestehe größtentheils aus norddeutschen Gelehrten.

immerhin Leute in Deutschland geben, die für England gestimmt sind, wie es in England Leute giebt, die Frankreichs Sache in Schutz nehmen, und vielleicht auch in Frankreich einige, die, ohne Verräther zu seyn, manches Gute an England preisen. Ja, es mag Leute geben, die heute das eine, morgen das andere thun, wie auch wohl die Fürsten sich heute mit denen verbinden, gegen welche sie gestern die Waffen führten. Wo liegt hier das Uebel? Und wenn die Anglomanie, als Manie, ein Uebel ist, sind darum nur die norddeutschen Gelehrten mit dieser Krankheit behaftet? und nur die protestantischen?

Es wäre Unsinn, über solchen Unsinn mehrere Worte zu machen.

Aber der Verf. geht weiter, er thut nichts halb. Nicht unschuldige Meinungen sind es, die man beim Theetisch ventilirt; nicht ein harmloses Geschwätz über Zeitung und Politik ist es, dem er den Stab bricht; es sind strafbare Machinationen eines geheimen Bundes, welcher seine Norddeutschheit aufbringen, welcher die Unschuld verführen will.

Norddeutschheit ist, wie wir oben gesehen haben, in dem Sprachgebrauche des Verfassers mit Protestantismus synonym*); Norddeutschheit aufbringen, kann also nicht wohl etwas anderes heissen, als Protestantismus aufbringen wollen. Allerdings ein schweres Vergehen! Meinungen aufbringen ist überall sündlich; religiöse, ist verabscheuungswürdig. Wo aber geschieht denn das? Etwa da, wo Protestanten an katholischen Instituten lehren? Man zeige ihr Vergehen der Obrigkeit an, und fordere seine Bestrafung. Man beweise, aber man verleumde nicht. Ist aber vielleicht alles, was von Protestanten ausgeht, protestantisch? und sonach alles, was sie sagen

*) In der ersten Ausgabe seines Pamphlets mochte er sich noch schämen, dieses auszusprechen, in der zweiten war auch diese Schaam abgelegt, und die Anschwärzung des Lutherthums spielt hier ihre grosse Rolle.

und schreiben, mit ketzerischem Gifte getränkt? — O dann verschließt vor allen Dingen eure Buchläden, eure Bibliotheken und Lesezimmer, zündet Scheiterhaufen an, und übergebt die verbotenen Bücher des Index, ja, den Index selbst den Flammen, und jedes Blatt der protestantischen Schriftsteller, und wo möglich, diese Schriftsteller selbst. Und ihr, die, unbewußt dessen, was ihr thatet, so viel des heimlichen Giftes aus diesen Quellen getrunken habt, büßt eure unverschuldete Missethat durch rastlose Verfolgung eurer Verführer ab; bauet die Kerker der heiligen Inquisition wieder auf; stiftet Klöster, rufet die Mönche zurück, gebet den Königen Jesuiten zu Gewissensräthen, und dem Volke Capuziner zu Lehrern; büßet eure Schuld in Cilicien, schlafet auf Dornen, oder fastet auf Säulen, damit die Welt eure Buße sehe und über eure Frömmigkeit staune!

Ist aber die Anklage des norddeutschen aufdringlichen Protestantismus nicht auf religiöse, sondern auf politische Ansichten gerichtet, so frage ich: was hat der Protestantismus mit der Politik zu schaffen? Wenn man nothwendigerweise ein Feind Napoleons ist, weil er das protestantische England bekriegt, so muß ihn der Katholik nicht weniger hassen, weil er das katholische Oesterreich und Spanien besiegt, und durch die Säcularisirung des päbstlichen Gebietes der Hierarchie ihre mächtigste Stütze entzogen hat. Wo soll man bei solcher Consequenzmacherei stehen bleiben? Aber Englands Sache, betheuert der Ankläger, ist den Protestanten auf das Gewissen gebunden, weil England die einzige noch übrige Stütze des Protestantismus ist. Was soll das? Wozu bedarf der Protestantismus in unsern Tagen einer politischen Stütze? Ist die Freiheit der Gewissen gefährdet? Ueben nicht die Protestanten mitten in der Hauptstadt des französischen Kaiserthums ihre Religion ungehindert aus? Sind ihnen nicht eben daselbst alle Rechte katholischer Bürger eingeräumt, und zur freien Ausübung ihres Gottesdienstes Kirchen erbaut? Wird nicht ihre Theologie auf französischen Universitäten gelehrt? Was brauchen sie mehr? Sie sind fest überzeugt, daß die Dragonaden Ludwigs des XIV. das neunzehnte Jahrhundert nicht

beflecken werden; und daß keine giftigen Anklagen von geheimen Gesellschaften, die nirgends gehalten werden, einer lutherischen Liga, die nicht existirt, von wüthendem Haß und unbesieglicher Feindseligkeit, die ein abgeschmacktes Mährchen ist, die Gesinnungen des französischen Kaisers ändern werden, die er bestimmt und kräftig gegen die Genfer Geistlichkeit aussprach: „Man soll wissen — sagte er — daß es meine Absicht und mein fester Wille ist, die Freiheit des Cultus aufrecht zu halten. Das Reich der Gesetze endet, wo das Reich des Gewissens anfängt. Weder Gesetze noch Fürsten vermögen etwas gegen diese Freiheit. Dies sind meine Grundsätze, und wenn einer meines Geschlechtes mir nachfolgen sollte, welcher den Eid vergäße, den ich beschworen habe, wenn er getäuscht durch die Eingebungen einer falschen Gewissenhaftigkeit, ihn verletzte, so weihe ich ihn hiemit dem öffentlichen Tadel, und gebe Euch das Recht, ihn einen Nero zu nennen*).“

Was kann unter diesen Umständen, bei so klar ausgesprochenen und durch tausendfältige Handlungen bestätigten Grundsätzen, der Protestantismus von Frankreichs Monarchen fürchten? Was kann er hoffen von England? Doch immerhin möchte England einigen kleinmüthigen Protestanten eine Stütze scheinen. Ist es auch Oesterreich? Und doch hat, dem Ankläger zu Folge, die luthe-

---

*) Der Verf. führt diesen Ausspruch S. 14 verstümmelt und in einer falschen Beziehung an, um, was darin den Protestanten günstig ist, nicht sichtbar werden zu lassen. Ganz in demselben Sinn und ohne alle Zweideutigkeit sprach noch vor Kurzem (am 12. Dec. 1809) der Minister des Innern, Graf Montalivet, in der Versammlung des Corps législatif die Grundsätze des Kaisers aus: dans son respect pour les consciences, le gouvernement n'a pas dévié de la ligne qu'il s'était tracé. Ses principes sur la réligion ont eu leur application cette année, comme les années précédentes. — Il ne se borne pas à tolérer tous les cultes, il les honore, il les encourage. — Les réligions chrétiennes, fondées sur la morale de l'Evangile, sont toutes utiles à la société.

rische Liga auch mit Oesterreich einen Bund geschlossen!

Ja — um Oesterreich zu betrügen — setzt er (in der neuen Ausg.) hinzu. Es sind Beweise vorhanden, daß er diese Nation auf das schändlichste betrügen wolle.

Was dieser Mann alles weiß! Fürwahr ein heimtückischer, ein gefährlicher Mann, dem sich jede Thür, jeder Mund verschließen muß. Ein Horcher ohne Zweifel an Schlüssellöchern und Fenstern; denn woher wüßte er sonst, was doch wohl jeder zu verheimlichen sucht? Oder ein Verräther des erschlichenen, abgelockten Geheimnisses, oder, wenn das alles nicht wäre, ein boshafter Lügner.

Auch von Conspirationen der lutherischen Liga gegen die französische Armee weiß er.

Hier wäre jedes rechtfertigende Wort eine Erniedrigung!

Ein solcher Schriftsteller ist nicht einmal der Verspottung werth. Wir sehen ihn, wie Shylock, sein Messer wetzen, durstend nach dem Blute seiner Feinde, und verlassen ihn mit der Indignation, die ihm gebührt. Seine Anklagen sind ungereimt, bis zur Lächerlichkeit; seine Absichten aber boshaft bis zur Abscheulichkeit.

Indem wir die Feder niederlegen, tritt das Bild dieser Absichten uns noch einmal in seiner ganzen Häßlichkeit vor die Augen. Unter einem Volke, das sich der Verbreitung einer so großen Masse von Licht erfreut, das unter seinen zahlreichen Schriftstellern so viele edle Männer zählt, das mehr, als irgend ein anderes mit der Ueberzeugung erfüllt ist, daß Bildung nicht ohne Wissenschaft, Wissenschaft nicht ohne Freiheit der Meinungen gedeihen könne, wo dieser Grundsatz zu einem Glaubensartikel der Regierungskunst angenommen ist; wo man endlich aus bewährter Erfahrung weiß, daß der Gehorsam der Unterthanen durch nichts mehr, als durch die Freiheit der Meinungen und Gewissen gesichert wird, unter einem solchen Volke wagt es ein Schriftsteller, aus den Höhlen des Obscurantismus hervorzutreten, um, so viel an ihm liegt, der Freiheit der Gelehrten Ketten

zu schmieden; und schüttet mit beispielloser Verketzerungswuth, ein Füllhorn giftiger Anklagen gegen sie aus, um, wenn er es vermöchte, Inquisitionen zu veranlassen, die Mächtigen mit Mistrauen, die Leichtgläubigen mit Schrecken zu erfüllen, alle aber durch Parteihaß zu spalten. Er erdichtet Gesinnungen und Meinungen, welche ein ganzer Stand, ja eine weit verbreitete Secte hegen soll, stempelt diese Meinungen zu Verbrechen, und die, denen er sie aufbürdet, zu Missethätern, die er der Ahndung der höchsten Gewalt denuncirt. Es ist nicht sein Verdienst, wenn diese Anklagen ohne Erfolg bleiben, da er ja selbst den Regierungen droht, die jene, von seinem namenlosen Tribunal Geächteten schützen werden. Seine Angaben waren bestimmt für die Augen der Mächtigen und die Hände des Volks; und zu einer Zeit, wo diesem Volke durch unvermeidliche Ereignisse tausend Wunden geschlagen waren, sollten sie die Besorgniß des Einflusses eines geheimen, weit verbreiteten, conspirirenden Bundes erregen, und die Gemüther erbittern. Darum wurden sie, wie der Morgenbote und aus ihm einige Zeitungsblätter meldeten, in mehrere Sprachen übersetzt, und in mannichfaltiger Form wiederholt; aus der Einen giftigen Quelle haben sich viele Bäche ergossen. Was so oft und mit so großer Dreistigkeit wiederholt wird, gewinnt leicht das Ansehn der Wahrscheinlichkeit, und die wiederhallenden Echos der Einen Stimme werden leicht für eben so viele verschiedene Zeugen gehalten. So entsteht allmählig eine Art von Präscriptionsglaube, wenn keine Stimme der Protestation sich hören läßt. Auch darum sind diese Blätter geschrieben, nicht als Apologie, wo es keiner bedarf, nicht als Widerlegung ungereimter und unzusammenhängender Anklagen, die, wenn sie nur in das rechte Licht gesetzt werden, in Dunst zerfließen. Die Wahrheit wird ihren Weg finden!

Anhang.

Als die aufgeklärte, und für alles wahrhaft Gute eifrig bemühte Regierung des Königreichs Baiern durch die Studien-Section des Ministeriums des Innern den

in ganz Deutschland, am heftigsten aber in München selbst angegriffenen Schulplan vom Jahr 1804 reformiren ließ, und durch den neuen Plan die classische Litteratur, neben der Geschichte, der Mathematik und Philosophie, wieder in die gebührenden Rechte eingesetzt wurde, ließ der Freiherr Christoph von Aretin einige Blätter ausgeben, unter dem Titel:

Litteratur der Staatsgeschichte von Baiern, von Christoph Freiherr von Aretin. 1s Heft, (auf 18 Seiten 8.)

wo er sagt:

„Die Baiern sollen keine ausländische, und ja keine kosmopolitischen, am wenigsten nordländische Erzieher haben.“

und setzt in einer erläuternden Anmerkung hinzu:

„Die Norddeutschen (mit wenigen Ausnahmen) verachten und hassen die Süddeutschen*), glauben sich

*) Man muß selbst eine große Neigung haben, zu hassen, wenn man überall Haß präsumirt. Warum sollten die Norddeutschen einen Haß gegen die Süddeutschen hegen? oder womit haben sie ihn kund gethan? Einige leichtfertige Scherze, wie sie sich eine Provinz gegen die andere zu allen Zeiten erlaubt hat, sollen doch nicht als Beweise von Haß gelten? Haßt der Norddeutsche auch den Schwaben, oder gar der Schwabe sich selbst, wenn er die Blunders seiner Landsleute erzählt? Ist der Gascogner, der Normand, in Frankreich gehaßt, weil man sich erlaubt, über Gascogner und Normands zu lachen? Haßte auch Friedrich II. Süddeutschland, als er im Jahr 1779 Baiern gegen Oesterreichs Machinationen rettete? Oder muß man ihn zu den wenigen Ausnahmen zählen? Und wenn hat je ein norddeutscher Schriftsteller etwas über Süddeutschland ausgesprochen, das so gehässig wäre, als die eben den Norddeutschen gemachte Beschuldigung allgemeinen Hasses und allgemeiner Verachtung? oder als die oben aus dem Morgenboten angeführte der gröbsten Sinnlichkeit und der arglistigsten Heuchelei, die an jedem tanzenden Lutheraner erkannt werden soll? oder die einer conspirirenden Liga der ganzen lutherischen Sekte? oder — doch es wäre der oder

weit vor ihnen voraus, und werden nie den herzlichen, unbefangenen Sinn derselben zu fassen oder zu schätzen wissen. Wenn es ihnen gelingt, (wovor Gott sey) unsere üppige Lebensfülle mit ihrer nördlichen Kälte und Steifheit zu ersticken, so ist unser Vaterland unwiederbringlich zu Grunde gerichtet."

Höchst merkwürdig ist der Widerspruch, in welchem sich der Frhr. v. Aretin und seine ängstliche Besorgniß für den Untergang der baierischen Nationalität durch ein kosmopolitisches Erziehungs-System, mit einer Behauptung in den Planen Napoleons über denselben Gegenstand befindet. „Wie können Männer, heißt es in der letzten Schrift S. 60, die sich schon bis zur Theorie des Kosmopolitismus aufgeschwungen hatten, wieder zurückweichen zum Nationalismus? Es ist zwar ferne von mir, die Vaterlandsliebe gering zu achten, aber die Wendung, die unsere Bildung gegenwärtig genommen hat, entspricht nicht mehr allen ihren Forderungen. Jemehr sich die Nationen entwickeln, und aus dem Kerker ihrer Individualität heraus arbeiten, je unabhängiger sie werden von den beengenden Bestimmungen ihrer Lokalitäten und Urgebräuche, desto mehr nähern sie sich dem reinen und einfachen Typus der Menschennatur, desto mehr werden sie denationalisirt und dem Ideal ähnlich. So wie der einzelne Mensch nur durch den Opfertod der Individualität zur Himmelfahrt des Geistes gelangt, so auch die Nationen, und in diesem Sinne ist es, daß schon Montesquieu gesagt hat:

„Une conquête peut mettre les nations sous un meilleur génie."

„In diesem Sinne ist es auch, daß man sagen kann, in Napoleons System liegt ächte Deutschheit, d. h. Kosmopolitismus, denn es hat das von Deutschlands Philosophie erzeugte Princip zur Basis: Wenn Vernunft kein leerer Name seyn soll, so muß das Besondere dem Allgemeinen weichen." —

---

kein Ende, wenn wir alle ähnliche Anfälle aus den neuesten Schriften einiger baierschen Schriftsteller anführen wollten.

Eine solche Auflösung der Nationalität hatte der Frhr. v. Aretin nicht mit Unrecht für ein Uebel erklärt; er hatte S. 10 der angeführten Blätter zur Litteratur der Staatsgeschichte von Baiern, den Begriff eines vollendeten sittlichen Indifferentismus daran geknüpft; er hatte unter Anderm gesagt: „Ohne National-Einrichtungen werden auch unsere Baiern bloße Europäer bleiben. Man gebe also ihren Neigungen eine andere Richtung. Alsdann werden sie eine National-Physiognomie erhalten, die sie von andern Völkern unterscheiden, und ihnen die Lust benehmen wird, sich mit denselben zu verschmelzen. Zugleich wird ein Thatendrang in ihren Charakter kommen, der das gefährliche Spiel wechselnder Verordnungen ersetzen, und das Volk bewegen wird, das aus Neigung und gut zu machen, was es außerdem nur aus Zwang und schlecht machen würde. Auf solche Gemüther mag eine weise Gesetzgebung mit Kraft wirken. Man soll daher alle Mittel anwenden, um den National-Charakter der Baiern zu steigern, auszubilden. Ueberhaupt Alles, was dazu dient, sie von andern Nationen zu unterscheiden, wird auch dazu dienen, die Dauer ihrer Selbstständigkeit zu sichern. Selbst Kleinigkeiten sind hierin von Wichtigkeit, und es war gewiß eine glückliche Idee der baierischen Regierung, daß sie eine National-Cocarde eingeführt hat. Die Einführung einer National-Kleidung würde zuverlässig mit noch größerer Kraft wirken. Man glaube nicht, Baiern sey von einem zu geringen Umfange, um ein besonderes Reich zu bilden. Denn groß oder klein ist nicht, was auf der Landkarte so scheint: der Geist entscheidet. Jedes Volk ist, wozu es sich macht, und meist am vortrefflichsten das, welches sich nicht versäumen darf."

„Der wesentlichste Gegenstand bei der Bildung des National-Charakters ist die Erziehung. Hierin ist in neuern Zeiten so viel gethan worden, daß man im Allgemeinen hoffen darf, das auflebende Geschlecht werde besser geformt, als das aussterbende, aus den Schulen kommen. Es mag genug seyn, hier zu bemerken, daß bei der Erziehung der Baiern aller auswärtige Anstrich vermieden, und ihr vielmehr ein eigenthümliches Colorit

gegeben werden muß. Die Baiern sollen keine ausländischen, und ja keine kosmopolitischen, am wenigsten nordländische Erzieher haben."

Wo mag hier die Wahrheit seyn? Einmal will man für Baiern nichts, als Kosmopolitismus; das andere Mal spricht man über kosmopolitische Erzieher das Verbannungsurtheil aus! Ein Volk, das den Opfertod der Individualität vollendet hätte, würde aufhören, ein Volk zu seyn, und die Fähigkeit zu allem Großen und Edeln würde durch die Auflösung in die Allgemeinheit vernichtet werden.

Wenn schon der Kosmopolitismus in der That die Spitze und Blüthe einer liberalen Denkungsart ist, so soll doch die Nationalität keineswegs in ihm untergehen. Wie das Individuum aus den Quellen der Schönheit und des Erhabenen, immer dasselbe Wesen, aber veredelt und verschönert aufsteigt, so soll die Nationalität durch das Feuerbad des Kosmopolitismus von rohen Schlacken gereinigt, nicht aber zerstört und aufgelöst werden. Aber wehe dem Volke, das sich nach altägyptischer und neu-sinesischer Weise in seiner Nationalität verhärten, von andern Völkern absondern, sein Glück nur allein in einer hohen Meinung von sich selbst suchen, und allen kosmopolitischen Ideen den Eingang verschließen wollte. Ein solches Volk würde unwiederbringlich zu Grunde gerichtet seyn!

25. F. H. Jacobi an den Minister.

25) Um jene Zeit, als der Oberbibliothekar eine heftige Anklage bei dem Präsidio der Akademie gegen den Präsidenten selbst anhängig gemacht hatte, schrieb dieser den 27sten Nov. 1809 in einem Briefe an den Minister über diese Angelegenheit unter Anderm Fol-

gendes: „Ew. Excellenz wissen, welche eben so unsinnige als abscheuliche Verleumdungen wider mich und andere rechtschaffene Männer schon früher ausgestreut worden sind. Ich habe darüber schriftlich und mündlich bei Ew. Excell. Klage geführt und die strengste Untersuchung gefordert, wenn irgend ein Verdacht gegen mich Statt finden sollte. Dasselbe haben die andern rechtschaffenen Männer gethan, die mit mir in gleichem Falle waren. Ew. Excell. haben uns ermahnt, nichtswürdiges Geschwätz fallen zu lassen, und dem Schutze zu trauen, den wir bei Hochdenselben immer finden würden. Diesem Worte haben wir gehorcht und uns nicht irre machen lassen, daß die Verleumder auch nachher noch immer lauter und frecher reden durften."

26. Aufreizungen.

26) Bei einigen Versuchen war, wie es scheint, nur die Absicht, Lerm und Aufsehn zu machen, wobei denn die Folgen dem Zufalle überlassen blieben. So kamen eines Morgens zahlreiche Wagen auf Jacobi's vor seinem Hause liegenden Hofraume zusammen, deren Führer bestellt zu seyn behaupteten. Da

man ihnen das Gegentheil versicherte, wurden sie bald durch das gleichzeitige Zusammentreffen überzeugt, daß sie betrogen wären, und der beabsichtigte Scandal erfolgte nicht. So wurde auch dem Geheimerath Feuerbach ein Sarg in's Haus gebracht. Dieser ließ die Träger festnehmen. Doch war von diesen nichts zu erfahren, als daß einige junge Leute, die sie nicht näher anzugeben wußten, sie dazu bestellt hätten.

27. Brief an Zentner.

27) Wie weit man diese Aufreizung unter der bairischen Jugend gebracht hatte, erhellte unter Anderm aus den Versen eines Landshuter Studenten, die als „Herausforderung an die Fremden," die er die kalte Brut der andern Zone nennt, in jener Zeit erschienen, und in der Jenaischen Literatur-Zeitung, 1810. no. 12. abgedruckt sind.

Ueber meine Lage, der bairischen studirenden Jugend als Lehrer gegenüber, schrieb ich damals an den Vorstand des Studienwesens, den Geheimenrath (in der Folge Minister) von Zentner, auf Veranlassung der in bair. Zeitungen erschienenen Ankün-

digung einer deutschen Uebersetzung meines griechischen Elementarbuches unter Anderm Folgendes: „Es ist bemerkenswerth, daß diese Uebersetzung in einem hiesigen Blatte unter dem Namen eines Dr. Preiser angekündigt wird *). Unter demselben Namen ist eine satyrische Ankündigung zweier Schriften in den Zeitungen erschienen, die eine gegen mich, die andere gegen Professor Thiersch gerichtet; gerade wie wir beide auch in der satyrischen Ankündigung einer „erotischen Blumenlese" zusammengestellt sind. Was sich hieraus für Folgerungen ergeben, hab' ich nicht nöthig Ew. Hochwohlgeb. anzudeuten."

„Diese öffentlichen Erscheinungen sind nicht die einzigen Zeichen, die den immer wachsenden Groll gegen die unschuldige Philologie und uns, ihre harmlosen Lehrer, beurkunden. So wie durch unsre Bemühungen die uns aufgetragene Sache vorwärts zu rücken scheint, vervollkommnet sich die Tactik derer, die sich alle Mühe geben, sie zurück zu treiben. Die Candidaten der dritten Classe, die, um meine Vorlesungen besuchen zu können, durch die Studien=

*) Der Verf. derselben hieß Pitter oder Bitter.

Section von einigen Lehrgegenständen ihrer Classe dispensirt worden, sind dennoch durch das Rectorat zu den Prüfungen über dieselben Gegenstände berufen worden, ein ganz unfehlbares Mittel, um jeden andern Lyceisten von meinen Vorlesungen zu entfernen. Daß man sonst auf alle Weise Abneigung gegen die Alterthumswissenschaft zu nähren bemüht ist, kann mir nicht verborgen bleiben. Die Candidaten der 3ten Classe, die meine Vorlesungen besuchen, werden von den übrigen als räudige Schafe betrachtet, und kaum des Ansehens gewürdigt. Manche erklären sich laut gegen das Studium der alten Sprachen, und entblöden sich doch nicht, als Instructoren aufzutreten. Wie sollten sie auch nicht ein Studium geringschätzen, von dem Herr ** vom Catheder herab erklärt, daß es ein Modestudium sey, das, wie jede Mode, bald genug vorübergehen werde. Auch hat er die gänzliche Unnützlichkeit der Philologie zu dociren gesucht, und sich dabei des Argumentes bedient, „daß mit dem Latein noch kein Heer geschlagen worden sey.“ Man kann dieß immerhin zugeben, der Feldherrn vergessend, die dem Julius Cäsar und Livius ihre Bildung verdankten; würde aber Herr ** nicht auch zugeben

müssen, daß man mit seiner Philosophie nicht einmal eine andre aus dem Felde schlagen kann?"

„Nie hab' ich mir, auch nur in Privat-Unterredungen, geschweige in meinen Vorlesungen, einen Scherz erlaubt, der auch nur von fern als Herabwürdigung einer andern Wissenschaft gedeutet werden könnte; wenn ich aber in meiner Classe sage — was ich auch nicht sagen würde, wenn mich nicht der Trotz einiger meiner lyceistischen Zuhörer dazu nöthigte, die sich zu gut dünken, um Philologen zu seyn — man müsse das Haus von Grund aus bauen, und die alten Sprachen tüchtig lernen, ehe man hoffen könne ein guter Philosoph zu werden; so wird dieß nach hiesiger Art so umgedeutet, als ob ich die Philosophie lästere, der ich doch eben ihre rechte Würde sichern will. Denn Mitleiden muß es einflößen zu sehen, daß Leute, die nicht eine Seite im Plato oder einem andern alten Philosophen verstehn, über die Geschichte der Philosophie und die größten Männer mit einer Keckheit von Hörensagen aburtheilen, die sich kein Kenner erlauben würde."

„Da ich der Verdrehungen gedenke, dergleichen ich von den ersten Tagen meines Hierseyns an habe

erfahren müssen, so kann ich nicht umhin einer Infamie Erwähnung zu thun, von der ich kaum zweifeln kann, daß sie auch Ew. Hochwohlgebohren zu Ohren gekommen sey. Die österreichische Invasion hat Einigen die erwünschteste Veranlassung gegeben, mir einen Antheil an der Verfertigung der damals von den Feinden erlassenen Proclamationen zuzuschreiben; mir, der zufällig nie und zu keiner Zeit den geringsten Verkehr mit irgend einem Oesterreicher gehabt habe. Der Grund, den man für diese Verleumdung anführt, ist zugleich ihre Widerlegung: „es seyen Ausdrücke darinne und Grundsätze, wie ich dem Kronprinzen in meinen Vorlesungen mittheile." Dieser Grund ist eine neue Infamie, aber recht gut ersonnen, um mich allen bairischen Patrioten verhaßt zu machen. Ich darf überzeugt seyn, daß Ew. Hochwohlgebohren allen diesen Unsinn mit verdienter Verachtung hören, und mich nicht für so wahnsinnig halten, um den Feinden eines Landes Fortgang zu wünschen, an das ich mein Schicksal freiwillig geknüpft habe; oder das Interesse des Königs geschmälert zu wünschen, woran das Interesse meiner Freunde und Glaubensgenossen geknüpft ist; oder gegen den Kronprinzen zu conspi-

riren, dem ich persönlich von ganzer Seele ergeben bin. Wollte Gott, die königliche Familie und die bairische Regierung fände in den Herzen aller Unterthanen eine so treue und aufrichtige Ergebenheit, als in dem meinigen, so würde keine Regierung in der Welt auf einer festern Basis ruhn."

„Es würde mich in der Tiefe meiner Seele schmerzen, wenn Ew. Hochwohlgebohren, oder irgend Jemand, dessen Achtung mir theuer ist, glauben könnte, daß ich zu den über mich ausgesprochenen Anklagen auch nur durch eine Unvorsichtigkeit Anlaß gegeben hätte. Alle meine Freunde wissen, wie ich mich immer über diesen Krieg ausgesprochen habe, auch gegen einige Alt-Baiern, die jetzt als Patrioten auftreten, vor dem Kriege aber die österreichische Regierung hoch über die bairische erhoben, und unter Anderm erklärten, „wenn man etwas Freimüthiges gedruckt haben wollte, müßte man es nach Oesterreich schicken."

„Ich bin in der That durch diese und andere Zeichen des bittern Hasses, der auf mir ruht, tief verwundet. Auch die Bessergesinnten, wenn sie so dreiste Anklagen hören, werden doch glauben, es müsse

etwas daran seyn. In einem solchen Falle reicht das Bewußtseyn der vollkommensten Reinheit nicht hin. Wer gibt sich die Mühe, den Quellen solcher Gerüchte nachzuforschen; man hört sie, man verdammt sie, und ohne weitere Untersuchung behält man den Eindruck des Ganzen, und von dem Einzelnen soviel als eben hängen geblieben ist."

„Für einen ehrlichen Mann, der sein Geschäft mit Eifer treibt, und es auch gern mit Freudigkeit treiben möchte, ist nichts trauriger, als sich unverschuldet mit dem Hasse einer Nation belastet zu sehn, der er sich mit dem besten Vertrauen in die Arme geworfen hat. Hätte ich eine Ahndung von dieser Stimmung haben können, die mir ganz anders vorgestellt wurde, nie hätte ich meine heimischen Penaten verlassen, wo ich sehr glücklich war, und das Vertrauen meiner Landsleute genoß. Hätte ich dort so viel über das mir Vorgeschriebene gethan, als ich hier freiwillig thue, man hätte mich eben so hoch erhoben, als man mich hier herabzuwürdigen sucht. Ich mache keinen Anspruch auf Dank; ich wäre glücklich genug, wenn man mich eben so in Ruhe ließe,

als ich jeden Andern aus Character und Grundsätzen in Ruhe lasse."

„Ich habe schon allzuviel von mir geschrieben, gegen meine Gewöhnheit. Mögen mir Ew. Hochwohlgebohren verzeihen, wenn ich Ihre Zeit zu lange in Anspruch genommen habe. Leicht aber überschreitet man das Maaß, wenn man ohne Maaß gekränkt und verleumdet wird." 2c.

28. Brief an den Minister von Montgelas.

28) Nachdem der Graf in dieser Unterredung alle Gründe erschöpft, und ich Alles beantwortet hatte, endigte er mit dem zutraulichsten Tone: „Gewiß, Sie bleiben bei uns; Sie verlassen uns nicht." Ich schwieg, da es mir zu unbescheiden schien, diesen Ausdruck durch wiederholte Verneinung zu erwiedern; schickte ihm aber zwei Tage nachher folgenden Brief:

„Ew. Excellenz erlauben mir, Hochdenselben das Resultat der Selbstberathung vorzulegen, womit ich mich in den vergangenen Tagen beschäftigt habe."

„Wenn irgend etwas meinen Entschluß hätte wankend machen können, so war es die herablassende Güte, mit der mir Ew. Excellenz am vergangenen

Montage ihre Wünsche zu erkennen gaben. Diese Aeußerungen des Wohlwollens haben sich tief in mein Herz eingegraben. Es wird mich noch in späten Zeiten erfreuen und trösten, daß ich der Gnade und des Beifalls des größten und geistreichsten Staatsmannes unsrer Zeit gewürdigt worden bin."

„Dennoch, wenn schon mit schmerzhaftem Gefühl und nicht ohne Kampf muß ich Ew. Excellenz meine erste Bitte noch einmal und dringend zu Füßen legen. Redlichkeit und Ehre fordern dieses schwere Opfer von mir. Als vor einem Jahre der nemliche Antrag an mich gelangte, lehnte ich ihn ab; alles aber, was seitdem geschehen ist, hat die Hoffnungen zerstört, die ich damals noch hegen durfte. Die Zukunft liegt nicht mehr heiter vor meinen Blicken. Ein düstrer Unmuth, Besorgnisse mancherlei Art haben sich meiner Seele bemächtigt; und nach so vieler verlohrnen Mühe scheint es mir unmöglich, den Haß zu besiegen, der bei der Jugend dieses Königreichs gegen mich erregt worden ist. Die gute Sache ist gefährdet, und alle Anwendung der Autorität würde ihr nicht aufhelfen. Der Gegenstand, welchem die erleuchtete Regierung Eingang verschaffen

will, würde sich durch die Abneigung gegen meine Person in einen Gegenstand des Hasses umwandeln."

„Dieser Rücksicht müssen alle andern Betrachtungen weichen. Doch darf ich wohl Ew. Excellenz noch anführen, daß ich dem Herzog von Gotha mein Wort gegeben habe. Sein Antrag gelangte in einem Zeitpunkte banger Besorgnisse zu mir. Es war großmüthig von ihm, sich meiner anzunehmen; und von meiner Seite war es verzeihlich, mich ihm hinzugeben. Könnt' ich jetzt mein Wort zurücknehmen? Die Schaam über solchen Wortbruch würde mich für immer aus meiner Heimath und aus der Achtung aller meiner Freunde verbannen."

„Von Ew. Excellenz Zartgefühl darf ich die Billigung dieser Gründe hoffen; so wie ich auch hoffen darf, daß mein Beharren auf dem gefaßten Entschlusse nicht als schnöder Undank gegen die erhabne Regierung erscheinen wird, der ich von ganzer Seele angehöre."

„Erlauben also Ew. Excellenz, daß ich die Bitte wiederhole, mein Entlassungsgesuch Sr. Majestät, dem Könige, vorzulegen, und die Entscheidung desselben möglichst zu beschleunigen."

Mit tiefster Ehrerbietung ꝛc.

29. Händel mit dem Freiherrn von Aretin.

29) Es hat der Freiherr Christoph von Aretin in einer unter dem 14ten November a. c. beim königl. Stadtgerichte überreichten Eingabe gegen mich als den muthmaßlichen Verfasser einer zu Gotha im Verlage der Beckerischen Buchhandlung erschienenen Schrift, welche den Titel führt: Ueber Sinn und Absicht ꝛc. Klage erhoben, indem er behauptet, daß diese Schrift mit Injurien gegen ihn, als den Verfasser des Pamphlets: Die Plane Napoleons, München 1809. angefüllt sey.

Ob nun gleich die in Klage genommene Schrift, so wie die, zu welcher sich der Baron v. A. als Verfasser bekennt, ohne Namen des Autors erschienen ist, und ich also dem Kläger den Beweis abfordern könnte, daß ich ihr Verfasser sey, so habe ich es doch jederzeit für ein infamirendes Betragen gehalten, wenn ein Autor das von ihm Geschriebene ableugnet.

Ich bekenne mich also ohne Umschweife zu der genannten Schrift: Ueber Sinn und Absicht ꝛc. und daß ich dieselbe verfaßt und zum Drucke befördert habe. Auch habe ich zu einer solchen Verleugnung derselben um desto weniger Ursache, da nicht nur ihr Inhalt vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft auf das Vollkommenste gerechtfertigt werden kann, sondern auch die als „ehrenrührig" und als „ein Ausbruch des menschlichen Unverstandes" von dem Baron v. A. in Klage genommene Schrift vor dem Drucke von Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister Graf v. Montgelas gelesen, gebilligt und ihr Druck verstattet worden ist.

Die Schrift, zu welcher sich der B. v. A. als Verfasser bekennt, ist in mehreren Ausgaben erschienen. Zuerst in München, ohne Namen eines Verfassers und Verlegers; wie Kläger sagt, nicht ohne Censur. Diese erste Ausgabe enthält harte, mit keinem Beweise unterstützte Anklagen des gesammten deutschen Adels, besonders in den rheinbündischen Ländern (S. 41), der als bestehend aus giftigen Rathgebern der Großen, aus Verbündeten mit den Spionen Englands, aus feigen, aber nach Morde des französischen Kaisers höchst begierigen

Individuen geschildert wird; ferner (S. 41) illimitirte Anklagen der protestantischen Geistlichkeit, als unversöhnlicher Feinde Napoleons; endlich (S. 56) der Gelehrten in Deutschland, vornemlich der Norddeutschen (S. 59), welche dem französischen Kaiser als borussirende und anglomane, und demnach als Missethäter denuncirt werden; alles ohne Unterstützung irgend eines Beweisgrundes, nach bloßer Präsumtion.

Von dieser Schrift erschienen, noch während des Krieges, als sich Baron A. in Wien aufhielt, aber zufolge seiner öffentlich ausgesprochenen Behauptung, ohne sein Thun und Mitwissen, zu Wien mehrere Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen, unter andern in die lateinische und ungarische, mit ansehnlichen Zusätzen, in denen die ganze lutherische Confession mit den Anklagen des Hochverraths und der Conspiration gegen die französischen Armeen belastet, und den norddeutschen Gelehrten insbesondere eine Liga gegen den französischen Kaiser und ein enger Verband mit Britannien schuld gegeben wird. Diese gräßlichen Beschuldigungen gingen in eine, vorgeblich zu Strasburg erschienene Ausgabe über, aus welcher sie in der, zu Wien erschienenen, von Fr. Xaver Huber in Passau redigirten Zeitschrift: der Morgenbote (1. Bd. 2. Heft) wörtlich wiederholt wurden.

Gegen die in der Schrift: Die Plane Napoleons beider Auflagen, und insbesondere in den erwähnten Zusätzen, an denen der Baron A. Antheil zu haben leugnet, ausgeführten schweren und illimitirten Beschuldigungen gegen eine in allen rheinischen Bundesländern und in Baiern insbesondere durch alte und neue Gesetze geschützte und in allen bürgerlichen Rechten bestätigte Confession, und die norddeutschen Gelehrten dieser Confession, ist die in Klage genommene Schrift: Ueber Sinn und Absicht ꝛc. gerichtet. Sie zeigt das Schreckliche und Unbesonnene solcher Behauptungen, als die von dem Verf. der Plane Napoleons ausgesprochenen, mit einer, durch das einstimmige Urtheil des Publikums anerkannten Mäßigung, bloß auf die Sache eingehend, und ohne alle Bezeichnung der Person des Verfassers.

Daß der Baron X. dieser Verfasser sey, konnte von mir ignorirt werden. In meiner Schrift ist nichts, wodurch er bezeichnet würde. Vielmehr wird in dem Anhange derselben S. 31 eine Stelle aus einer andern Schrift des Baron X. mit seinem Namen angeführt und gezeigt, daß diese Stelle mit den Behauptungen des Verfassers der Plane Napoleons in Widerspruch stehe; ohne dabei im mindesten anzudeuten, daß die in Widerspruch stehenden Behauptungen von Ein und derselben Person ausgesprochen worden.

Es ist also meine Schrift 1) eine nothgedrungene Vertheidigung meiner Glaubensgenossen und Landsleute gegen die gräßlichsten Anschuldigungen, eine Vertheidigung, die gegen eine in Druck gegebene und öffentlich verbreitete Schrift erlaubt, ja als nothwendig betrachtet werden mußte, da ja auch der protestantische Kirchenrath zu M. wegen jener heftigen Beschuldigungen bei des Königs Majestät unterthänigste Vorstellung gethan und um Bestrafung ihrer Urheber gebeten; in Folge welcher Bitte auch, sicherm Vernehmen nach, der Verfasser der Plane Napoleons zum Erweis seiner Anklagen angehalten worden. 2) Diese nothgedrungene Vertheidigung enthält keine Injurien gegen einen bestimmten und bekannten Verfasser. Denn ob sich gleich der Baron X. jetzt als Verfasser jenes Pamphlets nennt, so war doch dieses noch nicht bei der Abfassung jener Schrift geschehen. Seine Person ist in dieser Schrift auf keine Weise bezeichnet. 3) Die in Klage genommene Schrift bezieht sich aber ganz insbesondere auf die in der Straßb. Ausg. zu dem Pamphlet: Die Plane Napoleons rc. hinzugekommenen Erweiterungen, die, nach Versicherung des Baron X., ohne sein Wissen eingeschoben worden. Will er nun nicht mit dem Verf. jener Zusätze und Erweiterungen für Eine Person gehalten seyn, wie kann er das, was ganz besonders gegen jene giftigen, allgemein für schändlich erklärten Zusätze gerichtet ist, für eine, seine Person treffende Injurie in Klage nehmen? Wenn er, als Verf. der Plane Napoleons, in meiner Schrift sich vermischt sieht mit dem ganz unbekannten, unbenannten und boshaften Urheber der Zusätze in der Straßb.

Ausg. derselben Schrift, so muß er es sich selbst zuschreiben, weil er nach Erscheinung dieser Ausgabe und des Morgenboten nicht gegen die ihm aufgedrungenen Einschiebsel protestirt hat.

Da also meine Schrift eine nothgebrungene Vertheidigung gegen einen muthwilligen Angriff auf Leben und Tod ist, so können die gegen den anonymen Urheber des Angriffs gebrauchten Ausdrücke keineswegs als Injurien, sondern müßten als eine nach alten Gesetzen erlaubte Retorsion betrachtet werden. Wer unerwiesene Beschuldigungen des Hochverraths und der Conspiration gegen die befreundeten, oder im Lande stehenden Armeen, mitten im Kriege, und auf dem Schauplatze des Kriegs durch Druckschriften geflissentlich verbreitet, kann und muß ein wüthender Delator, ein heimtückischer und gefährlicher Mann genannt werden; wer einem ganzen Stande meuchelmörderische Absichten gegen das Leben eines gekrönten Hauptes aufbürdet, von dem kann ohne Gefahr behauptet werden, daß er die Lüge auf den Altar der Wahrheit setze und sich zu einem Meuchelmörder (derer, die er so unerwiesen anklagt) umwandle; wer die ganze lutherische Confession, als in einem großen, fanatischen Bunde mit den Feinden des französischen Kaisers begriffen vorstellt, und sie für fanatischer und intoleranter erklärt als die Juden (zwei Confessionen zugleich schmähend), der zeigt, daß er weder an Gott noch an die Wahrheit glaubt, sondern, indem er ein Zelot für beide scheinen will, geheime böse Absichten verbirgt, und also im Innern der Laverna (der Göttin der Heuchelei und Hinterlist) huldigt; wer endlich ganz ungereimte und unzusammenhängende Beschuldigungen zusammenreiht, und in einem Athem sagt, die Liga sey für Oesterreich und gegen Oesterreich, für den Pabst und gegen den Pabst, von dem kann man mit Recht behaupten, er sey nicht einmal der Verspottung werth; seine Anklagen seyen ungereimt bis zur Lächerlichkeit, seine Absichten aber boshaft bis zur Abscheulichkeit.

Es sind also sämmtliche, aus meiner Schrift als ehrenrührig ausgezogene Urtheile und Ausdrücke noth-

wendige, aus der Sache selbst hervorgehende Folgerungen, und retorsiones, die sich vollkommen in den Schranken der Mäßigung halten.

Es ist ferner bei denselben, so wie bei der ganzen Schrift kein animus injuriandi zu erweisen; indem sie durchaus nur eine abgedrungene Vertheidigung gegen einen muthwilligen Angriff eines ungenannten Schriftstellers enthält; keinen Verfasser nennt oder bezeichnet; und eingestandnermaßen, größtentheils, gar nicht gegen den Verf. der Plane Napoleons, welches der Baron A. seyn will, sondern gegen einen mir und ihm, wie er behauptet, gleich unbekannten Verfälscher jenes Pamphlets gerichtet ist. Daraus, daß sich ein allgemeiner Schrei der Indignation in ganz Deutschland, Frankreich und andern Ländern gegen die Plane Napoleons und ihren oder ihre Urheber erhoben, kann ebenfalls kein animus injuriandi docirt werden. Jenes Geschrei war nicht eine durch meine Schrift erregte fanatische Wuth, wie der Kläger glauben machen möchte, sondern der Ausbruch des reinen Unwillens über die durch meine Schrift dem Publikum denuncirten, wörtlich und mit diplomatischer Treue ausgehobenen Stellen der Plane Napoleons. Ich glaube nun allerdings sehr gern, daß der Verf. jenes Pamphlets lieber eine Summe von 10 Mfl. verlohren, als alle die Schmach erduldet haben möchte, die er, nach Bekanntmachung seiner Anklagen gegen den deutschen Adel, die protestantischen Confessionen und norddeutschen Gelehrten erfahren hat; ja, ich bin der Meinung, daß diese Schmach gegen alles Geld in der Welt noch zu gering geschätzt würde. Aber nicht an mich muß er die Forderung einer Privat-Genugthuung von 1000 fl. machen, sondern an sich selbst, in so fern er durch seine Behauptungen einerseits, und durch sein Stillschweigen zu den Verfälschungen seiner Schrift andrerseits zu jener Schmach die Veranlassung gegeben hat.

Da nun endlich in der Schrift die Plane Napoleons die gemachten Beschuldigungen öffentlich ausgesprochen; in der meinigen aber dieselben Beschuldigungen ebenfalls dem gesammten Publikum als delatorische, unerwiesene und handgreiflich falsche, denun-

cirt und dieses zum Richter gemacht worden, so kann diese Sache schon deßhalb nicht vor einen Gerichtshof gezogen werden, sondern muß vor dem Richter, den der Verf. der Plane Napoleons selbst zuerst angegangen, nemlich dem Publikum entschieden werden. Es liegt ihm also ob, sich öffentlich zu vertheidigen und seine Anklagen zu erweisen.

Bei dieser Lage der Dinge würde es auch in der That dem Kläger gar nichts helfen, wenn es ihm auch wirklich gegen alle Wahrscheinlichkeit gelingen sollte, mich zu einer Ehrenerklärung verurtheilen zu lassen. Durch eine solche anbefohlene Ehrenerklärung würde die Wahrheit der von dem Verf. der Plane Napoleons ausgestoßenen Anklagen weder erwiesen, noch sein Angriff auf die Ehre eines großen und ehrwürdigen Theils der deutschen Nation aus dem Andenken der Menschen verbannt. Es müßte aber nothwendig das eine oder das andere geschehen, wenn das Publikum sein Urtheil über jenes Pamphlet ändern sollte. Eine freiwillige Veränderung meines in der angeklagten Schrift ausgesprochenen Urtheils könnte mich bei dem Publikum verächtlich machen, ohne doch den Verf. der Plane Napoleons auf irgend eine Weise zu erheben; eine anbefohlene würde das letztere noch weit weniger bewirken, sondern die Indignation nur von neuem und heftiger gegen ihn erregen.

Indem ich also diese Gründe geltend mache, protestire ich gegen alles und jedes gerichtliche Verfahren, und bitte die Klage des Baron Aretin als ganz unstatthaft zurückzuweisen und ihn in die Erstattung der mir verursachten Kosten zu verurtheilen. Zugleich aber will ich die hier gemachte Einwendung durchaus nicht als eine Einlassung auf die gegen mich erhobene Klage angesehen wissen, sondern behalte mir, im Falle, wider alles Vermuthen, die Klage des Baron Aretin dennoch angenommen werden sollte, alle und jede rechtliche Einwendung vor.

Fr. Jacobs.

30. Bericht über den von Ignaz Hardt, Unterbibliothekar, herausgegebenen Catalogus Codicum manuscriptorum graecorum Bibliothecae regiae Bavaricae.

30) In Gemäßheit eines von dem hohen Präsidio der königlichen Akademie der Wissenschaften erhaltenen Auftrags hat Unterzeichneter eine Revision des von dem Bibliothekar Herrn Ignaz Hardt verfertigten, und dem Herrn Oberhofbibliothekar Freiherrn von Aretin in 3 starken Quartbänden herausgegebenen Catalogs der griechischen Handschriften, welche sich vor der Besitznahme von Augsburg in der königlichen Bibliothek befanden, vorgenommen. Er hat die Ehre, die Resultate dieser Prüfung der verehrten Commission vorzulegen, ohne die Anmaßung zu haben, diese Prüfung für vollendet und erschöpfend zu halten. Eine Arbeit vieler Jahre konnte nicht in wenigen Monaten, bei getheilter Zeit und andern Beschäftigungen, in allen ihren Theilen durchgemustert werden, am wenigsten ein Catalog griechischer Handschriften, in welchem mehrere tausend Schriften verzeichnet sind, welche, wenn Alles hätte gethan werden sollen, insgesammt hätten nachgesehen werden müssen. Kenner dieser Art von Geschäften kennen auch ihre Schwierigkeiten; und daß oft eine kleine Schrift von wenigen Blättern lange Forschungen heischt, die bisweilen nur durch einen glücklichen Zufall zur Reife gebracht werden. Unterzeichneter bittet daher, die Arbeit, welche er vorzulegen die Ehre hat, als einen Beitrag zur Berichtigung des Verzeichnisses jenes kostbaren Schatzes der königlichen Bibliothek mit Nachsicht anzunehmen, so wie er ihn ohne Ansprüche und mit der Hoffnung bietet, daß Andere durch ähnliche Beiträge das, was bei dem ersten Wurfe übersehen oder gefehlt worden, berichtigen und so diesem Catalog die gewünschte Brauchbarkeit und Vollendung geben mögen.

Er kann aber hier nicht unterlassen, eines unangenehmen Zufalls zu erwähnen, der seine Arbeit gänzlich

zu vereiteln drohte, und sie wenigstens etwas gehemmt und verspätet hat. Da ihm zur Beförderung derselben von dem hohen Präsidio die Erlaubniß ertheilt worden war, in dem Verschlusse der Bibliothek zu arbeiten, fand er am 30sten October, daß der 2te und 3te Band seines Hand-Exemplars des Catalogi Codicum graecorum, den er am Rande mit Correctionen beschrieben hatte, aus einer ganzen Anzahl von Büchern, die auf demselben Tische lagen, entwendet war. Der 1ste Band, an einer andern Stelle gelegen, war zurückgeblieben. Dieser Raub eines defecten und beschriebenen Buches, das aus der ganzen Masse kostbarer Werke, die den Saal der Classiker füllen — wo er eben verübt worden — wie ausgewählt war, und welcher über die Sicherheit der Bibliothek die größte Unruhe erregen muß, war für den Unterzeichneten zwar schmerzlich, indem er ihn einiger Vorarbeiten beraubte; indessen hatte er seine meisten Bemerkungen auf besonderen Blättern verzeichnet, die sich in einem andern Verschlusse befanden, und er glaubt durch verdoppelte Thätigkeit dasjenige, was ihm diebische Hände entwendet hatten, größtentheils ersetzt zu haben.

In Betreff des Gegenstandes dieser Bericht-Erstattung wird der Unterzeichnete über die äußere Einrichtung, dann über die innere Beschaffenheit des Catalogi berichten, und zuletzt einige Vorschläge thun, den Mängeln desselben abzuhelfen.

I. Aeußere Einrichtung.

Ein Theil der äußern Einrichtung eines Catalogs hängt von der Beschaffenheit der Gegenstände ab, die er verzeichnen soll. Einem jeden guten Catalog muß, außer dem Prinzip der Vollständigkeit, das Prinzip einer methodischen Anordnung zum Grunde liegen. Eine Bibliothek und jeder ihrer einzelnen Zweige, in welcher die Bücher nur willkührlich zusammengestellt sind, gesetzt auch ihr Besitzer oder Aufseher könne jedes Einzelne zu jeder Zeit auffinden, ist jedem Verständigen ein unangenehmer Anblick.

Die systematische Anordnung aber, welche in einer wissenschaftlich geordneten Bibliothek die herrschende seyn muß, wird vielleicht in einer Sammlung von Handschriften nicht statt finden. So scheint Herr Bibl. Hardt zu glauben, wenn er in der Vorrede p. XIII. zu dem 4ten Bande des gr. Cat., welcher die Augsb. Codd. verzeichnet, sagt: De methodo autem et ordine non est, quod pluribus dicam. Sciant tantum, me rerum ordinem non observasse, sed secundum voluminis formam immutasse, parum de ordine systematico in tanta materiarum diversitate voluminumque inaequalitate sollicitum. Die Größe der Bände zum Grundsatze der Aufstellung zu machen, ist allerdings bei Codd. eben so natürlich, als bei gedruckten Büchern; soll er aber der einzige und entscheidende seyn? und kann eine Bibliothek geordnet heißen, in welcher der Bibliothekar, parum de ordine systematico sollicitus, nur Folio, Quart und Octav unterschieden hat? Herr Hardt setzt hinzu: „es habe ihm immer die Meinung angeklebt, daß es wenig darauf ankomme, ob die Bücher in dieser oder jener Ordnung gesetzt würden, wenn nur der Anblick den Augen ergötzlich und das Buch leicht aufzufinden sey.“ Das Letztere würden die Catalogi bewirken. Uns dünkt aber, daß es doch noch besser sey, wenn man des Catalogs zum Auffinden der Bücher entbehren könne, wenn man ihn wenigstens nicht bei jedem einzelnen Buche nachzuschlagen nöthig habe.

Nun wollen wir aber gern zugeben, daß bei der grossen Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Schriften, die oft in Einem Bande einer Handschrift vereinigt sind, eine systematische Anordnung mit voller Strenge nicht durchgeführt werden könne.

Eine Annäherung aber war doch möglich. Es war nicht schwer, Profanes und Kirchliches, und also im Allgemeinen zwei Klassen zu trennen, wenn schon manches Manuscript außer den Gegenständen der einen Art, auch wohl Gegenstände der andern enthielt, gerade wie oft gedruckte Bücher Beibände von ganz verschiedenem Inhalte haben. Es ist aber auch die Anzahl der griech. Handschriften gar nicht gering, deren Inhalt ganz rein entweder profan, oder kirchlich ist.

In diesen Hauptclassen konnte ohne Gefahr auch noch weiter auf die Verwandtschaft des Inhaltes Rücksicht genommen werden. Die Abschriften der heiligen Bücher, die Commentatoren derselben, die Homilien und Menologien, die Verhandlungen der Concilien konnten sich zusammenreihen, so wie die Abschriften des Homerus, der Mathematiker, der Astronomen und andere, die meist in einzelnen Bänden enthalten sind. Diese Anordnung würde nicht nur das Aufschlagen erleichtert, sondern auch eine Menge unnützer, Raum verschwendender und höchst beschwerlicher Wiederholungen vermieden haben, von denen weiterhin die Rede seyn wird. Man hätte den Schatz der Bibliothek in ihren einzelnen Fächern leicht übersehen, und der Verf. des Catalogs selbst würde aus dieser Anordnung über die innere Beschaffenheit mehrerer dieser Handschriften, ihre Quellen und ihren kritischen Werth Licht haben schöpfen können, indem er bemerkt hätte, daß mehrere derselben von den nemlichen Schreibern, oder doch zu derselben Zeit, aus denselben Originalen copirt, in allem übereinstimmen und also die mehreren nur für Einen zu achten sind. Bei der Entfernung aber, in welcher diese Verwandten durch die Willkührlichkeit ihrer Stellung gekommen sind, ist ihm dieß gänzlich entgangen.

Die Möglichkeit einer solchen Anordnung darzuthun, ist die Anführung des trefflichen Catalogs der Wiener Bibliothek von Lambecius, und der Mediceischen von Bandini hinreichend.

Ich muß bemerken, daß die von Hrn. Hardt beliebte Classification nach der Größe des Formats nicht einmal mit Consequenz durchgeführt worden. Nachdem die ältere Sammlung mit einer Reihe von Octaven und Duodezbänden geschlossen scheint, folgt von S. 324 eine Reihe von Folio- und Quartbänden, die in dem Catalog T. III. S. 306 als Anfang auftreten, in den Bücherstellen selbst aber den ergötzlichen Anblick gleicher Formate unterbrechen.

Wenn nun aber auch wirklich auf den Inhalt der Codd. gar nicht geachtet werden sollte, so bot sich doch noch ein äußerer Grund der Abtheilung dar, dessen gänz-

liche Vernachlässigung in dieser kostbaren Sammlung von Handschriften allerdings Verwunderung erregen muß. Wir meinen die Abtheilung in Codices membranaceos, bombycinos und chartaceos, oder doch wenigstens in membr. und chart.; eine Abtheilung, die sich so natürlich darbietet, durch welche sich mit sehr wenigen Ausnahmen das Aeltere gleichsam von selbst von dem Neueren trennte, und die in Rücksicht des Materials sowohl, als (fast immer) der innern Güte, kostbareren und wichtigeren Schätze schon für den Anblick auszeichnete. Jetzt ist alles, das Aelteste und das Neueste, die kostbarsten und elendesten Handschriften, unter einander geworfen; und oft entgeht ein unschätzbares Manuscript den Augen des Liebhabers nur darum, weil es sich unter schlechten Umgebungen verbirgt. So durchkreuzen sich gleich in den ersten 10 Nummern ehrwürdige membranacei des X. und XI. Jahrhunderts mit den Fabrikarbeiten aus der letzten Hälfte des XVI.

Diese Fabrikarbeiten fordern eine besondere Erwähnung. Eine sehr bedeutende Anzahl unsrer Handschriften sind von dem J. 1540 an, binnen einer kurzen Frist, von griechischen Schreibern, meist, wie es scheint, von Originalen der St. Marcus-Bibliothek copirt worden. Was damals noch nicht durch den Druck bekannt gemacht war, wurde aus der reichen Sammlung des Cardinals Bessarion, wenn ich nicht irre, auf Kosten jener würdigen Beförderer alter Gelehrsamkeit, der reichen und edeln Fugger, unter der Aufsicht ich weiß nicht welches Gelehrten, dem die Revision der Abschriften oblag, (daher die Unterschrift bei so vielen: καὶ τοῦτο τὸ βιβλίον ꝛc.) mit flüchtiger Hand abgeschrieben. Alle diese Abschriften sind einander wie in der äußern Form, so im Innern fast gleich. Das Handwerk wird oft mit Unwissenheit, oft mit Leichtsinn getrieben. Ich werde von beiden in dem zweiten Theile dieses Berichtes einige auffallende Beispiele geben. Hier ist die Sache nur im Allgemeinen berührt worden, um zu bemerken, daß, wenn auf systematische Anordnung Verzicht gethan war, wenigstens diese Sammlung gleichartiger Handschriften ungetrennt und unvermischt hätte bleiben müssen. Auch hierdurch hätte die Beurtheilung gewonnen, und die immer, mit gleichen

Worten wiederkehrende Beschreibung einer jeden derselben, mit welcher der Catalogist seinen Leser ermüdet, wäre vermieden worden.

Da der Verf. des Catalogs auf eine systematische Anordnung gänzlich Verzicht gethan hat, so sind die dem 3ten Bande beigefügten Indices das einzige Mittel des Auffindens. Dieser Indicum sind 5.

1) Namen der Schreiber, die sich in den Codd. genannt haben, mit Beifügung der Zeit, wo sie schrieben; dieses aber ganz willkührlich. So wird zu dem Namen Emm. Embenes blos das J. 1548 gesetzt; es findet sich aber von ihm Cod. 12. vom J. 1550., Cod. 36. vom J. 1556 u. s. w. Es wäre sehr nützlich gewesen, wenn hierbei die Codd., die von ihnen herrühren, angegeben wären, selbst die, in denen sie sich nicht ausdrücklich genannt haben. Nichts war, bei der oftmaligen Wiederkehr derselben Hand, leichter zu bewerkstelligen, und es war auf diese Weise, wenn einmal der Fleiß oder Unfleiß eines Schreibers aus einer oder der andern seiner Arbeiten constatirt war, leicht, seine anderen Arbeiten zu beurtheilen. Es ist aber überhaupt auf dieses Requisitum eines guten Manuscripten-Catalogs, daß er Anleitung gebe zur Beurtheilung des innern Werthes der Handschriften, in dem Hardtschen Catalog gar keine Rücksicht genommen worden. Ferner vermißt man Genauigkeit in der Anführung der Namen und ihrer Rechtschreibung. Joannes Murmureus und Cornelius Murmureus, Schreiber mehrerer Codd. (z. B. 47. 63. 59. 73. 74. 100.) sind ganz übergangen; Emmanuel Embebenes, der seinen Namen mannichfaltig variirt, wird nur in der Form Em. Embene angeführt; statt Michael Malea oder Maleas findet man Mich. Malca und dergleichen.

2) Index Possessorum manuscriptorum graecorum, ebenfalls ohne Verweisung auf die Numer der Codd., wodurch dieser Index durchaus unnütz wird.

3) Index Ineditorum mit gleichem Mangel. Um ein Ineditum aufzufinden, muß nun die ganze Masse des Catalogs durchblättert werden. Wie gering war die Mühe, die Numer des Cod. beizusetzen! Ueberhaupt konnte dieser ganze Index erspart werden, wie in dem 3ten Abschnitte dieses Berichts gezeigt werden soll.

4) Index Auctorum graecorum manuscriptorum. Dieses Haupt-Register, durch welches die Mängel der Anordnung gehoben werden sollten, erfüllt ebenfalls die Forderungen nicht, die man daran machen kann. a) weil die beigesetzten Numern auf die Numer der Handschriften, nicht auf die Seitenzahl des Catalogs verweisen. Da nemlich oft Eine Numer 80—100 einzelne Schriften unter sich begreift, und die Beschreibung Eines Cod. bisweilen 20—30, ja mehrere Seiten füllt, so wird dadurch das Auffinden der einzelnen Schriften, bei denen der Index nur auf die Numer des Cod. verweist, überaus beschwerlich und zeitspielig. Diese Beschwerlichkeit wird noch dadurch vermehrt, daß b) die Numer der Codd. nicht oberhalb der Columnen des Textes angegeben ist, und man daher oft sehr viele Zeit verliert, um nur die Numer und den Anfang der Beschreibung aufzufinden; da c) nicht einmal auf dem Titel der einzelnen Bände des Catalogs angezeigt ist, welche Numern jeder enthalte. Endlich d) die Ziffern des Index bisweilen unrichtig sind. Wäre in dem Index außer der Numer des Cod. die Seitenzahl angegeben — wobei denn freilich zu wünschen gewesen, daß diese durch alle 3 Bände fortgelaufen — so würden die Nachtheile möglicher Druckfehler hierdurch beträchtlich vermindert worden seyn; statt daß jetzt ein solcher Fehler, wenn er gerade auf einen mit vielen einzelnen Schriften angefüllten Band trifft, den Suchenden fast in Verzweiflung setzt. Ferner ist e) das Aufsuchen durch die Anordnung des Index erschwert. Billigerweise sollten doch gleichnamige Schriftsteller nach ihren Vor- oder Zunamen geordnet seyn; sie werden aber bald unter ihren Eigennamen, bald unter ihren Zunamen angeführt. So steht Nonnus unter dem Namen seines Vaterlandes Panoplita, welches noch überdieß Panopolita heißen sollte. Julius Africanus unter Africanus. Wenn wir aber hier den Jo. Damascenus suchen, so finden wir ihn hinter dem Jo. Cinalta, und vor dem Joh. Evangelista; den Manuel Phile vor dem Georgius Phile, Nicolaus Galacrinita nach Nicolaus Corcyraeus u. a. Eben so wenig ist f) in der Aufzählung der Schriften Eines Autors eine alphabetische Anordnung befolgt, wodurch das Auffinden der Schriften von Poly-

graphen, wie des heil. Chrysostomus, des h. Basilius, des Libanius, eines Phile und ähnlicher unendlich erschwert wird. Endlich sind g) zusammenhängende Dinge getrennt, und dieselben Schriften unter verschiedenen Titeln rubricirt. So steht z. B. Aristides bekannte Rede gegen Plato einmal unter dem Titel de quatuor viris, und dann wieder de Themistocle, de Miltiade, de Cimone, de Pericle; Oppiani Vita und Oppiani Genus werden als verschieden aufgeführt. (NB. Mehrere Verbesserungen von Fehlern, in den Zahlen insbesondere, Nachträge ausgelassener Namen u. dergl. sind mit meinem Handexemplar entwendet worden.)

5) Index materiarum (Rerum) in msc. graecis bibl. Monac. contentarum. Dieses Register hat die Fehler der vorigen; und außerdem eine Menge Artikel, aus denen man nichts zu machen weiß, z. B. Acharnaei, welches die Acharnenses des Aristophanes seyn sollen. In dem Catal. T. II., p. 224 ist der griechische Titel unrichtig geschrieben, ἀχάρνων st. ἀχαρνῶν. Aer, Aqua rc., wodurch einmal Hippocrates Schrift de aqua, aëre et locis, dann die Schrift eines Anonymi, wo der Name der Luft, und ich weiß nicht was noch mehr bezeichnet werden soll. Aeschyli Scholia, die schon im 1. Bd. unter Aeschylus verzeichnet waren, kommen hier wieder vor; so wie die Aethiopica des Heliodor, die gewiß niemand in dem Sachregister suchen wird. Desgleichen die Tragödien, die dort unter ihrem Verfasser schon standen; die Titel einzelner Reden namhafter Schriftsteller, u. dergl.

Endlich muß ich eines Index erwähnen, welcher mit der Aufschrift Codicum Numerus dem ersten Theile vorgesetzt ist. Dieser Index, welcher die neuen, von dem Verf. zuerst eingeführten Numern mit den Numern des alten Ingolstädter Catalogus zusammenstellt, ist wiederum ganz zweckwidrig eingerichtet. Jene alten Numern waren unter den Litteratoren bekannt, und die Codd. der königl. Bibliothek werden in litterarischen Werken oft unter diesen alten und bekannten Numern angeführt. Wenn nun einmal diese Numern mit alten vertauscht werden sollten, was war natürlicher, als daß a) in dem Catalog selbst jedesmal der neuen Numer die alte beigesetzt;

b) aber ein Verzeichniß der alten Numern, nach der Ordnung der Zahlen, mit beigesetzten neuen Numern gegeben wurde, um bei Anführungen in älteren litterarischen Werken sogleich die neue Stelle finden zu können. Unser Verfasser aber hat die Sache umgekehrt; die neuen Numern nach der Ordnung der Zahlen voraus, die ältern hinterdrein gesetzt, und dadurch den Nutzen eines solchen Index gänzlich vereitelt.

So wenig ist also dieser Catalogus mit bibliothekarischer Einsicht und nach einer das Auffinden erleichternden Methode abgefaßt.

Dieser Mangel wird noch durch einige andere Fehler, besonders durch eine beschwerliche Weitschweifigkeit der Anlage vermehrt. Es ist ein Haupt-Erforderniß eines guten Catalogs, daß die Gegenstände, welche er aufzählt, leicht in die Augen fallen. Ein Catalog soll ein Hülfsmittel des Studiums, nicht selbst ein Gegenstand eines Studiums seyn. Es ist also ein großer Fehler, wenn man nach dem Namen des Autors und dem Gegenstande der Schrift mühsam zu suchen genöthigt ist. —

Nun hat sich Herr Hardt zum Gesetz gemacht, nie den Inhalt eines Codex, den Namen eines Schriftstellers oder den Titel seines Werkes, wie bekannt er auch sey, aus eigener Kenntniß anzugeben; sondern nachdem er die Beschaffenheit des Codex im Allgemeinen geschildert hat — wir werden im 2ten Abschnitt auf diese Schilderungen zurückkommen — und sie mit den Worten: et inscriptus geendigt hat, setzt er die ersten griechischen Worte oder die erste Aufschrift, die der Cod. darbietet, hin, und so der Reihe nach alle Titel, wie sie einander in dem Cod. folgen. Nun ist bekannt, daß viele Schriften in den Codd. der Aufschrift ganz entbehren, daß ihre Abschriften bisweilen weder den Namen noch den Titel des Werkes bestimmt anzeigen, daß sie viele unnütze Dinge, Titulaturen u. dergl. enthalten, die zur Sache nichts dienen, und den schnellen Ueberblick erschweren.

Nun ist es zwar allerdings nützlich, bei minder bekannten, hauptsächlich noch nicht edirten Schriften den ganzen Titel genau zu copiren, indem daraus nicht bloß die Identität derselben, sondern auch oft die Ueberein-

stimmung mit andern Codd., in welcher dieselbe vorkömmt, erkannt werden kann; wozu es aber diene, bei ganz bekannten Schriften immer und jedesmal den ganzen griechischen Titel, so wie man ihn in jeder Ausgabe des Schriftstellers finden kann, abzuschreiben, ist uns schlechterdings unbegreiflich. Was war natürlicher, als in einem solchen Falle kurz und gut den Namen des Autors und seiner Werke zu nennen; den Titel aber nur dann besonders anzuführen, wenn er etwas Besonderes und Ungewöhnliches enthielt? So haben es Männer gemacht, wie Morelli, denen gleich zu seyn, wohl der größte Ruhm eines Bibliothekars seyn kann; die nicht trachteten eine Menge Bogen zu füllen, sondern das Nöthige zum Nutzen des Lesers mit bündiger Kürze zu sagen, und der bibliographischen Gelehrsamkeit auf wenigen Blättern größern Nutzen gestiftet haben, als die Freunde prunkender Eitelkeit in dicken Papiermassen. Was war z. B. natürlicher, als m. XXX., welcher die Bibliothecam Photii enthält, dieses weltbekannte Buch sogleich zu nennen? Herr H. aber setzt nach beliebter Methode den langen griechischen Titel hin, in welchem der Name des Autors gar nicht vorkömmt, und nennt diesen erst am Schlusse der zweiten Seite (T. I. p. 171) gleichsam verlohren. Dieß ist eben so unbequem, als weitläuftig. Morelli, auf den Hr. H. an dieser Stelle verweist, statt den Leser durch einen Titel zu ermüden, den er auch bei Hoeschelius lesen kann, setzt die Worte Photii Bibliotheca über seinen Artikel zur Befriedigung des Lesers, der doch bei einem Bibliothekar voraussetzen muß, daß er die Bibl. Photii richtig habe erkennen können und kein Falsum muthwilliger Weise habe begehen wollen. Solche Beispiele kommen in diesem Catalog überall vor. Tom. II. p. 58 wird von Photii Nomocanon der Inhalt nach seinen einzelnen Bestandtheilen titelweis angeführt, daß das Ganze aber der Nomocanon sey, erst S. 62 ganz verlohren beigebracht. — Da nun jeder Titel besonders abgesetzt, mit lateinischer Uebersetzung begleitet, Anfang und Ende der bekanntesten Schriften ausdrücklich angegeben, auch wohl noch hinzugesetzt ist, daß sie edirt seyen, endlich noch überdieß das Folium der Handschrift mit griechischen (wozu nur diese

Pedanterei, da doch nur einige wenige Handschriften mit griechischen Zahlzeichen foliirt und paginirt sind?) und arabischen Zahlzeichen, und den Worten φύλλον und Folium auf einer eigenen Zeile darübergesetzt ist, so ist hieraus die ungeheure Breite des Catalogs entstanden, welcher 347 Codices auf 1421 großen Quartseiten verzeichnet, während der treffliche Morelli auf 320 Seiten 452 griechische Handschriften zweckmäßig und befriedigend beschreibt. Wenn daher z. B. Cod. 258 mit folgenden Worten zur vollen Genüge beschrieben werden konnte: Euripidis Phoenissae, Medea et Hippolytus cum glossis interlinearibus, Scholiisque annexis in easdem Tragoedias et praeterea in Andromachen et Alcestin. Haec Scholia maximam partem cum editis conspirant, so füllt in dem Catalog die Beschreibung, nach der beliebten Methode in die Breite gezogen, dritthalb Quart-Seiten. Die Beschreibung eines Cod. des Aristides 249 konnte von 3 Seiten auf 3 Zeilen zusammengezogen werden: Aristides Panathenaicus, de rhetorica ad Platonem, de quatuor viris, una cum Sopatri Prolegomenis et Scholiis marginalibus, maximam partem cum editis conspirantibus. Wozu war es nöthig, T. I. p. 415—423 auf 7 Seiten alle Sermonen des Max. Tyrius einzeln aufzuzählen, die hier sogar in derselben Ordnung stehen, wie in den gewöhnlichen Ausgaben, auf die zu verweisen war, so daß acht weitläufige Seiten in 2 Zeilen zusammenschwinden konnten: Maximi Tyrii Dissert. XLI. eo ordine positae, quo primum anno 1557. typis Henrici Stephani prodiere, als mit welchen Worten Morelli p. 143 einen solchen Codex beschreibt. Wenn man aber vielleicht ein solches Aufzählen des Bekanntesten, nach Anfang und Ende, Einmal dulden möchte, so ist es doch gewiß die unnützeste Papierverschwendung, wenn dieselben Schriften auf dieselbe Weise an mehr als an einer Stelle verzeichnet werden. Es mögen auch davon einige Beispiele hier stehen. Cod. nr. 199. ist bis zu 296 Fol. von derselben Hand geschrieben, als nr. 61. und enthält dieselben Sammlungen von Homilien, welche Philotheus aus mehrern Kirchenvätern gesammelt hatte. Diese Homilien werden zum erstenmal Tom. I. v. S. 318 bis 336, also auf mehr als 2 Bogen aufgezählt, und bei Erwähnung des Cod. 199. T. II. p. 309—326 auf eben so

vielen Bogen zum zweitenmal. Eine einzige Zeile der Verweisung auf die erste Beschreibung, die schon selbst allzu weitläuftig war, genügte hier. Eben so werden T. II. 53—57 die Reden des h. Gregorius aufgezählt, und wiederum in eben der Ordnung T. II. 47—77, wo es genug war, zu sagen: Nicetae Expositio sermonum sedecim Gregorii, quos eodem ordine recensuimus Cod. CXXV. Dennoch kömmt dieselbe Beschreibung in demselben Bande T. II. 353—357 zum drittenmal vor, ohne alle Erwähnung des vorigen. Auch Cod. 269 u. 300 enthalten ganz einerlei und sind von demselben Schreiber Andreas Darmarius copirt; dennoch werden beide, ohne alle Bemerkung T. III. 123 u. 233 auf dieselbe Weise beschrieben. Diese Fälle aber sind nicht die einzigen.

Auf diese Weise ist dieser Catalogus zu 3 kostbaren Bänden angewachsen, die, wenn man das Ueberflüssige hinwegschneidet, und das Nothwendige nach den Gesetzen der Sparsamkeit zusammenzieht, auf Einen Band reducirt werden konnten. Hierdurch würde der Gebrauch und Ankauf erleichtert worden seyn, und die Kosten des Druckes hätten zu andern nützlichen Dingen verwendet werden können. Nach der jetzigen Beschaffenheit des Catalogs, wo alles auf die möglichste Breite berechnet zu seyn scheint, ist der Gebrauch wie der Verkauf außerordentlich erschwert. Wenn auch in der That der Verf. eines solchen Catalogs beim ersten Wurf eine so weitläuftige Anlage nöthig finden sollte, damit ihm nichts entgehe, wenn er glaubt, alles aufschreiben zu müssen, damit ihm das Einzelne nicht entschlüpfe, so sollte doch späterhin bei der eigentlichen Redaction einer solchen Arbeit eine Reduction derselben vorgenommen, und alles gestrichen oder zusammengezogen werden, was nur als Notiz für den Verfertiger so weitläuftig dastand, damit nur das übrig bleibe, was eigentlich brauchbares Inventarium des vorhandenen Schatzes ist. In unserm Catalog aber sind nicht nur die vorhandenen Schätze mit der angezeigten Weitschweifigkeit beschrieben, sondern auch die nicht vorhandenen. So füllt Tom. I. p. 504—526 die Beschreibung von 4 Codd., welche in die königl. Bibliothek zu Paris gekommen sind, 3 Bogen; so wie Tom. III. 137

und Tom. III. 149—161 wiederum die Beschreibung von 2 Codd., die eben dahin abgegangen sind, 2 Bogen füllt. Nichts kann unnützer seyn. Es ist aber auch überdieß ganz unschicklich, daß Besitzungen einer andern Bibliothek in den Numern der königlichen fortlaufen, und als ob sie noch zu derselben gehörten, in ihrem Cataloge registrirt sind.

Solcher Ueberfluß hätte ohne Zweifel weggeschnitten werden müssen. Der 2te Abschnitt dieses Berichtes aber wird zeigen, daß dieser Catalog noch an viel wesentlicheren Mängeln, als denen einer fehlerhaften Anlage, leidet, und daß er eben so mager, als aufgeschwollen, überhaupt als gar nicht redigirt zu betrachten ist.

II. Innere Beschaffenheit des Catalogs.

Zu der innern Beschaffenheit eines Catalogs von Handschriften muß alles gerechnet werden, was auf die richtige Beurtheilung derselben eine Beziehung hat.

Um eine Handschrift richtig zu beurtheilen, muß man ihr Alter kennen, wie sie sich erhalten hat, welchen Grad der Genauigkeit man sich von ihr versprechen darf, auch in wiefern sie mit andern schon bekannten Handschriften übereinstimmt oder von ihnen abweicht.

Es ist also von einem solchen Cataloge eine genaue Beschreibung der äußern Beschaffenheit der Codd. zu erwarten; über ihren innern Werth aber wird er, da dem Verf. selbst eine kritische Untersuchung alles Einzelnen nicht zuzumuthen ist, so viel beibringen, als möglich. Er wird also bemerken, welcher Gelehrte diesen Cod. gebraucht und verglichen habe, und das Urtheil desselben bemerken; vorzüglich wenn etwa ein Werk zuerst oder allein aus einem solchen Cod. edirt worden; er wird forschen, mit welchen Handschriften die seinige zusammenstimme; er wird bei den wichtigern Proben der Lesarten geben; bemerken, ob am Rande abweichende Lesarten beigeschrieben sind; endlich muß er in dem, was er aushebt, die strengste diplomatische Genauigkeit beobachten, weil hieraus nicht nur die größere oder geringere Genauigkeit des Copisten, sondern oft auch die Uebereins

stimmung einer Handschrift mit einer andern geschlossen werden kann.

Endlich muß eine jede Schrift so viel wie möglich ihrem Autor zugewiesen, und die edirten Schriften müssen von den unedirten geschieden werden.

Auf diese gerechten Forderungen ist in dem H. Catalog keineswegs die nöthige Rücksicht genommen worden.

1) Die Beschreibung der äußern Beschaffenheit der Handschriften, mit denen eine jede Numer anhebt, ist nicht immer genau, oft verworren, und mit unnützem Detail überladen. Fast bei allen Codd. wird bemerkt, daß die Initialbuchstaben und Ueberschriften mit rother Dinte geschrieben sind, eine Sache, die ganz ohne alle Bedeutung ist, und nicht gleich dem Falle, wo die Initialen mit Mahlerei und Vergoldung ausgeschmückt sind. Fast allen Schreibern wird ein character nitidus, elegans u. dergl. beigelegt, auch bei ganz gemeiner, ja oft bei entschieden schlechter und roher Schrift, so daß für die wirklich elegant und schön geschriebenen kein unterscheidendes Merkmal übrig bleibt. Zur Abwechselung legt er ihnen auch manum lisibilem bei, mit welchem barbarischen Worte entweder gar nichts, oder etwas ganz allgemeines gesagt wird. Wenn sich der Schreiber am Ende seiner Abschrift genannt hat, nennt ihn auch der Verf. im Eingange, und dann immer noch besonders in der Beschreibung selbst. Nun sind aber mehrere, ja die meisten dieser Codd. von mehrern Händen geschrieben, und doch ist oft nur Ein Schreiber namentlich angeführt; und dann heißt es oft in der allgemeinen Beschreibung mit schreiendem Widerspruch, wie Tom. I. 105. nr. 23.: Codex scriptus manu diversa . . a Cornelio Naupliensi Murmureo exaratus. und ebenso Tom. I. 226. nr. 47. Tom. I. 235. nr. 48. Tom. I. 312. nr. 59. manu varia . . . scriptus a Michaele Maleensi. Tom. I. 551. nr. 104. manu diversa . . . exaratus a Fr. Cladio. und so häufig. Denn immer kehren dieselben Worte zurück, so daß man oft in einer ganzen Reihe nur dieselben Handschriften beschrieben zu finden glaubt. Bei der oben schon berührten Beschaffenheit eines großen Theils der Codd. der königl. Bibliothek konnten diese Beschreibungen außerordentlich vereinfacht werden.

Einen Theil dieser Beschreibungen macht immer, mit Recht, die Angabe der Blätterzahl. Wenn aber zufällig ein Cod. schon von älterer Hand paginirt ist, so gibt H. in der Beschreibung des Einzelnen die pagina an (sie immer folium nennend), woraus dann die Sonderbarkeit entsteht, daß ein Band noch einmal so viel folia zu haben scheint, als er der Angabe nach wirklich hat. Bisweilen ist auch ein Band zum Theil paginirt, zum Theil foliirt; und da H. beides ohne Unterschied benutzt, so scheint oft in der zweiten Hälfte eines Bandes die Zahl rückwärts zu gehn. Beispiele kann man Tom. I. p. 94 und andere mehr finden.

Auch andere Verworrenheiten setzen den Leser bisweilen in Verlegenheit. Wie wenn es Tom. I. p. 486 bei der Geschichte der gothischen Kriege von Procopius heißt: lacunae statim initio habentur, quasi quid deesset, quum vero id cum editione contuli, idem inveni, wo die Meinung des Verf. nicht zu errathen ist. In der Beschreibung eines Cod. von Thucydid. Tom. II. p. 490: Inter alias editiones Bibl. Elector. possidet ed. Amstelod. gr. lat. 1731. f. m. In primo folio notatur exemplar hoc esse ex Biblioth. Chii insulae. Dolendum sane glirium dente magnam partem in marg. superiore excavatum esse, welche Worte der grammatischen Verbindung nach auf das der königl. Bibliothek gehörige Exemplar des Duckerischen Thucydides gezogen werden mußten; in der That aber zu der Beschreibung der Handschriften gehören. Solche Verworrenheiten, die aus ungeschickter Anordnung der Sätze, häufig auch aus dem unrichtigen Gebrauche der Partikeln entstehn, sind hier überaus zahlreich.

2) Auf die Beurtheilung des innern Werthes der Handschriften ist höchst selten einige Rücksicht genommen. Herr H., welcher mehrere derselben für auswärtige Gelehrte verglichen hat, mußte durch diese Arbeit vollkommen in den Stand gesetzt seyn, über die Güte oder Untauglichkeit des verglichenen Cod. zu urtheilen. Aber ob er gleich immer bemerkt, wenn er Collationen einer Handschrift besorgt und andern mitgetheilt hat, so finden wir doch in diesen Fällen nie etwas, das einem kritischen Urtheile ähnlich sähe.

Von den Urtheilen andrer über die von ihnen gebrauchten Codd. der königl. Bibl. wird ebenfalls nirgends eines angeführt, ja überhaupt nur sehr selten bemerkt, daß ein Cod. von andern benutzt sey. Es kann aber niemanden unwichtig scheinen, zu wissen, ob eine Arbeit schon gethan sey oder ob es sich der Mühe lohne, sie zum zweiten- oder überhaupt auch nur einmal vorzunehmen. Vieles dieser Art hat der Berichterstatter in seinen Anmerkungen angezeigt; wohl wissend indeß, daß er bei Mangel der Zeit und der nöthigen Hülfsmittel noch eine reiche Nachlese andern zurückgelassen habe.

3) Die richtige Schätzung der Handschriften ist durch die Beschaffenheit des Catalogs sogar erschwert, indem fast in allen Anführungen ein großer Mangel an diplomatischer Genauigkeit herrscht.

Wir haben schon oben bemerkt, daß H. es für nöthig gehalten, von jeder Schrift, auch der bekanntesten, Anfang und Ende anzuführen, in der Meinung, daß daraus allein erkannt werden könne, ob man wirklich die durch den Titel angezeigte Schrift vor sich habe, und ob sie ganz und vollständig sey. Tom. IV. Praef. III.: ad internam Cod. formam spectare videtur ... initium et finis. Ex hoc enim solo (?) recte intelligi potest, an idem opus sit, quamvis subinde aliqua verba eadem sint. (Was heißen diese Worte?) Wenn er daher ein Trauerspiel des Sophocles oder Euripides, eine Schrift Lucians, eine Rede des Isokrates ꝛc. nach Anfang und Ende aufgeführt hat, setzt er noch zum Ueberfluß hinzu: initium et finis idem cum edito (Tom. III. p. 334 f.), als ob keiner seiner Leser einen Sophocles, einen Euripides, einen Lucian oder Isokrates besäße, um selbst nachzusehen, oder als ob man einem Bibliothekar nicht trauen dürfe, wenn er kurz und gut sagt, Tragoedia integra, Oratio integra ꝛc., da ja auch sogar dieser Zusatz unnöthig ist, und man bloß, bei Mangel der Integrität, eine Anzeige des Fehlenden erwartet. Wenn aber denn doch einmal diese Einrichtung beliebt und gut geheißen war, so mußte wenigstens alles mit der gewissenhaftesten Treue angegeben und, durch Vermeidung aller und jeder Willkührlichkeit, der Grund-

satz, nur zu registriren, nicht zu urtheilen, mit Consequenz durchgeführt werden.

Nun ist aber gegen diese Treue auf alle Weise und in allen Punkten gefehlt.

a) Hr. H. erfindet Titel oder entlehnt sie anderswoher, während er doch nur seinen Cod. diplomatisch genau zu beschreiben vorgibt. Daher heißt es nr. 4. Tom. I. p. 22. lächerlich genug: Codex IV. . . . exaratus seculo X, ut videtur, et inscriptus: τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ꝛc. ein ganzer griechischer Titel von 5 Zeilen, und am Ende desselben: Iste quidem titulus huic codici non praefigitur, sed sine titulo incipit. Eine Ungereimtheit, welche leicht zu vermeiden war, wenn es hieß: Jo. Chrysostomi Commentarius in Joann. Evangelistam. Pars altera. Fast eben so nr. 338 Tom. III. p. 337: Codex . . bene conservatus et inscriptus: Βιβλίον ἱστορικῆς etc. Iste liber quidem caret titulo suo, relicto spatio vacuo.

b) Er entstellt sie durch willkührliche Auslassungen und Zusätze. So fehlen nr. 19. p. 100 in dem Titel einer Schrift des Philo die Worte καὶ μετανοίας. nr. 21. T. I. p. 107 fehlt das Hauptwort des Titels ὑπόμνημα. Cod. 22. p. 104 der Hauptnahme γρεγωρίου. Cod. 24. p. 114 ist statt κυρίῳ in den Titel χριστῷ gesetzt. Cod. 27. p. 144 καὶ νῦν ausgelassen, und Cod. 28. p. 157 das Hauptwort ἀρχῆς. Ib. p. 160 γραικοῦ und καλδηναρίων (welche Form ich in den Anmerkungen gerechtfertigt habe) willkührlich in καρδηναλίων verwandelt; also 2 wesentliche Verfälschungen in Einem Titel. Cod. 41. p. 213 ist der Titel der Handschrift τοῦ ἁγίου Κυρίλλου Ἀλεξανδρίας εἰς τὸν προφήτην ἀββακοὺμ τόμος πρῶτος ganz willkührlich umgeschaffen, und der allgemeine Titel εἰς τοὺς προφήτας eigenmächtig erfunden; Cod. 43. p. 219 statt τῶν πραχθέντων ein grober Solöcismus πραχθέντα eingeführt; Cod. 59. p. 314 ἐξηγητὴς ἀνώνυμος in ἐξήγησις ἀνώνυμος verändert; so wie p. 313 statt εἰ τῷ εἶναι καὶ οὐ τῷ βούλεσθαι ποιεῖ ὁ θεὸς in οὕτω βούλ. und dieser unglücklichen Verbesserung zu Folge übersetzt: si existendo et sic volendo creat Deus st. si existendo, non autem volendo Deus creat. Cod. 61 p. 330 ist im Titel einer Homilie des h. Chrysost. τοῦ πάσχα aus-

gelassen, und gleich darauf in einer andern σώφρονος βίου in σωφροσύνης βίου verfälscht; Cod. 62. p. 342 sind die Worte καὶ ὅπως κολάζονται οἱ φαρμακοὶ an eine unrichtige Stelle gesetzt. u. s. w.

c) Nicht minder untreu sind die Anfangs- und Endworte copirt. Nicht nur sind sie immer so kärglich zugezählt, daß sie fast nie einen Sinn geben, selbst da, wo der Zusatz von einem oder zwei Worten den Sinn vollständig gemacht hätte, sondern es sind sogar die Worte zerrissen, und ihre Endsylben mit dem nächsten Worte zu unverständlichen Ungeheuern zusammengeschmolzen worden. Cod. 10. p. 50 endigt ein Brief mit den Worten σιγᾷν δεδικαίωται δεῖν, wofür unser Catalog δικαιῶται δεινὸν schreibt. Ein andrer ibid. p. 52 endigt ἀτυχήσαιμι θειότατε; nach dem Catal. aber μιθειότατε. Nicht minder monströs ist Cod. 83. p. 469 der Schluß einer Schrift des heil. Maximus ἐρείδουσαν ὀλισθήματα in ἐρείδου συνολισθήματα entstellt. Cod. 27. p. 141 ist die Negation οὐ, und gleich darauf ἀληθῶς ausgelassen. ib. 145. der ganze Satz: ἄπειη τοῦτο λέγειν in der Mitte ausgelassen. Cod. 50. p. 264 ὁ δεῖνα in ἃ δεῖνα verschlimmbessert. Gleich darauf aber p. 265 ist l. 4. εὐχῆς in ψυχῆς verändert, und lin. ult. enthalten die angeführten Worte des Anfangs und Endes nicht weniger als 4 schlimme Verfälschungen. Cod. 64. p. 376 ist aus πνευματικῆς θεωρίας (geistige Beschauung) πνευματικῆς δωρεᾶς geworden.

Es fällt in die Augen, daß bei so nachlässigen und ungetreuen Anführungen die Absicht, um derentwillen der Verf. Anfang und Endworte anführte, „daß man daraus das Werk erkennen solle,“ gänzlich vereitelt wird. Dieß geschieht aber noch vollständiger dadurch, daß

d) nicht die wirklichen Worte angeführt werden. So endigt nr. 263. Tom. III. p. 108 die Demonstratio keineswegs mit den angeführten Worten, sondern das Ende, welches erst auf dem untern Rande der folgenden Seite steht (das ganze Schriftchen ist nämlich auf ein zufällig leer gebliebenes Blatt eingeflickt, welches aber nicht ganz hinreichte), ist ein ganz anderes. (S. additamenta.) Ein anderes

Beispiel Tom. I. p. 235 Finis allegatus ꝛc. (S. additam. *)). Bisweilen sind Anfang und Ende verschiedener Schriften vermischt, oder die Endworte der einen mit dem Anfang der andern verwechselt worden. Cod. 67. p. 417 schließt eine Diss. des Max. Tyrius mit den Worten πλὴν τιμάρχου. Die nächste fängt an mit den Worten: ἀναλαβόντες αὖ τοὺς περὶ ἔρωτος λόγους ꝛc. Hardt zieht den Anfang der letztern zu dem Schlusse des erstern, und läßt jene endigen: πλὴν τιμάρχου ἀναλαβόντες, und diese anfangen: αὐτοὺς περὶ . . . indem er noch überdieß die getrennten Worte αὖ τοὺς in Eines zusammenzieht. — Cod. 28. p. 157 gibt er dem Enchiridio des Erzbischof Nilus den Schluß der darauf folgenden Rede desselben. Cod. 236. Tom. III. p. 6 nimmt er bei einer Schrift des Disconides die letzten Worte der subscriptio librarii für den Schluß der Schrift, und leiht dem Autor, was seinem Abschreiber gehört. Cod. 241. Tom. III. p. 15. werden 2 Aufsätze, von denen der eine von den Wunderwerken der Welt, der andere von der Dunkelheit der Mythen handelt, Aufsätze, welche ganz und gar nichts mit einander gemein haben, zusammengezogen, und der Anfang des ersten mit dem Ende des zweiten zusammengestellt. Mehrere Beispiele solcher Verwirrungen geben unsre additamenta.

Alle diese Fehler, welche aus Uebereilung und Flüchtigkeit entstanden sind, werden

e) durch solche vermehrt, welche aus Mangel an Uebung im Lesen der Handschriften und aus Unkenntniß der Sprache hervorgegangen sind. Cod. 25. p. 128. wird das barbarische ἐφεύρεις, was aber doch dem jambischen Sylbenmaaß zusagt, mit dem sinnlosen ἐχευρέσεις; Cod. 50. p. 266 εἰκόνισμα (etwas schwierig zu lesen) mit einem nicht griechischen Worte ὕμνισμα vertauscht, und versus hymnum habentes übersetzt. Cod. 48. p. 241 in einem Frag-

*) Die in diesem Berichte öfters angeführten additamenta legte ich der Commission in der Sitzung vor, und übergab sie dem General-Secretär. Sie müssen sich noch (vorausgesetzt daß sie nicht vernichtet worden) in dem Archive der Akademie finden. Es war ein starkes Fascikel, und enthält unter Anderm zahlreiche Auszüge aus den Scholien zu den Reden des Aristides.

ment des Theophrastus wird im Eingange die attische Form λεπτόγεως in die gemeine Form λεπτόγαιος verändert; und am Schlusse die δένδρα ἀείφυλλα, arbores semper virentes, durch die Spaltung in ἀεὶ φύλλα, semper folia, ihres Beiwortes beraubt. Ebenso ist Cod. 56. Tom. I. p. 305 aus φύλλου ἀειθαλλοῦς von dem Verfasser gegen allen Sinn ἀεὶ θαλλούσης gemacht. Cod. 45. p. 223 ist der bekannte Titel πρωτοασηκρῆτις in πρωτασεκρέτοις verändert, und wiederum Cod. 46. p. 226. Cod. 50. p. 267 βραχύτης ἐπιστολῆς in βραχὺ τῆς ἐπιστολῆς, und 16. p. 273 versus ἡρωελεγεῖοι in ἡρωελεγειακοί.

Diese zahlreichen Fehler, die sich fast in allen Anführungen griechischer Worte drängen, müssen nothwendiger Weise das Urtheil über den Werth der Handschriften irre leiten und die Meinung erregen, daß ihre Abschreiber noch weit unwissender und nachlässiger gewesen, als sie wirklich waren. Auch die unablässig zurückkehrenden Vergehungen gegen die Accentuation, einen Gegenstand der Aufmerksamkeit auch der schlechtesten Abschreiber, dürfen hier nicht unbemerkt bleiben. Indem dieselben Irrthümer mit einer Art von Consequenz immer wiederkehren, könnte man leicht vermuthen, daß im 16ten Jahrhundert unter jenen Abschreibern ein neues System der griechischen Prosodie eingeführt worden, welches allen Gesetzen der älteren widerstrebe. Sie beeinträchtigen den Sinn oft auf eine schreiende Weise. So ist, um nur einige Beispiele anzuführen, durch falsche Stellung des Accents in diesem Catalog eine ganz neue Ketzerei eingeführt, und aus der Gottgebärerin, θεοτόκος, eine von Gott Geborene, θεότοκος, geworden; die Ruchlosen aber, welche gegen Christum streiten, χριστομάχοι, sind hier umgeschaffen in solche die von Christo bestritten werden, χριστόμαχοι (Tom. I. p. 134). Andere Kleinigkeiten, wie Vertauschung des Optativs mit dem Infinitiv, νικήσαι und νικῆσαι Tom. I. p. 94; des Imperativs mit dem Indicativ, εὐθυμεῖ καὶ μὴ ἀδικεῖ und εὐθύμει καὶ μὴ ἀδίκει Tom. I. p. 258; ποίει und ποιεῖ Tom. I. p. 267; eines Substantivs mit dem Verbo, αἰτία und αἰτιᾷ Tom. I. p. 419 und dergleichen nicht zu gedenken.

4) Der Inhalt der Handschriften ist oft aus Mangel an Genauigkeit und Umsicht falsch dargestellt.

Z. B. Cod. VIII. Tom. I. p. 39 ist in der Beschreibung einer grammatischen Abhandlung das Capitel περὶ σολοικισμοῦ übergangen. Nach den Aufschriften mehrerer Capitel aber, in denen von den rhetorischen Füßen gehandelt wird, erscheint zuletzt, ganz unerwartet, ein Cap. von den Füßen überhaupt, περὶ ποδῶν, welches mit den Worten τοίνυν πάσης ἰδέας ἐκθέμενοι anheben soll, zum wiederholten Erstaunen des Lesers, welcher hier τοίνυν mit nicht geringer Verwunderung als ein enim oder autem im Anfange des Satzes erblickt. Bei der Einsicht der Handschriften schwindet das Erstaunen. Hr. H. trennte, was zusammen gehörte: περὶ ποδῶν τοίνυν πάσης ἰδέας, hielt die ersten Worte des Satzes für eine Ueberschrift, und immer an den Anfängen und Endsylben klebend, macht ihm die Sinnlosigkeit der nächsten Worte keine Sorgen. — Nicht weniger merkwürdig irrt Hr. H. Cod. CXXI. Tom. II. p. 191. Hier befindet sich auf einer der letzten Seiten ein Hymnus des Orpheus auf die Nacht, dem aber der Name des Autors nicht beigesetzt ist. Die Ueberschrift lautet: νυκτὸς θυμίαμα δαλός [nicht δάλος]. Hr. H., δαλὸς mit θάλος verwechselnd, übersetzt: noctis suffitus germen. Hr. H. ahndete nichts. Mitten im Hymnus wird ein Vers durch das Wort γνωμικὸν unterbrochen, das wie eine neue Aufschrift heraustritt, im Grunde aber nur eine Randbemerkung des Originals war, das der gedankenlose Abschreiber in den Context erhob. Hr. H., nicht besonnener als dieser, macht aus diesem γνωμικὸν ein neues Gedicht, dessen Anfang und Ende er besonders hinstellt, ohne zu bemerken, daß jener Anfang nur der Schluß eines Hexameters ist.

Bedeutender noch ist ein Irrthum bei Cod. 72. Tom. I. p. 448. Nachdem hier mehrere Schriften medicinischen Inhalts aufgezählt worden, fährt Hr. H. fort: In hujus (des zuletzt angeführten Schriftchens) fine minio notatur νικαίου. Tum sequitur Anonymi Tractatus de curatione morborum etc. — Per inscriptionem olim Nicaeae intelligo Bessarionem possessorem. Gewiß hätte Hr. H. nicht unglück-

licher rathen und lesen können. Der Cod. ist lange nach Bessarions Tode geschrieben; er kann also diesem Cardinal nicht angehört haben. Ferner werden wohl solche Noten nie an einer solchen Stelle gefunden, wie die hier erwähnte, am wenigsten an der Stelle, wo man eine Ueberschrift erwarten mußte. [Warum wird dieser weitläuftige Tractat nicht, wie die andern, in Reihe und Glied aufgeführt, sondern nur beiläufig in den Anmerkungen?] Endlich wird der Card. Bessarion nie νικαῖος, sondern ὁ νικαίας, der Bischof von Nicäa, genannt. Es ist aber überhaupt ein Irrthum, daß die Abbreviatur πα̃λ' in πάλαι aufzulösen sey. Sie heißt παύλου, und so wird uns hier die Schrift, nicht eines Anonymi, sondern des Paulus Nicänus wiedergegeben, welche sich auch in der königl. Bibl. zu Wien mehr als einmal findet.

Noch schlimmer aber sind solche Fehler, welche durch willkührliches Umändern des Nicht-Verstandenen erzeugt, die Richtigkeit des Catalogs verdächtig machen, der, wie jedes Verzeichniß, das Gefundene aufrichtig anzeigen soll. Cod. 313. Tom. III. p. 265 finden wir in dem Hardt. Catalog νόμοι χρονικοὶ, leges temporariae, angeführt. Niemand kann errathen, was das sey; auch gibt der Catalog, nachdem er die Worte des Anfangs und Endes hingesetzt hat, keine weitere Belehrung. Willkührlich hatte der Verf. die Ueberschrift im Codex νόμοι Κρονικοὶ, leges Saturnales, in etwas ganz Unverständliches umgeändert. Jene leges Saturnales aber sind ein Bruchstück einer Schrift Lucians, wie man sogleich erkennt; so wie auch der nächstfolgende Abschnitt νόμοι συμποτικοὶ (wo Hr. H. ganz zur Unzeit die leges convivales des Aristoteles erwähnt) aus demselben Schriftsteller und derselben Schrift genommen ist.

Es wird schon aus diesen Beispielen abzunehmen seyn, daß in Rücksicht auf die Entdeckung der Verf. der hier verzeichneten Schriften, so wie des Edirten und Nicht-Edirten, noch eine Nachlese zu halten sey. Eine rhetorische Schrift nr. 327. wird mit der Bemerkung abgefertigt: Est sine omni titulo opusculum rhetoricorum ad Rufum Melitium filium, ubi statim initio περὶ συνθέσεως occurrit,

et sic sine ullo alio titulo ad finem pergit. Es war doch leicht zu sehen, daß sich diese Schrift in Stil und Inhalt weit über das Gemeine erhob; es war ebenfalls leicht auszumitteln, daß sie von einem Ende bis zum andern von der Synthesis der Worte handle; auch der Name dessen, an den sie gerichtet war, konnte weiter führen. Aber alle diese Umstände haben die Entdeckung ihres Verf. nicht herbeigeführt. Es ist die bekannte Schrift des Dionysius Halicarnassensis de compositione verborum.

Gleich darauf nr. 334. Tom. III. p. 525 wird eine vita Hesiodi nach ihren Anfangs- und Schlußworten für ein Ineditum erklärt. Sie ist aber vom Tzetza und befindet sich in der Mitte des öfters gedruckten Prooemiums. — Eben so wird nr. 237. Tom. III. p. 1 ein weltbekanntes, in der Planudeischen Anthologie und anderwärts oft gedrucktes Epigramm de laboribus Herculis; nr. 48. Tom. I. p. 242 ein Excerpt aus der Historia animalium des Aristoteles, das sich im ersten Cap. des ersten Buchs findet; der Commentarius des Corinthius ad Hermogenem in nr. 101. Tom. I. p. 546, welchen Reiske aus dem nemlichen Cod. edirt hat; nr. 111. Tom. II. p. 17 das in der Bibl. der alten Litteratur und Künste edirte Fragment der Chrestomathie des Proclus über die cyprischen Gedichte; nr. 71. Tom. I. p. 443 eine Schrift des Hippokrates, die in allen Ausgaben nur mit etwas veränderten Titel vorkömmt; nr. 104. Tom. I. p. 559 ein Aufsatz des Demetr. Triclinius, welcher überall zu lesen ist; und so mehreres Andre, sammt und sonders für Inedita erklärt.

Auffallend ist es, daß unser Verf. bisweilen die in der Handschrift freiwillig und leicht gebotenen Notizen gleichsam verschmäht, und ihnen lieber auf dem schlüpfrigen Boden der Vermuthung nachjagt. nr. 100. Tom. I. p. 536 wird der Titel eines Commentars über den Phädon des Plato angeführt, mit dem Zusatz: ἔστι δὲ ἀκέφαλος, est autem mutilus ab initio. Hr. H. übersetzt auf eine ganz unbegreifliche Weise: est vero anonymi, und fährt dann fort: non est anonymi, sed Olympiodori Platonici, uti recte in vetere catalogo citatur. Allerdings ist dieses wahr. Aber warum sagte Hr. H. nicht sogleich, daß der Name des Olympiodorus in dem Codex, von einer etwas andern, aber

alten Hand, über der Schrift mit großen Buchstaben zu lesen ist?

Die Vergleichung des Inhalts ist bisweilen unvollständig, bisweilen übervollständig. Es ist allen denen, welche Codd. in den Händen gehabt haben, bekannt, daß die leeren Vorsätzblätter oft mit einer Menge von unnützen oder unbedeutenden Dingen, Auszügen, kleinen Gedichten, Gebeten, Sentenzen, beschrieben sind. Alles dieses einzeln anzuführen, oder gar, wie Hr. H. nie unterläßt, mit Anfangs- und Schlußworten, ist in der That ein Misbrauch des Fleißes; und dennoch sind mit solchen Aufzählungen oft eben so viele Seiten des Catalogs gefüllt, als die Handschrift selbst hat. Aber auch hierin ist keine vollkommene Consequenz beobachtet. Zu einer Zeit wird Alles, zu einer andern nur Einiges, bisweilen gar nichts dieser Art aufgezeichnet.

Bisweilen ist es geschehen, daß, wenn ein Cod. aus einem Original von mehreren Bänden zusammengeschrieben worden ist, der gedankenlose Abschreiber jenen Mischmasch der Vorsätzblätter am Schlusse des ersten Bandes ebenfalls copirt und dann zu der Abschrift des folgenden Bandes ohne Bedenken überging, unbekümmert über die unsinnige Unterbrechung des Zusammenhangs. Solche Beispiele bieten die Fabrik-Handschriften der königl. Bibl. mehrere dar, welche der Catalog nicht bemerkt; wie denn überhaupt auf die Beschaffenheit der Schriften in ihrer Mitte, wo oft die sonderbarsten Verwirrungen vorkommen, allzu wenig geachtet ist.

In nr. 39. Tom. I. p. 206 wird der Commentar des Eustathius zu der Periegesis des Dionysius angezeigt, mit Schlußworten, die sich in keiner Ausgabe und in keinem Cod. des Eustathius finden werden. Hr. H. läßt diesen Umstand unbemerkt, gleichsam selbst den hohen Werth herabsetzend, den er seinen Anführungen des Anfangs und Schlusses beilegt. Er bemerkt nicht, daß p. 316 med. der Commentar beim 1143sten Vers plötzlich durch die Stelle eines andern Schriftstellers unterbrochen wird, welche 4 und eine halbe Seite füllt, und von der Wichtigkeit und Herrschaft der ψυχικὴ λογικὴ bis zum Ende, d. h. bis zu den Worten handelt, die uns Hr. H.

als die Schlußworte des Eusathius ausbringt. Es war also der letzte Theil unsrer Handschrift aus einem Originale copirt, in welchem das Ende des Eustathius und der Anfang jener psychologischen Abhandlung verloren war. Der Abschreiber bemerkte dieses nicht und schrieb ohne Bedenken weiter, ohne Verstand und Sinn zusammen, was durch einen blinden Zufall zusammengekommen war. Mehrere Beispiele ähnlicher, von den Catalogisten nicht beachteter Verwirrungen sind in den Additamentis angegeben.

Hin und wieder sind auch kleinere Schriften übergangen worden. So nr. 66. Tom. I. p. 396 ein Schriftchen des Abucaras; nr. 363. Tom. III. p. 110 eine Erklärung von Synonymen und einige Bemerkungen de mensibus. nr. 287. folgen auf einige vorgebliche Fragmente des Heraclitus vier kleine Aufsätze verschiedenen Inhalts, von denen der Catalogist, als ob sie auch zu den heraklitischen Fragmenten gehörten, keine Notiz nimmt.

5) Unterzeichneter schließt diesen Abschnitt mit einigen Bemerkungen über den rohen Zustand dieses Catalogs, der als eine prachtvoll gedruckte Kladde allerdings eine litterarische Merkwürdigkeit ist.

Dieser Ausdruck, welcher hart scheinen kann, bedarf einer Rechtfertigung.

Nachdem Hr. H. das Verzeichniß der Handschriften nach der oben beschriebenen Weise angefertigt, nicht mit der größten Genauigkeit, wie wir zur Genüge dargethan haben, schrieb er seinem Manuscript, meist, wie es scheint, zu eigener Nachricht, allerlei litterarische und andere Bemerkungen bei, die er dann, als es zum Drucke kam, entweder aus Vergessenheit, oder aus andern Gründen, zu ordnen und auszustreichen versäumte; vielleicht auch, weil er hoffte, daß sein gelehrter Herausgeber ihm diesen Dienst leisten werde. Denn daß Hr. H. das gelehrte Publikum, für welches er arbeitete, so gering geachtet habe, um ihm mit Ernst und Besonnenheit solche Materialien zu bieten, können wir uns nicht überreden.

Denn nicht einmal revidirt ist das Manuscript. Bei Gelegenheit einer Uebersetzung des h. Augustinus de Trinitate nr. 54. Tom. I. p. 296 liest man die Worte: nondum

omittendum graece lucem viderunt. Man bemerkt leicht, daß Hr. H. dieses unverständliche omittendum früher zu eigner Notiz an den Rand geschrieben, und es unausgestrichen den Setzern überantwortet hat, die es dann zu Nonsens verbrauchten. Wäre das Mscpt. revidirt, so würde man nicht unverarbeitete Notizen stehen gelassen haben, die sogar kund thun, daß sie zu ganz verschiedenen Zeiten eingetragen worden, wie wenn es z. B. Cod. 16. Tom. I. p. 93 bei Gelegenheit homerischer Scholien heißt: Scholia haec Homerica omnium pretiosissima mox edenda e codd. Marcianis 453 et 454 dicebantur in Anecdotis graecis Jo. de Villoison. (Soweit war also vor dem Jahre 1788 geschrieben. Dann weiter) Et sane prodiere A. 1788. Venet. Fol. Cum his facta collatio et missa G. Heyne, prof. et bibl. Gott. pretiosam Homeri editionem paraturo. (Dieses war 1802 geschrieben. Dann) Prodiit. 1802. Lond. etc. Bei einem Cod. des Libanius nr. 50. Tom. I. p. 254 läßt sich Hr. H. also vernehmen: Legi in anecdotis de Villoison cl. Reiskiam omnium Libanii operum editionem superioribus multo ampliorem ex mariti sui Schedis depromere (?) et unam Libanii declamationem prius ineditam separatim excusam praemisisse. (Soweit vor dem Jahr 1784. Dann) Prodiit hujus promissae editionis Vol. I. 1784. Altenburgii. Vol. II. 1792. etc. Vol. IV. 8. ex hoc etiam Cod. electorali. Vieles ist in dieser Anmerkung anstößig und lächerlich; unter Andern, daß Hr. H. die große Quart-Ausgabe des Libanius, von welcher nie mehr als der erste Band, Altenb. 1784., an das Licht gestellt worden, mit der in Octav verwechselt, von welcher der erste Band zu Altenb. 1791. erschien. Dann ist es auch unrichtig, daß diese Ausgabe die sämmtlichen Werke des Libanius enthalte, da sie sich, mit Uebergehung der großen Briefsammlung, auf die Reden und Declamationen beschränkt. — Bei Gelegenheit eines Comment. über den Plato Cod. 100. Tom. I. p. 526 wird ganz in demselben Geiste bemerkt: Observa, omnium Platonis Scholiorum editorum ac ineditorum collectionem jam dudum parari a cl. David. Ruhnkenio. Prodiit 1800. Lugd. Batav. haec Platonis editio. Hier hat zuerst die Schrift des Paterius Atticus, bei welcher diese litterarische Notiz eingeschoben wird, mit den Scholien über den Plato nicht das Geringste gemein, und nie war es Ruhnkens Absicht,

die Auslegung der platonischen Philosophie zu ediren. Zweitens aber wird uns hier mit einemmal eine Ruhnkenische Ausgabe des Plato untergeschoben, von der nie ein Gelehrter sprechen gehört haben wird.

Der gänzliche Mangel einer Revision erhellt ferner aus den zwecklosen Wiederholungen derselben Bemerkungen, oft auch aus den Widersprüchen, in denen sie unter einander stehen. So wird Tom. I. p. 215 von der Geschichte des Barlaam behauptet, sie sey gr. et latine cum versione veteri et Jac. Billii edirt. Tom. II. p. 103 hört man nur von einer wiederholten lat. Ausgabe; Tom. II. p. 251 endlich wird die Existenz der griechischen Ausgabe ganz geleugnet: graece nunquam edita fuit. Und dieses ist der Wahrheit gemäß. So wird von demselben Werke Tom. I. p. 215 bemerkt, daß, ob sie dem Joannes Damascenus oder einem andern Joannes angehöre, strittig sey; Tom. II. p. 103, daß gar sehr bezweifelt werde, ob Damascenus ihr Verf. sey; endlich Tom. II. p. 250, sie werde dem Damascenus mit dem meisten Grunde beigelegt. — So findet sich dieselbe Bemerkung über eine Schrift des Maximus Confessor Tom. I. p. 126 f., und gleich wieder p. 132. Die Geschichte von dem Ankaufe der Bibliothek des Petrus Victorius wird mehr als einmal, bald kürzer, bald ausführlicher, erzählt, Tom. I. p. 92 und 491 und so Vieles.

Gewiß nur zu eigner Nachricht, nicht aber zum Gebrauche gelehrter Leser, sind eine Menge gemeiner litterarischer Notizen eingestreut, die nur auf den wohlthätigen Federstrich des Revisors warteten. Oder könnte es in der That einem Leser frommen, Tom. I. p. 25 zu erfahren, daß Dio Chrysostomus im 2ten Jahrh. vornemlich unter Trojan geblüht habe, und daß es mehrere Ausgaben seiner Werke gebe; daß, wie wir Tom. III. p. 324 lesen, der Ajax, die Electra und der Oedipus des Sophocles wirklich edirt sind; daß es, nach Tom. III. p. 8., Ausgaben der Republik des Plato gibt, und nach Tom. III. p. 265 Reden des Isokrates, sowie Tom. II. p. 208 die olynthischen Reden des Demosthenes edirt sind?

Von solchen Bemerkungen wimmelt dieser Catalog. Oft werden auch bestimmte Ausgaben nachgewiesen, in denen dieser oder jener Autor zu finden sey, und dann

meist ganz willkürlich nicht etwa die editio princeps, oder die vorzüglichste, oder die neueste, was doch alles gleich unnütz wäre, sondern die erste, die beste genannt.

Auch noch manches andre würde in diesem Catalog ein wohlmeinender Revisor oder Redacteur ohne Bedenken gestrichen haben. Die Paläographen haben es, aus mehreren Gründen, für nützlich gehalten, die Subscriptiones, mit denen die Abschreiber ihre Arbeit zu endigen pflegten, wenn sie irgend eine litterarische Nachweisung oder eine Zeitbestimmung enthielten, anzumerken. Auch Hr. H. hat dieses thun zu müssen geglaubt, und auch ganz unbedeutende Ejaculationen des der vollendeten Arbeit frohen Copisten, nicht nur abdrucken lassen, sondern sogar in das Lateinische übersetzt. So Tom. I. p. 102. I. 103. [illegible]352. III. 116 u. a. Die lateinische Uebersetzung konnte hier wohl ohne Bedenken gestrichen werden, in den meisten Fällen auch das Original.

Diese Subscriptionen erinnern uns an ein auffallendes Beispiel von Verworrenheit, wo die Hülfe des Redacteurs erwartet werden konnte. Bei Cod. 30. Tom. I. p. 171 wird eine Unterschrift angeführt des Inhalts „das gegenwärtige Buch sey ein Eigenthum des Klosters der Mutter Gottes zu Thessalonika" eine Anmerkung, die aus dem Original zu Venedig nr. 451. copirt ist. Aber hier finden sich einige Worte mehr, *οὐ πρὸς τὸ προκείμενον*, non ad praesens, die den Sinn auf das Sonderbarste verwirren. Der Leser wird vielleicht Rettung in Hrn. H.'s Uebersetzung suchen; aber hier findet er eine noch größere Unverständlichkeit: liber, dollmetscht er, descriptoria observatio, non iste praesens, venerabilis monasterii sanctissimae deiparae est. Wir müssen die Handschrift nachschlagen; und hier finden wir, nicht ohne Erstaunen, daß die störenden Worte *οὐ πρὸς τὸ προκείμενον* von einer ganz andern Hand, mit einem Verweisungszeichen, an den Rand geschrieben sind, um anzuzeigen, daß die aus dem Original copirte Note keine Beziehung auf das gegenwärtige Exemplar habe, und daß dieses dem Kloster unsrer lieben Frauen zu Thessalonich nichts angehe.

Endlich wünschten wir noch, daß der Revisor so gemeine paläographische Bemerkungen, als sich z. B.

Tom. I. p. 13 über die in jeder Grammatik befindlichen Abbreviaturen finden, als $\overline{\vartheta c}$, $\overline{\alpha\nu o\varsigma}$, $\overline{\pi\eta\varrho}$, $\overline{\varkappa\lambda}$, $\overline{\chi\varrho}$. gestrichen hätte, indem sie verrathen, daß, als der Verf. sie machte, er eben erst anfing, sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen.

III. Vorschläge, um den Mängeln dieses Catalogs abzuhelfen.

Die großen und zahlreichen Mängel dieses Catalogs, die sowohl in seiner äußeren Einrichtung, als in der Behandlung der Materie liegen, hinwegzuräumen, ist, nachdem er mit so großem Aufwande und äußerm Glanze gedruckt worden, nicht mehr möglich. Doch gibt es einige Mittel, die Nachtheile derselben zu vermindern, und das Verzeichniß dieser kostbaren Sammlung brauchbarer zu machen.

Was nun zuerst die Mängel der äußern Einrichtung anbetrifft, die das Auffinden so sehr erschweren, so schlagen wir vor:

I. einen neuen Index Auctorum et Rerum zu verfertigen, mit Angabe der Numern des Codex und der Seitenzahl des Catalogi, wo man, um die Anhäufung der Ziffern zu vermeiden, den Band durch a. b. c. bezeichnen kann. Die Inedita können hier sogleich mit einem * oder, im zweifelhaften Fall, mit einem ? bezeichnet werden.

II. einen Index der Codd. membranaceorum nach ihren Numern.

III. einen systematischen Index der Codicum, wo die Profan-Scribenten von den kirchlichen gesondert, und beide Gattungen wiederum nach Classen abgetheilt werden.

In Rücksicht auf die Mängel der Bearbeitung hat sich Unterzeichneter der mühsamen Arbeit unterzogen, sämmtliche Handschriften des ersten Bandes, und eine bedeutende Anzahl der beiden andern Bände zu mustern, mit dem Catalog zu vergleichen, und die darin begangenen Fehler anzumerken. Auf dieses Geschäft, das er nicht zu den ergötzlichsten seines Lebens rechnet, durch

welches er aber in dem ersten Bande allein einige tausend Fehler berichtigt hat, hat er sich bei denjenigen Handschriften eingeschränkt, deren Inhalt kein besonderes Interesse für ihn hatte, oder die von seinen Studien allzu entfernt lagen. Bei den übrigen hat er genauere Untersuchungen angestellt, so viel es seine Zeit und die Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen, erlauben wollten. Doch ist er sich wohl bewußt, andern noch eine reiche Nachlese gelassen zu haben. Diejenigen, welche dieses Geschäft weiter fördern wollen, werden noch sorgfältiger die inedita von den editis scheiden; die von andern benutzten Codd. bemerken; den kritischen Werth derselben bestimmen; anonyme Schriften ihren Verfassern zuweisen. Insbesondere möchte er wünschen, daß die kirchlichen Schriftsteller, die zu prüfen ihm Zeit, Kenntnisse und Lust gebrachen, einer neuen Revision unterworfen werden möchten. Die Bemerkungen dieser Revisoren, verbunden mit denen, welche er selbst der Commission vorzulegen die Ehre hat, möchten dann einen eigenen Supplement-Band füllen, der zugleich die Stelle eines Index Erratorum et Sphalmatum vertreten könnte, an welchem es diesen Werken gänzlich gebricht. Sollten sich die entwendeten Bände des Catalogs wieder finden, so könnte aus ihnen ein Nachtrag solcher Erratorum, die von ihrem rechtmäßigen Eigenthümer an den Rand gezeichnet waren, genommen werden.

Der Berichterstatter muß zum Schlusse seine Zuhörer ersuchen, gefälligst zu bemerken, daß er seine Kritik an allen Stellen und in allen ihren Theilen belegt hat. Mit dem Buch in der Hand könnte er noch vieles andre nachweisen. Er hielt aber dieses für genug, um der Absicht des Präsidii, welche nur auf das Litterarische gerichtet ist, zu entsprechen, und sich selbst über die offenen Urtheile zu rechtfertigen, die er öfter über diese Arbeit gefällt hat. Dieses Urtheil ist auf die Kenntniß der Sache und eine genaue Untersuchung gegründet, und es stimmt überein mit dem mehrerer ihm bekannter Gelehrten, die fern von persönlichen Einflüssen, nur die Sache selbst im Auge habend, das kostbare Papier und den schönen Druck beklagten, der an eine so wenig correcte Arbeit verschwendet worden.

In Beziehung auf die vom Baron Aretin in der heutigen Bibl.-Commissions-Sitzung (den 24sten Nov.) gegen meinen über die Beschaffenheit des Catalogi Mssc. gr. erstatteten Bericht gemachten Bemerkungen, habe ich die Ehre, folgende Gegenbemerkungen, die von mir größtentheils schon in der Sitzung selbst mündlich beigebracht worden, zu Protokoll zu geben:

1) Daß ich mich nicht, wie Baron A. sagt, zu einer Revision des Catalogs erboten, sondern dazu von dem hohen Präsidio aufgefordert worden. Diese Aufforderung hatte in einer Sitzung der Bibl.-Commission in Gegenwart Aretins statt, und wurde ausdrücklich von ihm gebilligt, so daß er sich nur vorbehielt, die Anmerkungen zu dem Catalog der lateinischen Manuscripte zu schreiben. Ich übernahm diesen Auftrag ungern, theils, weil ich die damit verbundene Arbeit als eine sehr zeitspielige kannte, theils, weil ich zum Voraus sah, wie invidiös es sey, etwas an einem Werke auszustellen, das Baron A. als ein Meisterwerk des Fleißes und der Gelehrsamkeit, ja, als eine Stütze des Nationalruhms zu preißen pflegte, und noch preißt. In seiner Klageschrift sagt er: „Es gehört nicht hieher, daß Herr Jacobs dieses durchaus nationale, allenthalben mit dem größten Beifall aufgenommene Werk auf die unwürdigste Weise herabzusetzen suchte, und man behält sich einstweilen alle Rechte in Rücksicht der höchst auffallenden Beschuldigung bevor, daß durch die Herausgabe dieses Werkes gegen die wahre Ehre des Vaterlandes gehandelt worden sey."

2) Daß ich, weit entfernt, dem Verf. Hrn. Bibl. Hardt übel zu wollen, vielmehr aus Schonung gegen das Alter und die anderweitigen Verdienste des Mannes, meinen Bericht immer aufgeschoben habe, in der Erwartung, daß bei den immer so kläglich geschilderten Gesundheitsumständen desselben, er mit Tode abgehen würde; und daß es mir Leid gethan, durch meinen Austritt aus den Diensten Sr. Majestät genöthigt worden zu seyn, das, was ich meinem Gewissen zufolge sagen zu müssen glaubte, zum Vorschein zu bringen. Dieses Urtheil war nur für die Bibliothek-Commission bestimmt. Wäre es meine Absicht gewesen, Hrn. Hardt zu kränken, oder,

wie man mich zu beschuldigen scheint, den Ruhm der baierischen Nation zu schmälern, so stand es nur bei mir, alle die in dem Berichte enthaltenen, und noch weit mehrere Bemerkungen schon vorlängst in einer Recension des Catalogs öffentlich bekannt zu machen.

3) Daß, wenn ich zu einem solchen Berichte in dieser Form nicht ausdrücklich aufgefordert war, ich denselben dennoch nothwendiger Weise zugleich mit meinen Additamentis abgeben mußte, um das Urtheil zu begründen, daß der Catalog, um ihn dem Publiko annehmlich und brauchbar zu machen, vielfältiger Verbesserungen bedurfte. Es war meine Pflicht, und ich war es der Achtung gegen die verehrten Mitglieder der Bibliothek-Commission schuldig, Rechenschaft von meiner Arbeit zu geben, und durch Zusammenfassung der Hauptpunkte das Urtheil zu erleichtern. Dieser Bericht war als eine Vorrede zu den überreichten Additamentis anzusehn und nothwendig.

4) Daß es mir nicht zum Vorwurfe gereichen könne, wie mir Aretin zur Last legt, nicht den Schluß des Werkes erwartet zu haben. Machen denn die 3 beurtheilten Bände kein Ganzes aus? Sind sie denn nicht am Schlusse mit Indicibus versehen, die nur auf sie Beziehung haben? Enthalten sie nicht das Verzeichniß eines besondern Theiles der Manuscripten-Sammlung? Und was ist denn das Ganze eines Catalogs, der ja überall abbrechen, und wenn die Materie zufällig einen Zuwachs erhält, fortgesetzt werden kann? Wie kann das Ende desselben einen Einfluß auf die Beurtheilung seiner Anlage haben? Oder werden die Fehler kleiner, je größer das Buch wächst? Die lobpreisenden Recensionen sind ja auch vor Beendigung des Werkes geschrieben; und werden doch als vollgiltige Urtheile angeführt. Bedarf es denn um recht zu loben weniger Kenntniß des Ganzen, als um recht zu tadeln?

5) Daß ich die in dem Berichte mitgetheilten und gerügten Fehler ohne alle mühsame Anstrengung gefunden, indem, wie meine Addit. zur Genüge darthun, alle Seiten des Catalogs dergleichen darbieten; daß es sich also nicht um einige Dutzend, sondern um einige

Tausend Fehler handle, und daß ich deßhalb diesen Catalog nur als eine Sammlung von Correcturbogen betrachten kann; daß diese Fehler aber nicht bloß in Druckfehlern bestehn, sondern größtentheils aus Uebereilung und Unkenntniß der Sprache begangen worden.

6) Daß ich also noch bis auf diesen Tag glaube, ein für die wahre Ehre seiner Nation wachender Herausgeber würde nicht erst auf seine Anmerkungen vertröstet, sondern die in Anlage und Ausführung begangenen Fehler sogleich verbessert haben. Man leugnet zwar Baron A. mit der Redaction und Revision dieses Catalogs etwas zu thun gehabt zu haben. War er aber nicht als Redacteur der Beiträge zur Litteratur, indem er die Redactionsgebühren einzog, für die Fehler verantwortlich, die er bemerken konnte und nicht bemerkte?

7) Daß mich die Behauptung nicht schreckt, die Einrichtung des Catalogs sey von der höchsten Stelle gebilligt worden, und sie zu tadeln sey daher eine Auflehnung gegen die erhabene Regierung. Ohne Zweifel hat doch die höchste Stelle — die sich um das Detail einer Catalogen-Anlage gewiß nicht bekümmert — hierüber von dem Oberhof-Bibliothekariat Bericht gefordert. Nach diesem Berichte wird sie geurtheilt haben. Es ist überhaupt ein sonderbarer Kunstgriff, rein wissenschaftliche Streitigkeiten in das Gebiet der Politik zu spielen, und einen litterarischen Gegner mit der Aegide der höchsten Gewalt zurückschrecken zu wollen. Diesem Verfahren, durch welches alle litterarische Mittheilung gänzlich vernichtet wird, kann man sich, wenn die Akademie der Wissenschaften bestehen soll, nicht nachdrücklich genug entgegensetzen. Was würden die Folgen seyn, wenn Niemand mehr, nicht einmal in den Sitzungen, über die Einrichtung eines Catalogs urtheilen könnte, ohne in Gefahr zu gerathen, als ein ungehorsamer Unterthan verklagt, und mit der höchsten Autorität bedroht zu werden? Wer unter einer Regierung, wie die baierische, sich solcher Insinuationen bedient, gibt dadurch zu erkennen, daß er ihren Geist und ihre Würde auf das Gröbste miskennt.

8) Daß ich so gut weiß wie der Baron A., daß Fehler gegen die Grammatik und Accentuation keine Staats-

verbrechen sind — warum fallen nur dem Baron immer solche Dinge ein, an die ja kein andrer Mensch denkt? — wohl aber, daß es ein Verbrechen gegen die Gelehrsamkeit sey, mit Consequenz Fehler zu begehen, gegen welche jede Grammatik schützen kann; auch, daß durch solche Verhöhnung der Wissenschaft, die man zu besitzen vorgab, die Fehler nicht vermindert, sondern auf eine, des wahren Gelehrten ganz unwürdige Weise vermehrt werden. Ich hoffe meiner Seits auch, daß Hrn. Hardts fehlerhafte Accentuation kein Schisma in der Kirche verursachen wird; dennoch ist es und bleibt es eine große Lächerlichkeit, an hundert Stellen die Mutter Gottes, *θεοτόκος*, in eine Tochter Gottes, *θεότοκος*, umgestaltet zu sehn.

9) Daß durch die vom Baron A. angeführten günstigen Recensionen mein Urtheil ganz und gar nicht widerlegt wird. Zum Theil erwähnen sie sogar die von mir gerügten Fehler auch, nur mit der Schonung, die man in solchen Fällen anwendet, wo man kein reines Urtheil fällen kann. Ohne Zweifel schickte Baron A. die Exemplare an die Recensions-Anstalten mit Empfehlungen. Wer hätte Lust, 3 dicke Bände eines Catalogs zu prüfen; wer hält es für nöthig, wenn sie von einem berühmten Litterator, dessen Urtheil wohl noch überdieß durch freundschaftliche Verhältnisse unterstützt wurde, empfohlen waren? Heyne, den ich als meinen Lehrer und Freund verehre, hat sehr leise gelobt; Hr. Böttiger mit etwas lauterm Tone, unter anderm sogar die Genauigkeit der Arbeit rühmend, die er ja gar nicht kennen und beurtheilen konnte. Jene lobenden Urtheile waren also auf gute Meinung gegründet — und die tadelnden erwähnt der Hr. Baron nicht — das meinige auf eine sehr mühsame Untersuchung. Es kömmt hier also gar nicht darauf an, welcher der Urtheilenden der berühmtere Philolog sey, sondern wer richtiger hat urtheilen können und wirklich geurtheilt hat. Oder sollen nur die Richter gerecht heißen, die auf der Seite des Hrn. von Aretin stehn, und jeder andre ein befangener oder feindlicher?

Fr. J.

31. Stil der Gegner.

31) Der Anfang dieser Klagschrift mag als Probe des collegialischen Stiles hier stehn, dessen sich der Kläger gegen mich bediente, wobei ich wiederum bemerken muß, daß der Gegenstand der Klage die einfache, in der Sitzung mit vollkommenster Ruhe gemachte Anzeige des Diebstahls eines Catalogs war:

„Königliches Stadt-Gericht. Das Schimpfen und die Verläumdungen der in Baiern angestellten ausländischen Gelehrten gegen die inländischen hat endlich einen solchen Grad erreicht, daß sie nunmehr sogar in Vorwürfe und Beschuldigungen der schwersten Verbrechen ausarten.“

„Der bisherige königl. Hofrath und nunmehr aus bairischen Staatsdiensten entlassene Akademiker Friedrich Jacobs zwingt mich nun durch sein empörendes Verfahren sowohl für mich, als für das gesammte Bibliothek-Personal gegen ihn klagbar aufzutreten, und wir stellen ihn hiermit vor Gericht, auf daß durch die strenge Hand der Justiz er und jeder andere abgeschreckt werde, noch fernerhin mit boshaften Beschuldigungen über unbescholtene Staatsdiener herzufallen.“

In demselben Stile ist auch das übrige Klag=schreiben auf vier engen Folio=Seiten abgefaßt, um durch die gehäßigsten Insinuationen wahrscheinlich zu machen, daß die Entwendung des Catalogs ein nichtiges Vorgeben sey, und ich den Catalog wohl selbst weggebracht haben könnte, entweder, um das Bibliothek=Personal eines Diebstahls beschuldigen zu können, oder um mich, bei mangelndem Stoffe, aus der Verlegenheit zu ziehn.

32) An den König von Baiern Max. Joseph.

Die Huld, deren mich Ew. Majestät gewürdigt haben, als ich zuletzt die Gnade hatte, vor Allerhöchst=derselben zu erscheinen, macht mich so kühn, meine gegenwärtigen Bedrängnisse vor Allerhöchstdero Thron zu bringen.

Als ich nach langem Kampfe den Entschluß gefaßt hatte, die Dienste Ew. königl. Majestät zu verlassen, fühlte ich, da es zur Ausführung kam, einen tiefen und gerechten Schmerz. Es ist mir in Baiern vieles Gute zu Theil geworden, was mein Herz au dieses Königreich geknüpft hat, und mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Dennoch ist es durch die unablässigen

Verfolgungen meiner Gegner dahin gediehen, daß ich jetzt nichts mehr wünschen kann, als die Grenzen von Baiern im Rücken zu haben.

Denn eben jetzt, da ich nach Erfüllung aller meiner Obliegenheiten als Professor am Lyceum und als Mitglied der Akademie der W. und nach Beendigung meiner Geschäfte, Anstalten treffe, mich zu meinem neuen Berufe zu begeben, verfolgt mich der Oberbibliothekar von Aretin mit muthwilligen Injurienklagen, und hat, indem er eine Caution von 1000 Thalern von mir fordert, Stadt-Arrest gegen mich ausgewirkt. Diese Cautions-Angelegenheit wird morgen berichtigt werden. Wenn ich aber dann meines schmähligen Arrestes entlassen wäre, so muß ich doch von den bekannten Gesinnungen des Herrn von Aretin, der mich am verflossenen Samsttage in einer Sitzung der Bibliotheks-Administrations-Commission auf die freventlichste Weise mit einer neuen Injurienklage bedroht hat, erwarten, daß er von neuem Mittel finden wird, meine Abreise zu verhindern, oder mich, was noch nachtheiliger für mich seyn würde, auf der Reise selbst unter irgend einem Vorwande verhaften zu lassen.

Diese Besorgniß beunruhigt mich um desto mehr, je dringender meine Abreise ist. Meine kränkliche Frau sieht mit steigender Angst mein langes Verweilen in M.*); meine Kinder erwarten und bedürfen meine Gegenwart; mein künftiger Herr fordert ebenfalls die Erfüllung meiner Versprechungen; endlich geht hier mein, ohnedem schon für diesen Monat um die Hälfte verringerter Gehalt zu Ende, und ich kann den meiner neuen Stelle nicht heben. Alle diese, einem ehrlichen Manne und Vater von 5 Kindern höchst peinlichen Besorgnisse dringen zu gleicher Zeit auf mich ein, und ich sehe mich durch die unerhörten Verfolgungen des Baron Aretin an den Rand der Verzweiflung getrieben.

Allerdurchlauchtigster König! Ich habe mich vertrauensvoll in die Arme der bairischen Regierung geworfen, als ich einen ruhigen und ehrenvollen Posten verließ; auch jetzt, wo unendliche Widerwärtig-

*) Wie glücklich, daß sich dieß nicht noch einige Wochen verzog, wo Thiersch (den 25. Febr. 1811) von einem verlarvten Meuchelmörder verwundet wurde! Auch damals sagten die Gegner, er habe sich selbst verwundet, um Haß und Anklagen zu veranlassen. S. Schützens Leben. I. S. 213.

keiten über mich eingebrochen sind, werfe ich mich vertrauensvoll zu den Füßen des gnädigsten und huldreichsten Königs, und hoffe Rettung.

Ich wage es, Ew. königl. Maj. unterthänigst zu bitten, mich, wenn ich die an mich gestellte Cautions-Forderung berichtigt habe, gegen weitere Hinderungen allergnädigst zu schützen. Ich entgehe den Armen der Gerechtigkeit nicht; auch in Gotha kann sie mich finden, und wird mich finden, wenn eine Schuld an mir haftet. Ich habe meinen Character mit nichts verwirkt. Auch ist der Streit nicht um zeitliche Güter, sondern um Worte; und Gott und Ew. königl. Maj. wissen, wer die Schuld der unseligen Zwistigkeiten trägt, die uns schon ein ganzes Jahr hindurch verfolgten.

In tiefster Ehrerbietung beharrend rc.

83. Aretinische Händel.

33) Der Inhalt der Klagschrift ergibt sich aus der no. 29. von mir mitgetheilten Antwort, in welcher kein Punkt derselben übergangen ist. Wer die Nr. 24. gegen den Ankläger der Protestanten gerichtete Schrift vergleicht, wird den materiellen Inhalt

der Klage ohne Mühe daraus abnehmen; so daß es ganz unnütz seyn würde, das Papier mit den schmähenden Ausdrücken, womit der Kläger sich ausspricht, zu verderben. Ich begnüge mich also den Schluß seiner Schrift anzuführen.

„Bei der unverkennbaren Gräßlichkeit (heißt es) der Unbilden und Beschuldigungen bitte ich demnach das k. Stadtgericht gehorsamst: den zum Theil schon notorischen Urheber derselben, Hrn. Hofr. Jacobs, als welcher im Rang und Karakter unter mir steht, und gegenwärtig Baiern verläßt, zum gerichtlichen Widerrufe und zur Abbitte salvo caeteroquin honore, zugleich auch zu einer Privat-Genugthuung von 1000 Thalern, welche ich hiemit dem Armenfond dahier bestimme, dann zum Ersatz der Unkosten zu verurtheilen, indem ich mich zu dem ästimatorischen Eide erbiete, lieber 10 mfl. verlohren, als diese Beleidigung erlitten zu haben."

Chrph. von Aretin
Oberbibliothekar.

34) Der Beschluß des k. Stadtgerichtes lautete: „Das k. Baierische Stadtgericht München hat auf die von Seite des Christoph Freih. v. Aretin und

mehrerer bei der k. Bibl. angestellten Individuen qua litis consorten gegen den k. Rath und Akademiker Jakobs sub praes. 28ten d. eingereichte Injurienklage aus nachfolgenden Gründen die Abweisung beschlossen: 1) die von dem k. Hofrath und Akademiker Jakobs gemachte Behauptung, daß ihm in der k. Bibl. 2 Bände des gedruckten Katalogs entwendet worden seyn, enthält a) keine directe Anschuldigung gegen irgend einen der Kläger. b) es kann auch keine deßhalb daraus gefolgert werden, weil der Diebstahl nicht gewaltsam war, und nur die bey der k. Bibl. angestellten Individuen zu derselben den Schlüssel hatten, indem sich noch mancherley Zufälle denken lassen, wie ohne Einwirkung eines k. Bibliotheks-Individui die beyden Bände abhanden gekommen seyn können. 2) Nach Cod. civ. P. IV. c. 17. §. 3. nr. 1. kann an ungewissen Personen keine Injurie begangen werden. Welches man hiemit dem Rath und Akademiker J. unter Anschluß des Duplicats der von dem Oberhofbibliothekär Freih. v. A. unterm 28. d. eingereichten Klage mit dem Anhange eröffnet haben will, daß man mit der Abweisung zugleich dem Oberhofbibl. Fr. v. A. bedeutet habe, daß nachdem seine Klage aus Mangel

eines Klaggrundes abgewiesen worden, sein Gesuch um Berücksichtigung des petiti cautionis ohnehin auf sich beruhe. actum den 30. Nov. 1810. GP. Seiboltsdorf."

Desselben Tages erfolgte von k. Polizei folgender Erlaß: „München d. 30. Nov. 1810. Euer Wohlgebohren. Vermöge Allerhöchsten Rescript von dem heutigen ist die Polizei befehligket, Ew. Wohlgebohren zu eröffnen, daß von dem gegenwärtigen Augenblick Dero Abreise von hier nichts mehr in dem Wege steht. Mit aller Hochachtung verbleibend

Stetten."

35. Allemannia.

35) Dieses geschah vorzüglich in einer Zeitschrift, die zu München im J. 1815 unter dem Titel Allemannia erschien, und mit vielem Eifer im südlichen Deutschland verbreitet wurde. Mir ist sie nie zu Gesicht gekommen, und jetzt, wo ich mich darum bemüht habe, hat es mir nicht gelingen wollen, sie zu erhalten. Meine Münchner Freunde erwähnten sie öfters in ihren Briefen, mit bittern Klagen über die schmähenden Angriffe, die sie darinne erfuhren. Ein Theil

dieses Journals, dessen Stil und Tendenz vollkommen das Gepräge der „Plane Napoleons und seiner Gegner“ an sich trägt, und ohne Zweifel von demselben Verf. herrührt, bestand aus einer Sammlung erdichteter Aufsätze, die unter dem Titel „Sächsische Aktenstücke“ in drei Lieferungen besonders abgedruckt sind. Von diesem besondern Abdruck hat Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern 1815. no. 30. S. 472—480 Nachricht gegeben. Hier heißt es, was zur Characterisirung des Ganzen hinreicht: „Dieser Blätter, welche zusammen XVIII Aufsätze enthalten, würde Rec. nicht erwähnen, wenn ihm nicht bekannt geworden wäre, wie geflissentlich sie verbreitet und achtbaren Männern als ächt untergelegt worden sind. Nicht Jeder hat Muße, Aufmerksamkeit, Uebung, um mit unabweislichem kritischen Sinn als sicher zu bemerken, wie sehr bei weitem die meisten dieser, den verschiedensten Personen zugeschriebenen Abfassungen, einerlei Gedankengang, einerlei Art der Sprachwendungen und der Darstellung haben, so daß sie, wenigstens größtentheils, unächt und aus einerlei Werkstatt seyn müssen. Und könnte gleich jeder Aufmerksame, einzeln diese Kunststücke betrachtend, bald

gewiß seyn, daß von sächs. Brigaden, und noch mehr von Männern, wie York, Bülow, Kleist, Gneisenau, Massenbach (deren verehrte Namen II. S. 12. unterzeichnet sind) solche Addressen, wie Nr. I. und XI. schlechterdings unmöglich sind, ja, daß nur der giftigste Ingrimm das Nr. XIII. von Wien d. 5. Febr. 1815. datirte Schreiben an den Staatsrath Niebuhr zu Berlin, einen Mann, welcher für die teutsche Verfassung mit jener aus classischer Humanität entstehenden Liebe des Rechts und des Rechten arbeitet, dem Preußischen Minister von Humboldt anzudichten vermag. Dennoch verdeckt, wie Rec. zu seinem großen Erstaunen der Erfahrung glauben muß, die Mischung des Ganzen diese auffallende Gewißheit der psychologischen Kritik für nicht wenige. Dagegen also, daß der arge Zweck, bittre Zwietracht zur Zeit, wo offene treue Eintracht höchstes Bedürfniß wäre, unter dem Schein der wichtigsten Auctoritäten zu stiften, oder vielmehr als schon entbrannt zu verbreiten, immer doch manche berücken möchte, bedarf es wohl des Winkes, daß unter den Blumen eine Natter stecke."

Eine Menge bedeutender Auszüge aus diesen giftigen Erdichtungen bestätigen dieses allgemeine Urtheil

zur vollkommensten Genüge. Diese nachzulesen wird keinem gereuen, der das Treiben einer in ihrem Grimme gegen Protestantismus und Norddeutschland fast wahnsinnigen Partei auf ihren Schlangenwegen zu verfolgen Lust und Beruf hat. Ich war nach der Versicherung meiner Freunde in diesen Blättern auch nicht vergessen, und in dem erdichteten Briefe des Herrn v. Humboldt unter andern werden „Briefe über Baiern" von mir angekündigt, und über mein langes Zurückbleiben damit geklagt. Nach dem bisher Gesagten wär' es unnütz zu versichern, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, über oder gegen Baiern zu schreiben, und daß, wenn ich in meinen Schriften dieses Landes Erwähnung gethan habe (z. B. in Rosaliens Nachlaß), es nur in guter und freundlicher Erinnerung geschehn ist.

36. Beschluß der Händel.

36) Um diesen verhaßten Handel hier abzuschließen, füge ich über den weitern Erfolg nach meiner Entfernung von M. noch Einiges fragmentarisch hinzu. Sogleich im Anfange des Jahres 1811 wurde gegen den Oberbibliothekar eine Untersuchung wegen der

gegen uns vorgebrachten Beschuldigungen, verhängt. In Beziehung hierauf schrieb mir einer meiner Freunde (d. 28. Januar 1811): „Aretin hab' ich noch nicht gesehn seit seiner Rückkunft. Dem Präsidenten sagte neulich Geheimerath Ringel: Er könne ganz ruhig seyn wegen der Wiederklage von A. Dieser sey durch die Criminal-Untersuchung (von deren Resultat wir übrigens noch immer nichts wissen) so gravirt, daß die Wiederklage von selbst wegfalle." D. 14. Febr. 1811. „Der Minister läßt sich alle Wochen berichten, wie die Criminal-Untersuchung weiter gehe. Jacobi läßt Dir sagen, er sey jetzt seiner und unser aller Sache wegen ruhig, da es ausgemittelt sey, daß A. ihn namentlich hochverrätherischer Schritte beschuldigt habe, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür vorbringen zu können." — D. 17. März 1811. „Eine förmliche Verbindung, die Fremden zu sprengen; Zusammenkünfte, die sie auf A.'s Büreau hielten, rc. ist offenbar vorhanden; der Minister hofft, sie lasse sich bald juristisch constatiren, und verspricht dann, ein Militär-Gericht darüber niederzusetzen." Den 3. April 1811. „Wir waren diesen Abend einige Stunden bei L's, wohin auch Thiersch kam. Dahin wurde mir

ein Billet vom Hofprediger S. gebracht, worinne er mir flüchtig meldet, Aretin komme als Director nach Neuburg; der König hab' es so eben unterschrieben." Den 4. Apr. 1811. „Die Sache bestätigt sich. Er wird Director des Appellations-Gerichts in Neuburg. Er hat vor einigen Tagen selbst um diese Beförderung oder Auslösung angehalten. Alle Akademiker, die ich heute gesprochen, sind voller Freude darüber."

37. Nachklänge.

37) Auch endlich sprach der König Gesinnungen gegen mich aus. Den 10. Jan. 1812 schrieb mir Jacobi: „Gestern speiste Graf Westerholdt bei Hofe; es war hier wieder die Rede auf den unglücklichen Weiller gekommen, und der König hatte gesagt: Vielleicht aber kommt für uns das Gute dabei heraus, daß wir Jacobs wieder gewinnen. Wenn mir nur der wieder käme." u. s. w. S. Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel im Band 2 S. 420. no. 340. Als kurz darauf Schlichtegroll in eine Gemüthskrankheit verfiel, die ihn dienstunfähig machte, dachte der gnädige König wieder an meine Zurückberufung. Die, gegen die er diesen Gedanken äußerte, wei-

deten ihm ein, daß die Dankbarkeit, die ich dem Herzoge schuldig wäre, mir nicht verstatten würde, mich von meiner jetzigen Stelle zu entfernen. Sie hatten in meinem Sinne gesprochen. Der König selbst sagte bei dieser Gelegenheit: „J. war nicht blos ein Gelehrter, sondern ein rechtschaffener Mann." Und das war auch in meinem Sinne gesprochen, und die vollkommenste Genugthuung, die ich mir für alle Kränkungen einiger Uebelgesinnten wünschen mochte.

Am 20. April 14. schrieb mir Schlichtegroll: „Der Kron-Prinz, den ich bei seinem Campagne-Leben über ein Jahr lang nicht gesprochen hatte, traf mich vor etwa 6 Wochen bei Artaria im goldnen Hirsch, um Gemälde zu besehen. Er fragte ex abrupto nach Dir. Ich gab sie ihm. Er hätte nicht weggehen sollen, sagte er. Der König hielt so hoch auf ihn. Und er fuhr fort, Dein Lob zu machen. Vor 3 Wochen war Scherer bei ihm. Er sprach von der Akademie; auch da brachte er die Rede auf Dich, mit Bedauern Deines Wegganges. Scherer sagte: das sey die Folge so muthwilliger Angriffe, wie auch er selbst und die Teutoburg erfahren hätte. Der Kron-Prinz: das müsse man nicht achten; geh' es

ihm doch auch so; er sey ja gar für den Chef des Tugendbundes ausgegeben worden. Dann fügte er noch bei: daß Du ihm auch von Seiten des Characters so werth wärest, was nicht immer mit Gelehrsamkeit gepaart sey."

38. Friedrich Aug. Wolf.

38) Wolf hatte im Jahr 1789 die Güte gehabt, mir seine Ausgabe der Demosthenischen Leptinea zum Geschenke zu machen, und mich zu einer Anzeige dieses Buches für die damalige Gothaische Gelehrte Zeitung aufzufordern. Er hatte hinzugesetzt: „In Gotha wüßte ich gerade Niemand, den ich dafür ansehn könnte, als gerade Sie, dessen Emendationen mir sehr viel Vergnügen gemacht haben." Ich weiß durchaus nicht, wie es gekommen ist, daß ich das werthvolle Geschenk ohne Dank, den freundlichen Brief ohne Antwort, und den darinne enthaltenen Wunsch ohne Erfüllung gelassen habe. Wolf grollte mir indeß über diese Vernachlässigung nicht, über die ich mich noch jetzt anklagen muß. Als fünf Jahre später die Prolegomena zum Homer erschienen, ließ er mich durch Böttiger begrüßen, und um meine

Meinung fragen. Ich antwortete durch denselben Freund: „Der Rechtshandel über das Homerische Mein und Dein sey mit großer Kunst geführt, und zwinge zur Bewunderung; bis jetzt aber ergäb' ich mich blos in Beziehung auf die Δολώνεια, als das einzige Stück, von dessen Einschaltung historische Spuren vorhanden wären. Bei dem Uebrigen gelte das ἐπέχειν."

Hierbei blieb es, bis ein günstiger Zufall die persönliche Bekanntschaft herbeiführte, die sogleich einen lebhaften litterarischen Verkehr zur Folge hatte. Das „Museum der Alterthumskunde" hatte er mir regelmäßig zugeschickt; zur Theilnahme an den „Analekten" lud er mich ein, und meine Beiträge erhielten fast ohne Ausnahme seine Beistimmung. Erfreulich war es mir, daß er auch meine andere, nicht philologische Schreiberei seiner Aufmerksamkeit nicht unwerth achtete. „So eben seh' ich, schreibt er mir den 1sten Juli 1818, ein neues schönes Werk Ihrer deutschen Hand, und werde mir schnell herbeischaffen, was Sie Aehnliches schon früher neben den oft erkältenden curis criticis in die Welt gaben, so sehr ohne mein Mitwissen, daß ich mich jetzt deshalb recht schäme."

Die zahlreichen Briefe, die ich aus dem kurzen Zeitraume unsrer persönlichen Bekanntschaft von diesem Fürsten der deutschen Philologie besitze, sind mir ein sehr schätzbares Denkmal der überaus freundlichen Gesinnungen, die er gegen mich hegte. Da ich sie vor 6 Jahren Hrn. Dr. Körte auf sein Verlangen mitgetheilt habe, so werden sie vielleicht einmal im Drucke erscheinen; ohne daß ich mich selbst dabei dem Verdachte der Eitelkeit auszusetzen nöthig habe.

39. Schriften für das weibliche Geschlecht.

39) Die Schule der Frauen oder Schriften zur Belehrung und Bildung des weiblichen Geschlechts, von Friedrich Jacobs. 1. 2. Rosaliens Nachlaß; und Denkwürdigkeiten der Gräfin Katharina von Sandoval. Leipzig. 1827. 3r Theil. Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau. 3 Bücher. — 4r Theil. Odo und Amande, nebst einem Anhange zerstreuter Blätter von Odo's Hand. Anhang: Sophien's Papiere. 5r Theil. Fortsetzung der zerstreuten Blätter; Geschichte des Junkers von Heriso und Walpurgis von Lüssi. Reise im Oberlande. Geschichte eines Lootsen. Die Hochzeit, eine

Ehestandsgeschichte. Beschreibung des Schlosses Mon Délices. Geschichte einer verarmten Familie. Die Salzburger Alpen. Geschichte eines Alpenjägers. Vermischte Gedanken. Schloß Ambras im Tirol. Der Namenstag, eine Novelle. 6r Theil. Renate an ihre Tochter: die Mitgabe. Das Wiegengeschenk. Bemerkungen über Erziehung. Treue in der Liebe, oder die Frauen, wie sie waren. Bruchstücke aus Lothars Leben. 7r Theil. Die beiden Marien.

40. Heyne's Tod.

40) Heyne's letzter Brief an mich war vom 7ten Mai 1811. Er beklagt darinne die durch die politischen Veränderungen zerrüttete Lage der Dinge, „wie so alles Liberale, das μουσικὸν καλοκἀγαθὸν, verschwunden sey." Ueber mein Verhältniß zu diesem trefflichen Manne während einer langen Reihe von Jahren, und über manche ungerechte ihm von erbitterten Gegnern gemachte Vorwürfe habe ich im 6ten Bande dieser Verm. Schriften S. 583—590 gesprochen, und mein Urtheil ist seitdem durch die Bekanntmachung seiner Briefe an Johannes Müller auf eine Weise bestätigt worden, die kaum noch

einen Widerspruch verträgt. Einem Manne, den sein Amt viel zu schreiben nöthigt; der auf das, was er schreibt, nur wenige Zeit wenden kann, Irrthümer und Fehler vorzurücken, ist nicht schwer; auch müssigere Gelehrte, deren einziges Geschäft Schreiben war, sind solchen Vorwürfen nicht entgangen; schwer aber möchte es seyn, es ihm an Eifer für Pflicht und Beruf, an Liebe für das ihm angewiesene Geschäft, an Muth beim Widerstande gleich zu thun. Möge sich doch nie der Sinn des Publikum's so verwirren, daß es den Ruhm eines Mannes nicht nach dem, was er durch Character und Geistesstärke vollbracht, sondern nach der Vermeidung geringfügiger Fehler schätze, großes Verdienst um geringer Uebereilungen willen zurückstoße, und den fehlerlosen (?) Grammatiker höher als den Menschen achte!

41. Große Versuchung.

41) Als Hofr. Heeren mir im Auftrage der westphälischen Regierung den Antrag machte (den 14ten Aug.) schrieb er mir: „Man sieht ein, daß Sie ohne eine bedeutende Verbesserung keinen Tausch treffen können.“ Und den 9ten Septbr. „Was man fer-

dert, besagt ein Brief des Staatsraths Leist: Aufrechterhaltung des philologischen Studiums, vornemlich Fortsetzung der archäologischen Studien. Wenn Sie es wünschen, so kann Ihr Wirkungskreis erweitert werden. Man hät Ihnen nichts zumuthen wollen, was Ihnen nicht lieb seyn könnte." Er setzt hinzu, beauftragt zu seyn, mich zu ersuchen, selbst die Bedingungen zu stellen, unter denen ich in den Dienst des Königs treten wollte. „Sie haben keine Collision zu fürchten. Meine ganze Existenz kostet mich jährlich, Miethe und Alles mit eingerechnet, 16 bis 1800 Thlr. Es stände in Ihrer Macht, das, was Sie zu brauchen glauben, als Gehalt zu fordern."

So verführerisch diese Vorschläge waren, so konnte ich doch meine Bedenklichkeiten nicht überwinden, und da ich auch hier ungesucht einige Gehaltsverbesserung erhielt, erwog ich das Alte: si qua sede sedes — und lehnte den Antrag ab. Heeren schrieb mir hierauf den 15ten October: „Wie schmerzhaft für mich Ihr letzter Brief war, hab' ich wohl nicht nöthig Ihnen zu sagen. Ich schickte ihn nach Cassel, und die Empfindungen, die er dort erregte, waren den meinigen gleich. — Gestern erhielt ich ein neues

Schreiben aus C. mit dem Auftrage, den Antrag in seiner vorigen Form zu erneuern, und Ihnen zugleich zu erkennen zu geben, daß, wofern Ihre Verhältnisse mit dem Herzoge Ihre Dimission erschweren sollten, man in Cassel nicht abgeneigt sey, sich deshalb an den Herzog zu wenden, um die entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen." Er setzt hinzu, ich müßte nicht weniger als 5000 oder 5500 Franken fordern.

42. Anrede eines Thüringers an seine Landsleute *).

Für Gott und Vaterland!

Brave Thüringer! deutsche Männer!

Der Tag des Gerichts ist angebrochen. Der Feind der Freiheit ist in seine Grenzen zurückgebannt. Gott hat ihn in die Hände derer gegeben, auf die er noch kurz vorher verachtend herabblickte, und die er in den Tagen seiner Uebermacht drängte und quälte.

Heere, wie die Welt niemals sah, zahllos, wohlgeübt, des Sieges gewohnt, mit allen Bedürfnissen des Krieges bis zum Ueberflusse ausgerüstet, angeführt von geübten und erprobten Feldherrn, an ihrer Spitze den, der fast seit zwanzig Jahren den Sieg an seinen Fußtritt gefesselt hatte, den sie den Großen, den Einzigen, den Unüberwindlichen nannten, ihn, der sich auf den Thron

*) Zuerst gedruckt im Allg. Anzeiger der Deutschen, No. 335. den 23. Dec. 1813. S. 3037—44.

Karls des Großen gesetzt, und mit ihm an Macht wetteifernd in Europa unumschränkt gebot — diese Heere, diesen Kaiser habt ihr binnen zwölf Monaten zweimal, aller ihrer Habe beraubt, in wilder Unordnung, muth- und waffenlos, von Kälte, Blöße und Hunger fast aufgerieben, nach ihrer Heimath fliehen sehen. Hundert Tausende ihrer Leichen haben die Wege von Rußland und Deutschland bedeckt. Mitten in Ländern, über die Gottes Segen ausgegossen war, nach einer reichen Ernte, die sie sich, wie alle Vorräthe des Landes und der Städte, unverwehrt aneigneten, mitten in dem Herzen von Deutschland und an den Ufern seiner schiffbaren Ströme, wurden sie ein Raub des Hungers und aller ersinnlichen Noth. Ihre Kraft wich von ihnen. Die Banden der Ordnung lösten sich; selbst die Erinnerung ihres alten Ruhmes schwand. Von wenigen Reitern wurden diese für unüberwindlich geachteten Schaaren gejagt, zerstreut und ohne Widerstand des Restes ihrer Waffen beraubt. So schwer und furchtbar lag Gottes Hand auf den übermüthigen Drängern der Völker! —

Was unmöglich schien, ist erreicht; Deutschland ist frei von dem fremden Joche. Nur in wenigen Winkeln noch bergen sich ihre Trümmer hinter den Mauern deutscher Vesten, die sie mit der Habe des Landmanns umher angefüllt haben. Aber umsonst. Ihr Raub kömmt ihnen nicht zu Gute. Von außen durch tapfere Heere gedrängt, von innen durch furchtbare Krankheiten aufgerieben, sehen sie umsonst von den Zinnen der Thürme nach Hülfe umher. Keine Hülfe erscheint; der Arm, der sie retten soll, ist fern. Nichtig sind jene furchtbaren Wälle, die sie auf den rauchenden Trümmern der Vorstädte und ihrer blühenden Umgebungen, schonungslos, ja mit Zerstörungslust, gegründet haben. Von selbst öffnet die innere Noth die Thore; von selbst fallen die armen Reste zahlreicher Besatzungen in die Hände der Sieger.

Was der Uebermuth in einer Reihe von Jahren aufgethürmt, das ist in wenigen Wochen zusammengefallen. Die vertriebenen Fürsten kehren in ihre Heimath und zu ihren Völkern zurück. Die Thronen der französischen Weltherrschaft brechen ein; ihre Gesetze machen den alten

Gesetzen Raum; das Recht wird wieder in der Sprache des Landes gehandhabt. Mit Jubel, in deutscher Zunge werden die wieder gegebenen Fürsten begrüßt, und wir bedürfen keines Dollmetschers mehr, um unsern Dank, unsere Bitten und Klagen zu den Ohren unsrer Herren zu bringen. Keine fremden Namen erinnern mehr an das schmähliche Joch; die alten Aemter und Würden sind zurückgekehrt, und Deutsche bekleiden die Ehrenstellen, die den unserer Sprache und Sitten unkundigen, beides verachtenden und höhnenden Fremden anheim gefallen waren. Keine Kundschafter umlauern uns mehr; die Zunge ist wieder frei, die Gefühle und Gesinnungen des Herzens auszusprechen. Kein freier Mann, kein schuldloser Hausvater wird, weil seine Gesinnungen der französischen Polizei verdächtig sind, gewaltthätig aus den Armen der Seinen gerissen und in Kerker geworfen. Wir sind nicht mehr verpflichtet, Siege zu feiern, die unsere Knechtschaft befestigen, noch mit unserm Blute Friedensverträge zu schreiben, die uns um Ehre, Freiheit und Eigenthum bringen. Der Handel, seit sieben schmählichen Jahren in Fesseln geschlagen, regt wieder freie Hände. Die Straßen beleben sich. Der Landmann, der Künstler, der Fabrikant schöpft neue Hoffnungen, und indem er die lange verschlossenen Wege des Wohlstandes wieder geöffnet sieht, greift er rüstiger zu dem lange verleideten Geschäft.

Alles das, und Mehreres noch ist binnen wenigen Monaten gewonnen. Aber der Gewinn ist noch nicht in Sicherheit. Nur gezeigt ist uns das Glück, und wenn wir nicht wissen, es uns zuzueignen, wird es nicht nur verloren, sondern von namenlosem Unglück, unerträglicher Knechtschaft, und allen Uebeln, die die Knechtschaft begleiten, verdrängt werden.

Es ist wahr, die siegreichen Heere der verbündeten Mächte haben die Ufer des Rheins besetzt; Holland hat bei ihrem Annähern das französische Joch zerbrochen und vereinigt seine Kräfte mit den Kräften seiner Befreier, um in die Niederlande einzudringen; das südliche Frankreich wird von Britten und Spaniern geängstigt; Tyrol und Istrien sind wieder erobert; das Herz des italieni-

schen Königreichs ist bedroht; aber fast in allen diesen Ländern bieten Reihen von Festungen den Eindringenden Trotz. Hinter diesen ungeheuren Vesten bildet Napoleon neue Heere. Alle Mittel, die ihm seine kaiserliche Macht, die Erinnerung an frühere Wohlthaten, die Furcht vor den Schrecknissen einer Revolution und mancherlei listig herbei gezauberte Schreckbilder darbieten, — alle diese Mittel werden aufgeboten, um das reizbare, leicht bewegliche Volk zu bearbeiten, und noch einmal unter den Fahnen seines Kaisers zu sammeln. Täuscht Euch nicht durch eitle Hoffnungen! Wähnet nicht, die Macht des französischen Reichs sey auf immer gebrochen; der niedergeworfene Riese könne nicht wieder aufstehen. Auch in seinem Grabe noch wird er sich furchtbar bewegen, und Länder und Throne erschüttern. Noch sind seine Hülfsquellen nicht erschöpft. Noch ist Vieles in seinen Händen, was vormals in den unsrigen war, und doch warf damals Bonaparte auf dem Laufe seines Siegs Alles vor sich hin, und legte den Grund zur Weltherrschaft. Also täuschet Euch nicht! schlummert nicht ein auf dem Ruhebette froher Hoffnungen, sondern wachet und kämpft! Die Noth hat Eure Brüder zum Sieg geführt; lasset nicht die Freude über den Sieg uns in neue Noth stürzen. Denket der Gefahr bei Tag und Nacht, und verspart den ruhigen Genuß des Gewonnenen bis Alles geendigt, bis ein fester Friede errungen, und alle Güter des Siegs geborgen sind.

Wachet und kämpft, damit der gedemüthigte Feind nicht, seine Schmach auszutilgen, hinter seinen Vesten hervorbreche, Deutschland noch einmal niederwerfe, und es auf immer und ohne Rückkehr an seinen Kaiserthron fessle. Welcher deutsche Mann würde dann noch leben mögen? wer würde nicht sterben vor Schaam und Reue, nicht Gut und Blut daran gesetzt zu haben, nicht gefallen zu seyn auf dem Felde der Ehre, als niedergestoßen zu werden von dem Fußtritt des übermüthigen Siegers? Waffnet denn Eure Hände mit dem Schwert, damit sie nicht schmähliche Fesseln tragen! Vertheidigt Eure Fürsten, Eure Freiheit, Euren Glauben, Eure Sprache und Sitten! Alles ist verlohren, wenn Napoleon siegend das

Schwert der Rache über Euch schwingt. Dann fallen alle Thronen von Deutschland in den Staub; dann herrscht französische Sitte und französisches Recht vom Rhein bis zur Weichsel; dann saugen französische Zöllner das letzte Mark Eures Landes aus; und die Besitzungen Eurer Fürsten werden unter französische Prinzen vertheilt, die die Einkünfte derselben, Euren Schweiß, in der üppigen Hauptstadt verschwelgen. Auch Euer Glaube steht dann nicht mehr gesichert. Oder, was wäre dem heilig, der in Aegypten ein Muselmann war, und nachdem er als Wiederhersteller des katholischen Glaubens in Frankreich aufgetreten, das Haupt der Kirche beraubte, mit Drangsalen aller Art quälte, gefangen entführte, und noch jetzt in schmählicher Haft hält? Würde er Bedenken tragen, in dem Augenblick, wo es sein Vortheil oder ein Traum von Allmacht erheischte, seine protestantischen Sclaven in die Messe zu schicken, seinen katholischen die Messe zu verbieten; und das einmal Verbotene eben so unerbittlich in Kirchen und Schulen zu zerstören, wie die Producte fremden Kunstfleißes in den Gewölben der Kaufleute? — Also wacht und kämpft, kämpft und wacht, bis Freiheit, Glaube und deutsche Sitte gesichert ist!

Für Gott und Vaterland! Mit diesem Feldgeschrei zieht gegen den ungerechten Feind. Für Gott, der Euch wunderbar den Weg der Hülfe gezeigt; für das Vaterland, das seine Arme zu Euch erhebt, und Euch die blutigen Mahle zeigt, die der Feind ihm geschlagen, und Euch anfleht, es nicht noch einmal der Knechtschaft und den Mißhandlungen seiner Dränger preis zu geben.

Was hat die Heere der Fürsten zum Sieg geführt? wodurch haben sie den Arm des stolzen Feindes gelähmt? Durch Eintracht, Muth und Vertrauen auf Gott. Schon hoffte der Unüberwindliche in dem Taumel seines Glücks, über Asien zu gebieten, wie über Europa; da loderten die Flammen einer unermeßlichen Stadt um ihn her, und trieben ihn, wie des Würgengels flammendes Schwert von den Ufern der Moskwa bis über den Rhein zurück. Das hat Gott gethan! sagten die Preußen, und zerbrachen ihr Joch. Eine heilige Begeisterung ergriff alle Gemüther. Jünglinge und Männer, Greise und

Weiber verließen den heimischen Heerd und ergriffen die Waffen. Eine edle Jugend, lange glühend vor Schaam über des Vaterlandes Schmach und durstend nach Rache, stand in allen Provinzen auf und eilte zum Krieg wie zu einem Fest. Alle Stände mischten sich; der heilige Zweck adelte jeden Platz, und neben dem Bauer stand der Edle, neben dem Bürger der Prinz. Gott war mit dieser Schaar. Der Schrecken ging vor ihr her; sie stürzte auf den Feind, wo sie ihn fand; der Gefahren ward nicht gedacht. Durch sie ward der Sieg wieder zu uns gelenkt. Die Begeisterung des großen Beispiels theilte sich mit; der Muth wuchs durch den Sieg; und jetzt dringt jene edle Schaar auf ihrer glorreichen Bahn nach den Niederlanden vor, schrecklich dem Feinde, gegen befreundete Völker mild und gesittet.

Mit solchem Sinn und Muth erhebet auch Ihr Euch, brave Bewohner von Thüringen. Seht nicht kalt und gleichgültig dem zu, was Eure Brüder thun; lasset nicht Andern allein den Ruhm, für die heilige Sache zu kämpfen; oder erwartet da Früchte zu ernten, wo Ihr nicht säet. Schließt Euch an die Völker Deutschlands, die schon in Reih und Glied dem Feinde gegenüber stehen; eilt zu den Fahnen Eurer Fürsten, die das Banner der Freiheit an Eurer Spitze schwingen, und kämpft mit Gott um den edelsten Ruhm, um den Segen des Friedens.

Dann werden Eure Söhne nicht mehr an den Siegeswagen eines übermüthigen Kaisers gefesselt, in Spanien der Krankheit und dem Hunger, in Rußland dem Froste zum Raube werden. Ihr werdet ruhig zu Euren friedlichen Geschäfte zurückkehren, und Euren Acker bauen und seine Früchte genießen. Im Schatten des Oelbaums werden Euch die Enkel segnen, und von Euren Thaten erzählen; die Nachwelt wird mit Thränen der Freude Euer Andenken feiern, und Euch um das Loos beneiden, daß Ihr zogt, für eine so heilige Sache das Schwert zu umgürten, und Eure Schläfe mit einem so glorreichen Lorbeer zu schmücken.

Auf denn Ihr Söhne des deutschen Vaterlandes, auf und ergreifet das Schwert! Keiner harre auf den Andern; Jeder eile, der Erste zu seyn. Hier ist Zögern Schande und bittern Hohnes werth. Tretet kühn dem Feinde ent-

gegen, mit dem Bewußtseyn einer guten Sache. Sagt ihm, daß die Tage seiner ungerechten Herrschaft vorüber sind; daß in den Grenzen von Deutschland nur Ein Sinn und Wille herrscht; daß fremde Tyrannei den schönen Boden des Vaterlandes nicht mehr beflecken soll. Geht und kämpft, und Gott wird mit Euch seyn. Ein glorreicher Sieg wird Euch lohnen, und nach vollendetem Kampf werdet Ihr in die Arme Eurer Mütter und Bräute zurückkehren, die mit Jubel und Stolz Euch denen zeigen werden, die — o unaustilgbarer Schimpf! — in dem finstern Winkel der Sicherheit die Knechtschaft der Freiheit, die Schande dem Ruhm vorgezogen haben.

Auch ihr, Männer Deutschlands, Ihr, deren Arm deutsche Kraft noch stählt, folget dem heiligen Ruf! Ein undurchdringliches Bollwerk bilde sich in dem Rücken Eurer Söhne, daß der Feind erbebe, wenn er den Boden von Deutschland mit starren Lanzen und einer unabsehbaren Saat gerüsteter Männer bedeckt sieht. Jede Stadt, jedes Dorf müsse zum Feldlager werden, wo Jeder sich erhebt, wenn das Zeichen ertönt, und zu den Waffen greift, bereit, der Gefahr eine eherne Brust und eine kühne Stirn entgegen zu setzen. Wie in einem großen Heere, so müsse in Euch Allen nur Ein Wille seyn, dem Vaterland zu dienen mit Gut und Blut. Keine Habe müsse Euch zu kostbar seyn, kein Opfer zu theuer, das Ihr der großen und heiligen Sache zu bringen Euch weigertet. Nie hat Deutschland glorreichere Tage erlebt, nie ist ein schöneres Morgenroth an seinem Himmel aufgegangen; nie sind größere und edlere Hoffnungen aufgeblüht. Die Erfüllung dieser Hoffnungen liegt in Eurer Hand. Ihr müßt mähen mit dem Schwert, sonst fallen Eure Ernten dem Feinde anheim. Kämpfen müßt Ihr und wachen, daß nicht zuerst Euch selbst Geiz, Selbstliebe, Eigennutz und weibische Furcht besiege, und Ihr dann dem arglistigen Feinde eine leichte Beute werdet.

Auch an Euch, deutsche Frauen, blühende Jungfrauen, auch an Euch wendet sich das Vaterland. Auch Euren Muth spricht es an! Haltet Eure Gatten nicht mit feigen Thränen und Bitten zurück; brechet nicht den Muth Eurer Söhne durch unzeitigen Jammer; ruft den Geliebten

nicht von der Bahn des Ruhms zu schimpflicher Muße, wenn er sich Euren Armen entreißen will.

Auch in Eurem weichen und zarten Herzen wohnt ein hoher Muth; auch Ihr liebt Tapferkeit und Ruhm an dem stärkern Geschlecht. Auf denn! zeigt ihm den Lorbeer, der in der Ferne winkt, und wenn Ihr ihm an Eurer Brust die Flamme der Begeisterung mitgetheilt habt, so sendet ihn aus Euren Armen ohne Thränen zum Kampfe. Keine edle Jungfrau müsse das Weib eines Feigen werden, keine Hand nach dem Myrthenkranz greifen dürfen, die nicht das Schwert zu führen, die nicht Weib, Kind oder Heerd zu schützen vermag. Ehret die Tapfern, spottet der Feigen; helfet denen, die Eurer Hülfe bedürfen. Auch Ihr habt Gaben zu legen auf des Vaterlands Altar. Bringt sie freudig dar, und achtet eiteln Schmuck des Leibes nicht höher, als den Schmuck der Pflicht. Auch den Fleiß Eurer Hände spricht das Vaterland an. Widmet ihm, was Ihr vermögt: die Begüterten ihren Ueberfluß, die Unbegüterten den Fleiß ihrer Hände; jede den Verwundeten und Kranken ihre Wartung und milden Trost. Betet, arbeitet, helft, und verdienet so Euerer Seits das Glück der bessern Tage, die dem Vaterlande kommen werden.

So thue Jeder, was er kann und vermag
Für Gott und Vaterland!

43. Deutschlands Gefahren und Hoffnungen. An Germaniens Jugend. 1813.

Summum crede nefas animam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas.

Iuvenal.

Wenn ein Wandrer in stürmischer Nacht einen gefahrvollen Weg durchschritten, über sich den rollenden Donner und sengende Blitze, neben sich den schroffen Abgrund voll schäumender Fluthen, vor sich Klippen, und hinter sich reißende Thiere, wenn er angstvoll, von seinen

Gefährten getrennt, und bei jedem Schritte den Tod fürchtend, endlich eine sichere Anhöhe erklimmt, und der Morgen aufgeht über der Verheerung der Nacht: so schaut er, über seine Rettung verwundert, nach dem angstvollen Pfade zurück, auf dem er gekommen, und mißt vor sich den Weg, der ihm noch bevorsteht zu durchwandern. Dieser Wandrer sind wir. Eine grausenvolle Nacht liegt hinter uns. Aber ein heller Morgen ist angebrochen, und freundliche Hoffnung leuchtet auf den Rest unsrer Bahn. Es ziemt uns wohl, einen Augenblick zu verweilen, die besiegte Gefahr noch einmal in die Augen zu fassen, und mit dem dankbaren Gefühl des wunderbar Geretteten, Muth zu gewinnen für das, was zu thun uns noch obliegt.

Laßt uns zurückgehn auf die Ereignisse einer frühern Zeit, und das Andenken älterer Begebenheiten auffrischen, die mit dem, was jetzt vor unsern Augen geschehn, im engsten Zusammenhange sind.

Als Frankreich vor vier und zwanzig Jahren sich von neuem zu gestalten begann, da ward den Völkern der Erde eine bessere Ordnung der Dinge, die Rückkehr aller Tugenden und das Glück eines goldenen Weltalters angekündigt. Große Gedanken, aus den Büchern der Weisesten aller Jahrhunderte zusammengerafft, wurden auf den Tribunen der Redner des Marktes in ein Gemeingut des Volkes umgeprägt; alle Wünsche gutmüthiger Philosophen, alle Träume einer begeisterten Einbildungskraft, wurden in die Wirklichkeit gerufen; und wie die Bilder des Dädalus, so sollten sich die Ideen der Schule auf das Geheiß einiger politischen Zauberer rüstig in das Leben drängen. Die beseligende Stimme der Freiheit, die süßeren Verheißungen einer allgemeinen Gleichheit flossen von den Lippen beredter Volksführer, und wurden auf tausend und aber tausend Sibyllenblättern durch ganz Europa gesandt. Erstaunt sah die Welt das Beispiel eines großen Volkes, das aus seiner tiefen Verderbniß auftauchend, eine gänzliche Umwandlung seines Wesens, und durch die großen Güter, die es verhieß, für das Böse, das es seinen Nachbarn Jahrhunderte hindurch zugefügt, reichen Ersatz versprach. Mit unglaubiger Verwunderung sah sie

auf dem Altare der Freiheit das Opfer alter und heiliger Rechte, mit freiwilliger Hand — so schien es — und mit der Begeisterung eines sittlichen Heroismus dargebracht. Das befreite Volk erhob das lang niedergehaltne Haupt; ein frommer und wohlwollender König erfüllte das Maas seiner Güte, indem er die angestammte, heilige Macht noch einmal aus den Händen seiner Unterthanen anzunehmen würdigte; das Joch willkührlicher Herrschaft war zerbrochen; Gesetz und Wille schienen zum erstenmal wunderbar und innig vermählt. Das Unmögliche der kühnsten Wünsche ging in Erfüllung. Und damit kein Zweifel die Freude störe, wurde die Stimme der Weltgeschichte und die Warnung der Erfahrnen, als das Lallen einer unmündigen und kindischen Zeit, zurückgewiesen; Frankreichs sittliches Verderbniß und die zweideutige Denkungsart seiner kühnsten Führer wurde vergessen; es wurde vergessen, daß nie ein anderes Volk die Freiheit so wenig ertragen, nie ein anderes das Götzenbild der Gewaltherrschaft so abgöttisch verehrt hatte; es wurde vergessen — oder wenn es nicht vergessen ward, so wurde, der Geschichte zum Trotz, die ganze Schuld auf den Nacken seiner Könige gewälzt, und auf die Rechnung, ich weiß nicht welcher, unglaublichen Magie einer despotischen Regierung geschrieben.

Dennoch blieb die Freude nicht lange ungestört. Der Schleier zerriß, mit dem die Sophisten die wahre Gestalt der neuen Gottheit verhüllt hatten. Der Pfuhl des Verderbnisses bewegte sich in seiner tiefsten Tiefe, und spie alle Greuel der Hölle aus. Ein trotziger Uebermuth hatte den neuen Thurmbau begonnen; aber der Herr fuhr hernieder und zerstörte das Werk. Die stolze Weisheit wandelte sich in eitle Thorheit um; und die Priester der neuen Lehre, deren Beschlüsse Gott vom Throne gestoßen und die Pforten der Ewigkeit, so viel an ihnen lag, verschlossen hatten, wurden der Abscheu der Welt. Ein König, hatte man gelehrt, sey nur des Gesetzes erster Diener; und dieses Gesetz war der wandelbare Wille der Parteien. Jetzt lehrte man: der verruchteste aller Menschen sey ein König, und das greuelvollste aller Verbrechen das, ein König zu seyn. Da fiel das Haupt des

schuldlosesten der Gesalbten; die Häupter seiner erhabnen Gemahlin, seiner mit allen Tugenden geschmückten Schwester fielen; lange Reihen der Edelsten folgten ihnen; der Erbe des Throns, ein zartes Kind, unterlag grauenvollen Mishandlungen barbarischer, nur zu diesem Zwecke erkohrner Zuchtmeister; Frankreichs glücklicher Boden ward mit Kerkern bedeckt; und der einzige Altar, der dem verhöhnten Volke übrig blieb, war das Werkzeug des Mordes, das in unablässiger Thätigkeit die Tyrannen jener Freiheitssclaverei mit Gold und Soldaten versorgte.

Auf diesem blutbefleckten Grunde hat sich das wiedergebohrene Frankreich über alle Völker Europens erhoben.

Zwar nachdem auf den rauchenden Trümmern der alten Monarchie ein neuer Thron errichtet worden ist, scheint die Scene in Frankreichs Grenzen verändert. Zahlreichere Stufen führen zu dem Sitze des neuen, mit einem prunkenderen Titel geschmückten Herrschers; der Glanz, mit dem sich die Majestät seiner stolzesten Könige umgeben hatte, ist hergestellt, ja, vielfach überboten worden; die Ordnung im Innern scheint zurückgekehrt; große und glänzende Bauten verschönern das Land. Aber sind darum die Greuel der Revolution gebannt, ist der Gewaltthätigkeit ein Damm, ist dem Blutvergießen ein Ziel gesetzt? Keineswegs. Noch herrschen die Dämonen jener furchtbaren Zeit; aber nicht mehr wild und ohne Methode umherschweifend, sind sie jetzt, wie ein Pandämonium in Hierarchien geordnet, und quälen desto sichrer die Welt. Noch hat kein Curtius den Schlund des Verderbens geschlossen; noch ist die Furcht nicht verschwunden, das frohe Vertrauen noch nicht in die Herzen der Menschen zurückgekehrt. In dem Rausche vervielfältigter Genüsse zwar mag das bedrängte Volk seiner Noth bisweilen vergessen; der Leichtsinn, den es auch bei republikanischen Hochzeiten und vor den Eisgruben von Avignon nie ganz verlohr, mag es bisweilen über seine Leiden und seine Besorgnisse hinwegheben; der Frohsinn ist ihm nicht zurückgekehrt; in dem Glanze seines neuen Throns, unter den unfruchtbaren Lorbeeren, die ihn umringen, wohnen die Segnungen der Freude nicht. Es ist wahr, das Mordbeil wüthet nicht mehr gegen die Meinungen; aber ist es

ein geringerer Terrorismus, wenn Frankreichs zarte Jugend gefesselt zu den Heeren des Kaisers geschleppt, ohne Gewinn für das Land, das sie gebahr, in fremden Climaten blutet, und den Haß gegen den stolzen und gewaltthätigen Herrscher zu allen Völkern trägt? Schon ehe Napoleon die Zügel von Frankreich ergriff, hatten die willkührlichen Schrecknisse der Revolution innerhalb Frankreichs aufgehört; aber wer mag leugnen, daß diese grauenvolle Revolution eben durch ihn in einer veränderten Gestalt und mit verjüngter Kraft ihren Lauf in andern Ländern fortgesetzt hat, deren einzige Schuld vielleicht war, die Grundsätze der philosophischen Räuber und Mörder nicht innig genug verabscheut, und ihre gleisnerischen Anerbietungen nicht kräftig genug von sich gestoßen zu haben. Wie dort um eines vermeintlichen Staats-Vortheils willen alle Gesetze der Gerechtigkeit ohne Scheu, ja mit Triumph und Stolz, niedergetreten, alte Rechte höhnend vernichtet, das Leben und die Güter der Einzelnen für nichts geachtet wurden: so wurden jetzt, für Frankreichs erdichtetes Wohl, Thronen umgestürzt, Völker bejocht, Länder geplündert, harmlose Städte ihrer Freiheit und ihres alten Wohlstands beraubt. Wie dort der wandelbare, ungewisse Wille der Volksführer täglich eine neue Verfassung und neue Gesetze ersann, und jedesmal durch Eide, Kerker und Hinrichtungen das Volk an die augenblicklichen Erzeugnisse ihrer Willkühr knüpfte, so sollte auch jetzt, unter trügerischen Vorwänden, jedes alte bewährte Gesetz, jede Verfassung und jedes Recht dem Einen weichen, das der Wille und Vortheil des neuen Herrschers gebot*). Nach Einem Mittel-

*) Auch in dem Widerspruch zwischen dem, was man sich selbst erlaubte, und dem, was man von andern forderte, blieb sich der Terrorismus des Convents und der kaiserlichen Regierung gleich. Wie die Tyrannen des Wohlfahrtausschusses die tausendmal beschwornen Menschenrechte selbst auf das allerfrechste verletzten und jeden Schrei nach ihnen mit dem Tode bestraften, so höhnte auch der Despotismus des Kaiserthums in dem Verkehr mit den Völkern alle Grundsätze, die es selbst unablässig in Anspruch nahm. Eine

punkte hin sollten alle Kräfte Europas streben; in Einer Bahn sich bewegen; kein Interesse gelten, was von Frankreichs Interesse, oder eigentlich zu reden, dem Interesse der Dynastie Napoleons, abwich. Harren und warten hatte der Revolutions-Dämon nicht gelernt. Alles sollte sich im ersten Augenblick fügen; man war wie erstaunt, wenn nicht jede Hand die alten Werkzeuge des erprobten Glückes von sich warf, und nach dem neuen Gesetz mit Entzücken griff; Zweifel und Widerstand ward als Aufruhr bestraft. So ähnlich war der Gang des siegreichen Kaiserthums dem Gange der revolutionären Demagogie!

Ungeheuer und bis zum Unglaublichen glücklich waren die Fortschritte des neuen Systems. An den Ufern der Nordsee, wie an den Küsten des atlantischen Meers, an dem Fuße der Appeninen und mitten in Deutschlands Herzen schlug Frankreich seine Throne auf; sein Arm verband das tyrrhenische mit dem jonischen Meer; an dem Ufer der Ostsee und in dem innersten Winkel des adriatischen Golfo thürmten sich seine Besten auf. Unaufhaltsam wälzte sich die Lauwine seiner Macht von Volk zu Volk. Seine Kriege, durch sich selbst genährt, boten

andre Sittlichkeit, ein andres Naturrecht, eine andre Sprache galt in Frankreich und den Tuilerien, eine andre jenseit der Pyrenäen und dem Rhein. Wie unter Marats und Robespierres blutigem Regimente Königsmord, Atheismus, Eidbrüchigkeit, Verletzung der heiligsten Banden der Natur zur Tugend gestempelt ward, so wandelte sich in dem Augenblick, wo der französische Adler auf ein fremdes Land sich niederließ, durch das Zauberwort des Despotismus, Vaterlandsliebe und Treue in Fanatismus und Wahnsinn. Seinem rechtmäßigen Herrn anhängen, hieß Rebellion; den alten Eid aber mit Füßen treten und vor dem neuen Throne kriechen, guter Geist. Solche Lehre predigte in Deutschland der, welcher nicht aufhörte, innerhalb Frankreichs die alten Grundsätze französischer Loyauté einzuschärfen, und dem gemißhandelten Volke den alten Spruch zuzurufen, daß in Frankreich der König nie stirbt! — Wehe Napoleon, wenn das Volk diesen Spruch gegen ihn geltend macht!

immer neue Kräfte und neue Mittel zum weitern Fortschreiten und Zerstören dar; seine Schaaren mehrten sich durch die Jugend bezwungener oder gedrängter Völker; und nur wenig fehlte, so war des Ehrgeizes nächstes Ziel erreicht, und die Herrschaft Carls des Großen an den Thron von Frankreich geknüpft. Diesem Ehrgeiz zu fröhnen hat Deutschland bluten müssen. Mit den Wellen des Ebro hat sich das Blut seiner Krieger gemischt; die Fluthen des Don haben ihre Leichen dem Meere zugewälzt; in den rauhen Steppen von Rußland und Litthauen sind sie dem Hunger und Frost zum Opfer gefallen. Und diese Unglücklichen, um die noch jetzt die Thränen des Mutterlandes fließen, waren nicht, wie in ältern Kriegen, Abentheurer, welche freiwillig den Fahnen eines berühmten Feldherrn folgten, Jünglinge, die ein unruhiger Muth aus ihrer Heimath trieb, oder Verzweifelte und Ausgestoßene; nein, es war die Blüthe der Jugend aller Provinzen, es waren die Glieder wohlhabender Familien, die Sprößlinge zärtlicher Eltern, die ihrem friedlichen Geschäft, den Studien und dem Acker entrissen, und auf die zerstörende Laufbahn des Krieges gestoßen wurden, für eine Sache zu streiten, die nicht die ihrige war, und welche bei weitem die meisten in ihrem Herzen verabscheuten.

Alles indeß, was durch so große Opfer auf dem Continente gewonnen wurde, diese ungeheure Vermehrung der Macht und Hülfsquellen Frankreichs, sollte nur ein Mittel zu noch größern Zwecken seyn. Der französische Kaiser glaubte nichts gewonnen zu haben, so lange Einem Volke Europa's noch irgend eine Quelle der Lebenskraft übrig bliebe. Alle Eroberungen auf dem festen Lande sollten nur Schritte zur Eroberung der Meere und zur Unterdrückung des einzigen Feindes seyn, der auf seiner meerumspülten Veste der Uebermacht Frankreichs trotzte. Ein riesenhaftes System ward erfunden, mit einem neuen Namen gestempelt, und ohne Schonung ins Werk gesetzt. Damit Englands Handel gelähmt würde, ward der Handel des ganzen übrigen Europa's in Fesseln gelegt. Die freien Städte Deutschlands, die vormals mitten in dem Streite der Völker ihnen die Segnungen

des Handels erhalten, sie, deren Freiheit Jahrhunderte hindurch von allen Mächten geehrt, von Frankreichs Kaiser auf das feierlichste garantirt, von den wichtigsten Seestädten Frankreichs als eine Wohlthat erbeten ward, diese wohlregierten, gewerbsamen Städte wurden, nach großen Opfern, die sie ihrem Protector gebracht, durch einen willkührlichen Beschluß, unter dem Vorwand der politischen Nothwendigkeit, mit Frankreich vereinigt, d. h. aller Selbstständigkeit beraubt, und mit dem Meere, das ihre Mauern bespült, verfeindet.

Durch diese Maasregel, verbunden mit der Besitznahme der Küsten von Oesterreich durch den Frieden von 1809, und so viele andre vorhergehende Handelsgesetze, ward Deutschlands armer Rest einem verstümmelten Rumpfe gleich, in welchem sich der noch übrige Lebenssaft träge bewegte. Der frohe Verkehr, welcher vormals die Straßen des blühenden Landes belebt, und seine Städte unter einander und mit dem Meere verbunden hatte, hörte je mehr und mehr auf; nur die Bedürfnisse des Krieges zogen ab und zu, oder die Lastwagen, welche die Erzeugnisse des englischen Kunstfleißes zu den für sie bereiteten Flammen führten. Umsonst regte sich der inländische Fleiß, dem die Wege des Vertriebs verschlossen waren; alle Quellen des Reichthums trockneten aus: aber während Frankreich den Baum des Wohlstandes an den Wurzeln zerstörte, forderte es mit unerbittlicher Strenge die Früchte desselben. Jetzt schwand allmählig selbst der Hoffnung und wohlthätiger Täuschungen Trost. Alle mit Frankreich verbundene, als Provinzen behandelte Staaten sahen ihre Finanzen zerrüttet, und die größten Anstrengungen ihnen aufzuhelfen, durch Frankreichs immer erneute Anforderungen kläglich vereitelt. Wenige Jahre noch, und das ausgesogne, methodisch geplünderte Land wäre ohne Widerstand dem zur Beute geworden, der sich seinen Beschützer nannte. Es hätte noch eines Federstrichs bedurft, und die Diener der Douane hätten ihre Schranken und Waffen bis an die Ufer der Oder, des Inn und der Iser getragen; Deutschlands mannichfaltige Völker wären in den Weiher der französischen Universal-Monarchie zusammengeflossen, und unter dem befohlnen Jubel

der Zeitungen wären die Seufzer der edeln, unterdrückten Nation den Blicken der Geschichte entzogen worden.

Und daß Niemand diese Gefahr gering achte, oder die künftige, mögliche Ruhe in dem Schatten eines mächtigen Thrones gegen die Schmach der Unterwerfung in Anschlag bringe! Ein solcher Vergleich verurtheilt sich von selbst. Ruhe ist nicht des Menschen höchstes und letztes Ziel, und durch den Verlust einer einzigen Tugend, die aus dem heiligen Boden des Vaterlandes und dem Stamme der Freiheit sprießt, ist sie zu theuer erkauft. Es ist der Wille der Natur, daß ein Volk gegen das andre stehe, daß sie gleiche Rechte genießen, daß sie diese Rechte vertheidigen, und in diese Vertheidigung ihren Ruhm setzen. Selbstständigkeit ist die erste Bedingung des Heils für den Mann und das Volk. An sie sind die Tugenden geknüpft, welche die Geschichte ehrt, und die der Stolz und die Freude der Menschheit durch alle Jahrhunderte sind. Frei und selbstständig war Griechenland die Mutter jeder herrlichen Tugend, und es ist nichts Großes zu denken, das nicht in seinen Grenzen zu finden gewesen. Aber was war sein Loos, als es unter das Joch der römischen Uebermacht gefallen war? Wir wollen nicht anführen, daß der Saame des Großen in dem unfreien Boden erstarb; daß die Enkel des Leonidas und Epaminondas in der durch Knechtschaft entwürdigten, mit Lastern aller Art befleckten Hauptstadt des Reichs an den Thüren ihrer übermüthigen Herrscher, oft um Hohn und Muthwillen aller Art, ein armseliges und niedriges Daseyn erbettelten; daß die wackersten Bürger, in denen noch Funken des alten Adels waren, wie jener Philodamus zu Lampsacus, und viele andre, deren Namen die Geschichte nicht erhalten, den unerträglichsten Mishandlungen, meist ohne Hoffnung der Rache und des Rechts, blos gestellt waren; aber das wollen wir anführen, daß, nachdem Griechenland eine Provinz des römischen Reiches geworden, weit entfernt sein Glück und seinen Glanz zu theilen, es nur die Unfälle desselben fühlte, in Unbedeutsamkeit und bald in die tiefste Armuth versank. Während Rom sein stolzes Haupt über alle Völker erhob, sanken Griechenlands blühende Städte in

Schutt. Pompejus schon führte nach Achajas Dyme, vormals eine der schönsten und volkreichsten Gauen des Landes, ein Pflanzvolk cilicischer Seeräuber, um der Verödung abzuhelfen; und ein Jahrhundert später zählte der ganze Peloponnesus weniger Menschen, als in besserer Zeit Athen allein.

So trat Roms Despotismus, auf seinem langsamen und bedächtigen Gange, die Völker zu Boden, deren Grenzen er beschritt; Frankreich, mit Roms Alleinherrschaft wetteifernd, eilte rascher zum Ziel. Die verderblichen Wirkungen seiner Uebermacht durften nicht erst in Jahrhunderten erwartet werden; sie reiften in kürzerer Zeit. Gewöhnt durch das, was in der Heimath geschehn, keinen Damm zu achten, welchen altes Recht, Sitte und Herkommen setzten, und mit der Klugheit des Despotismus aller Zeiten genährt, eilte es die an sich gezogenen Völker in unauflösliche Ketten zu schlagen, indem es sie durch seine Sprache und Rechte an den Koloß von Frankreich zu ketten suchte. An der Wurzel wurde die Umwandlung begonnen, die Schulen umgeschaffen, und alle Bildungsanstalten in die engen Formen der französischen Methode gezwängt. Jede Eigenthümlichkeit der Völker sollte untergehn; sie sollten ihres edeln Ursprungs vergessen; ihrer alten Freiheiten sollte nicht mehr gedacht werden. Was half es jetzt, der vaterländischen Rechte tiefkundig zu seyn; denn ein fremdes Recht galt. Was half es beredt zu seyn in der angebohrnen Sprache; denn in den wichtigsten Verhältnissen mußtet ihr zu einer fremden flüchten, die Euch, um Eure Gesinnungen und Gefühle auszudrücken, oft eigensinnig den Dienst versagte. So standet Ihr, Söhne Germaniens, Hermanns Enkel, schwerfällig und unbehülflich, in der neu aufgedrungenen Tracht, ein Gegenstand der Geringschätzung — und wie weit ist es von da zur gänzlichen Unterdrückung? — dem gewandtesten Volke gegenüber, das, ausgerüstet mit einem unbesieglichen Selbstvertrauen, alles mit Leichtigkeit unternimmt, und das meiste mit Sicherheit ausführt; das, über kleine Bedenklichkeiten hinweg gehoben, Eurer Gewissenhaftigkeit spottet, und jeden Schein der Tugend sich aneignend, Eure Biederkeit verachtet, weil sie selten mit

dem täuschenden Firnis äußerer Liebenswürdigkeit bekleidet ist. Beherrscht von diesem Volke, das sich in dem unbestrittenen Besitze jeder Vortrefflichkeit wähnt, und kein anderes aufrichtig achtet — was war Euer Loos, was würde es geworden seyn, wären durch den Fortschritt der Siege und eines ungestörten Glücks, die letzten Bedenklichkeiten gehoben, die letzten, schwachen Dämme des Despotismus durchbrochen worden? War nicht jetzt schon, unter dem Drucke dieses Volks, das Widerspruch weniger als irgend eines verträgt, war nicht jetzt schon, selbst in den Ländern souveräner Fürsten, das heilige Recht freier Mittheilung, selbst im gesellschaftlichen Verkehr, beeinträchtigt, und gefahrvoll geworden*)? War nicht der letzte Trost der Bedrückten, das freie Urtheil und die Klage, zum Verbrechen geworden? Wurde nicht alles, was der französischen Nation und ihrem Kaiser nachtheilig, oder nicht ehrenvoll schien, mit dem Schleier des Stillschweigens bedeckt, und den Augen der Geschichte entzogen? Jedes öffentliche Ereigniß mußte sich gestalten nach der Form, jedes öffentliche Urtheil bequemen nach dem Gleis, das die Wachsamkeit der Polizei von Paris, welches die Polizei von Europa geworden war, vorschrieb. Die Geschichte der ältern Zeit selbst, wenn sie irgend eine ungünstige Vergleichung darzubieten schien, mußte vor dem Machtspruch französischer Satrapen verstummen, kein Beispiel kräftigen Widerstandes und kühner Verbindungen gegen despotischen Druck fremder Tyrannei sollte mehr erwähnt, die Weltgeschichte sollte ihres edelsten Stoffes beraubt werden. Schon war die Zeit nah, wo jeder freie Gedanke in der Brust entschlummerte, und die Fähigkeit, frei zu seyn, erstarb. Denn, wie ein tiefsinniger Geschichtschreiber richtig urtheilt, ein Volk, dem nicht verstattet ist zu sagen was es denkt, wird sich bald gewöhnen nur das zu denken, was es sagen darf. So wird jede bessere Kraft gelähmt, und diese Lähmung wird zur Natur. Die verleumdete Wahrheit ent-

*) Denket an Becker, der auf grundlosen Verdacht hin, aus seinem Hause geraubt und siebzehn Monate lang in strenger Haft gehalten ward.

weicht, und macht der Lüge Raum; gefährliche Tugenden werden abgelegt; der verspottete Heroismus der Vaterlandsliebe schlummert ein. Dann ist die Gleichheit gemeiner Gesinnungen, die keine Besorgnisse erregen, hergestellt; und viele werden glauben gewonnen zu haben, wenn kein großes Beispiel mehr unter ihnen hervorragt, sie zu großen Dingen mahnt, oder ihnen stillschweigend ihre Gemeinheit und Schlechtigkeit vorrückt. In solchen Zeiten und unter solchen herabgewürdigten Völkern schlagen Leichtsinn und Ruchlosigkeit ihre luftigen Throne auf; und es geschieht dann wohl, daß, von Genußgier und Ueppigkeit umringt, der Despotismus sich mit ergötzlichern Farben schmückt, als jene väterlichen Regierungen, die in dem Gefühl ihrer alten Würde der demagogischen Künste nicht bedürfen, und vor der strengen Tugend, dem freien Sinn und der Vaterlandsliebe ihrer Kinder nicht erzittern.

So groß war die Gefahr, die über uns schwebte, die größte, die ein edles Volk fürchten darf. Gott hat sie abgewendet. Die Freiheit ist gerettet; es ist uns wieder erlaubt, Deutsche zu seyn. Das heilige Feuer lodert wieder auf des Vaterlands verwaisten Altären; die Liebe zu dem mütterlichen Boden ist kein Hochverrath mehr; es ist kein Verbrechen mehr, den fremden Bedrückern abhold zu seyn. Die Tage jener erzwungnen Feste sind vorüber, wo wir uns des auferlegten Joches freuen mußten; der erlogene Prunk der Heuchelei hat der Wahrheit der Gefühle Platz gemacht. Das Reich der Gerechtigkeit kehrt zurück und reinigt Deutschlands befleckten Boden. Hätte die Ungerechtigkeit obgesiegt auf ihrem trotzigen Lauf, hätte die Hand des feilen Glücks die Verletzung jedes heiligen Rechts auf immer belohnt, hätte sich das große Schauspiel, die lange Kette tragischer Unthaten, mit einem neuen Krönungsfeste geendigt, mit welchen Gesinnungen wäre die Menge von dem Schauplatze hinweggegangen, sie, die fast immer in dem Solde des Glückes steht, und die Grundsätze verleugnet, die der Erfolg nicht krönte?

Indem sich aber die Gefahr von uns wendet, können wir mit ruhigerem Blick den mannichfaltigen Gewinn in

die Augen fassen, welchen die Vorsehung in diese verhängnißvollen Zeiten gelegt hat. Jene schimärische Hoffnung gottvergessener Demagogen, daß die Grundsätze der Gewaltthätigkeit, mit denen sie ihr Volk bethörten und zerrütteten, den Weg um die Erde machen, alle Thronen umstürzen und eine neue Ordnung der Dinge begründen würden, ist, so nah ihre Erfüllung eben in diesen letzten Zeiten durch die Siege dessen schien, der sich rühmte die Revolution geendigt zu haben, auf eine wunderbare Weise vereitelt worden. Der Anstoß zwar, welchen sie den Völkern Europas gegeben, hat die heftigsten Erschütterungen von den Säulen des Hercules bis zu der Wolga, von dem baltischen Meer bis zu den Katarrhacten des Nils fortgepflanzt; aber diese Erschütterungen sind von einer ganz andern Natur und ganz andern Resultaten gewesen, als ihre Urheber gewähnt haben. Großes Verderben haben sie erzeugt; große Verheerungen sind verbreitet worden; aber aus der Asche der zerstörten Städte ist der gerechte Muth der Völker neu auferstanden. Ein langer Friede hatte die meisten in Unthätigkeit eingewiegt; kein großes, kein gemeinsames Interesse hatte sie bewegt seit langer Zeit; sie hatten das Gefühl ihrer Kräfte, und mit ihm das Vertrauen zu sich selbst verlohren. In den Cabineten war an die Stelle dieses Vertrauens eine kalte statistische Rechenkunst getreten, die sich ohn' Unterlaß in ihren Schlüssen betrog. Mit der Politik war auch die Erziehung eine berechnende Kunst geworden, eben so zuverlässig in der Theorie, in der Ausübung eben so falsch. Ein verkehrter Kosmopolitismus, welcher, dem bequemen Dienste der Menschheit sich widmend, von den lästigen Pflichten gegen das Vaterland zu entbinden schien, sollte die Stelle des beschränkten, in Verachtung gesunkenen Patriotismus ersetzen. Durch schimärische Ideen einer Vollkommenheit, welche in menschlichen Einrichtungen zu keiner Zeit gefunden worden, wurden die Köpfe erhitzt, indem sich die Herzen erkälteten; und viele verbitterten sich gegen eine Wirklichkeit, in der sie wenig oder nichts von ihren Träumen wieder fanden. Die Erfahrung und ihre große Lehrerin die Geschichte wurden wenig gehört, und von vielen verachtet; und je weniger der Gang der

Menschheit und die Führungen Gottes beherzigt wurden, desto mehr griff der Glaube an die Möglichkeit philosophisch gebildeter Staaten um sich. Was diesem Glauben entgegenstand, schien Obscurantismus, und wurde, als eine Ausgeburt bösen Willens, gehaßt. Eine verderbliche Schwätzerei, Aufklärung genannt, machte sich breit; und mit ihr ging der schädlichste Misbrauch der Publicität Hand in Hand, welcher alle Schritte der Machthaber und Obrigkeiten meisterte, oft verspottet, und, wo man es durfte, öffentlich herabsetzte. So drohte dem, was unauflöslich vereinigt seyn sollte, Haupt und Gliedern, eine furchtbare Trennung, indem sie verschiednen Richtungen und Gesetzen folgten. Der Glaube an das Haupt wurde in den Gliedern zerstört; den Gliedern vertraute das Haupt nicht mehr. Was das Uebel zu heben bestimmt war, die Anwendung eines mühsamen und künstlichen Mechanismus in der Verwaltung der Staaten, vermehrte es noch. Diese Uebel, die in Deutschland so fühlbar waren, bedurften der Heilung; aber diese Heilung war unmöglich ohne eine Krisis, die den kranken Leib der Staaten bis an den Rand des Grabes führte. Nur so konnte die Lebenskraft, nur so konnte die ewige Ueberlegenheit der moralischen Kräfte über die statistischen kund gemacht werden. Es bedurfte solcher außerordentlichen Versuche mit hochgepriesenen Theorien, um den auf das Leere gehefteten Blick zur Erfahrung zurückzuführen; die blendenden Grundsätze eines hohlen und herzlosen Kosmopolitismus mußten so ausgesprochen, und von ihren Propheten so niedergetreten werden, um die Liebe des Vaterlandes und der nächsten Pflichten aus der Asche zu wecken; so tückisch mußten uns die Lehrer der Menschenrechte täuschen, damit wir, in unsrer Verlassenheit und Noth, mit neuem Vertrauen in die Arme unsrer Fürsten zurückkehrten, und mit kindlichem Sinn für sie und unter ihrem Schutz, für die Erhaltung unserer alten Rechte, unsrer Sprache und Sitten, Gut und Blut zu opfern bereit würden.

Diese Wohlthat ist erreicht. Frankreich hat einen offenen Krieg gegen die Freiheit aller Völker geführt, und alle Völker sind gegen Frankreich aufgestanden. Es

kann keinem mehr, um es von der grossen, gemeinsamen Sache abzuziehn, seine Freundschaft bieten; denn es ist kund worden, daß diese Freundschaft die der Medea ist. Seine Geschenke waren das Unterpfand der Dienstbarkeit oder des Untergangs; glänzend von Ansehn, wie der Kreusa Gewand, aber verzehrenden Giftes voll. Es gab den Kindern des Vaterlandes, wie die kolchische Zauberin den Töchtern des Pelias, das Schlachtmesser in die Hand, und zerstückte mit ihnen, was es zu verjüngen verhieß. Die Macht ihrer Zauber ist geendet; ihr Stab zerbrochen; auf Deutschlands Boden streut sie ihre giftigen Kräuter nicht mehr aus. Die Zwietracht, die sie erzeugt hatte, ist gelöst. Fürsten und Völker sind von Einem Willen beseelt, und dieser Verein, die Begeisterung, mit der die Nachricht davon überall aufgenommen ward, sichert der Freiheit Bestand. Fest steht die Ueberzeugung in uns, daß keine menschliche Macht besteht, die nicht auf Sitten ruht, keine gegen den Geist und Willen eines biedern, treuen, fest vereinten Volks obsiegen kann. Diese uralte Lehre der Geschichte hat die neuste Zeit uns näher gerückt, und der Erfolg wird, wir hoffen es gewiß, diese Lehre befestigen.

Aber der Stamm dieser Einen Hoffnung treibt viele herrliche Zweige. Die Gefahren des Kriegs zu verachten, seine Lasten zu dulden, hat uns der Feind gelehrt; aber mit Freudigkeit zu kämpfen für den Ruhm einer grossen Sache, lehrt uns der jetzige Augenblick. Eine heilige Flamme ist in der Brust der edeln germanischen Jugend entbrannt; der bequemen Heimath vergessend, alle Güter der Ruhe verachtend, hat sie sich auf das Schlachtfeld gestürzt, um mit ihrem Blute, wie jene heilige Schaar auf Chäroneas Ebne, die Schmach des Vaterlandes auszulöschen. Das große Beispiel, das Preußens Söhne unter den ungünstigsten Verhältnissen und mit dem glorreichsten Erfolge gegeben, hat alle Gemüther ergriffen; Baierns tapfre Jugend ist nachgefolgt, und schon strömen aus allen Provinzen von Deutschland streitbare Schaaren freiwillig herzu, um an den Ufern des Rheins zu vollenden, was an der Oder unter den glücklichsten Vorbedeutungen begonnen wurde. Ein Geist, Ein Wunsch beseelt alle

Völker. Alle Stände mischen sich in die Reihen der Streitenden, und mannhafte Fürsten führen ihr treues Volk gegen den stolzen Feind. Jede Eifersucht erlischt in der schönen Begeisterung, welche alle durchglüht. Der gemeinsame Lorbeer bindet was vormals getrennt war. Der Ruhm der Tapferkeit, forthin nicht mehr das Monopol Eines Standes, wird ein Eigenthum der Nation werden. In Deutschland, in dem Herzen Europas, wird die erste der Tugenden ihre reinsten Altäre errichten; und nicht seine größern Provinzen allein, auch die kleinern und unbedeutendern, werden durch Tapferkeit, rüstige Ausdauer und edle Großmuth ihren Antheil der Achtung zu erringen wissen.

Von einem solchen Geiste beseelt kann Deutschland nicht unterliegen; es wird herrlicher aufblühn als je; von der Bürger heiligem Blute getränkt wird die Eiche des Vaterlands frische Zweige treiben, und unter ihrem Schatten die Enkel mit stolzem und klopfendem Herzen das Gedächtniß ihrer Väter feiern. Ein Band der Treue wird alle Völker der deutschen Erde umschlingen, und sie, die jetzt Gut und Blut für Eine Sache, auf Einem Schlachtfelde opfern, werden sich, auch nach vollbrachtem Kampfe, brüderlich die Hände bieten. Der Zwiespalt der Stämme wird vergessen, des alten Zwistes nicht mehr gedacht werden. Der Oesterreicher und Preuße, der Baier und Würtemberger, der Sachse und der Westphälinger, der Thüringer und Rheinländer werden sich als Deutsche achten; in dem von allen gefeierten Namen wird alter Groll untergehn; wir werden ein Vaterland haben; in einer wohlgeordneten, dem Geiste germanischer Völker gemäßen Verfassung, in dem Genusse wohlbegründeter Rechte, eines sichern Besitzstands sich freuend, wird der Deutsche jede alte Tugend freudiger hegen; Gottesfurcht, Biederkeit, Treue, Mäßigkeit, Ordnung und Fleiß werden tiefer wurzeln; Wissenschaft und Kunst wird herrlicher aufblühn; und was Deutschlands Litteratur gebrach, ein ernsterer Gang, größere Würde, ein fester Mittelpunkt, das wird die nächste Zeit ihr verleihn. Großer Gefahren Besiegung, wie jede mächtige Auf-

regung sittlicher Kräfte, hat unter allen Völkern auch in den Wissenschaften und Künsten Epoche gemacht.

Aber noch ist der Kampf nicht vollbracht; der niedergeworfene Antäus sammelt auf dem mütterlichen Boden neue Kraft. Wer möchte den Gedanken ertragen, daß er sich in seinem Stolze erhübe, und die Fackel der Rache über Deutschland schwänge? Daß dieses nicht geschehe, daß des Vaterlandes schöner Boden nicht schrecklicher verödet, seine Söhne nicht schmählicher als je verspottet werden, das müsse die Sorge Aller, das müsse das Bestreben jedes Einzelnen seyn. Nicht träge zu harren auf des Andern Entschluß, nicht die eigne Pflicht auf den Nacken des Nächsten zu wälzen; sondern mit brennendem Eifer, jeder der Erste, nach dem Einen Ziele zu streben, das Eine zu vollbringen, das Noth ist. Nur dann, wann die Einen Leben und Blut, die Andern Gut und Habe, Jeder was er vermag und kann, zu dem gemeinsamen Zwecke beiträgt, nur dann ist der Sieg, nur dann ist ein sicherer Friede, nur dann ist eine glorreiche Ruhe unser.

Europa's Blicke sind auf Deutschland gerichtet.

Jünglinge Deutschlands! wie in unsrer Ahnherrn grauer Zeit die Frauen dem Kampfe ihrer Gatten theilnehmend zuschauten, und sich des Muthes erfreuten, welcher eben durch die Gegenwart der geliebten Zeugen erhöht ward, so wißt, daß auch jetzt Eure Mütter, Eure Schwestern und Bräute um Euch stehen, wenn Ihr für die Freiheit kämpft, daß sie Euern Muth mit freudigen Thränen ehren, und wenn Ihr fallt, Eure Gräber mit Lob und Kränzen schmücken. Die Welt und die Nachwelt blicken auf Euch. Ihr seyd die Freude der Geretteten, die Hoffnung der Unterdrückten; an Euren Muth, an Eure Beharrlichkeit wendet sich die gepeinigte Menschheit. Wenn diese blutigen Tage vorüber, wenn das Ziel Eures Kämpfens erreicht, wenn die Freiheit wieder auf den Thron erhoben, wenn Gesetz, Sitten und Wissenschaft wieder eingesetzt sind in ihr altes Recht, wenn die freie Erde dankbar ihre entfesselten Hände wieder zum Himmel erhebt, da werdet Ihr in dem Glücke der geretteten

Mitwelt den Segen der Nachwelt und den Lohn einer verdienten Unsterblichkeit ahnden.

Ihr liebt das Vaterland; ihm habt Ihr Euer Leben geweiht. Aber die Opfer, die Ihr ihm darbringt, werden Eure Liebe noch höher entflammen, und Euch noch inniger an den befreiten Boden knüpfen, der Eure Brüder und Freunde mütterlich birgt. Denn nicht sowohl das Gute, was der Mensch empfängt, als das, so er Andern erzeigt, knüpft ihn an jene, und die Freude ist lebendiger in dem Wohlthäter, als die Dankbarkeit in dem Empfänger.

Viel ist, was Ihr errungen habt; nicht geringer ist, was Euch noch obliegt. Aber kein Ziel kann jetzt zu hoch für Euch seyn. Seht auf das Vaterland zurück, das, wenn Ihr weichet, nicht mehr ist.

Als einstmals die Phocenser, im Kriege mit den benachbarten Thessaliern, nach vielfältigen Niederlagen von neuem zu den Waffen griffen, und der Erfolg ungewiß war, da trugen sie alle ihre Habe zusammen, Kleider, Gold und Silber, auch die Bilder ihrer Götter, und richteten einen Holzstoß auf, den sie dreißig Männern zu bewachen gaben. Diesen Männern aber hatten sie geboten, wenn das Heer geschlagen würde, ihre Weiber und Kinder zu tödten, und die Leichname sammt ihrer Habe in die Flammen zu stürzen. So rückten sie gegen den übermächtigen Feind. Als sie nun handgemein wurden, da trat ihnen das Schicksal der Ihrigen vor die Augen, deren Rettung einzig an ihnen hing; und da war keine Art von tapfrer That, die sie nicht vollbrachten. Die Götter, heißt es, begünstigten ihren Muth, und sie errangen den glorreichsten Sieg. Zum Danke aber sendeten sie große Geschenke an den delphischen Gott.

So hilft Gott denen, die sich selbst helfen wollen.

43. Anthologia Graeca.

(Zu Seite 150.)

43) Hier mag jetzt dasjenige stehn, was ich in der Vorrede zu der Anthol. Palat. Tom. I. p. XI. hierüber gesagt habe: Analectorum textum refingere tum in mentem venire prorsus non poterat. Quod vero hodie quoque cum insigni bonarum litterarum emolumento a doctissimis viris fieri videmus, ut scriptorum graecorum editiones a Brunckio adornatas typis repetantur, nulla mutatione admissa, quam ipse non probaverit, id tum temporis in Analectorum textu recudendo non solum licitum esse arbitrabar, sed, ut tum res erat, etiam necessarium. Extiterunt tamen viri docti, qui, re in aliam partem accepta, epigrammata quaedam a Brunckio aut neglecta, aut ipsi nondum cognita, a me praetermissa esse conquererentur, et lectiones quasdam [conjecturas etiam] proferrent, quas a me in ordinem recipiendas fuisse dicerent. At hoc a me fieri nec potuit, nec debuit; non, quod illa ignorarem, sed quod omnis Brunckiani textus mutatio, nisi quam ipse in Lectionibus jussisset, ab instituto meo aliena erat. Facile enim intelligebam, si quid in illo textu, qui

nullisdum certis fundamentis niteretur, hic illic melius et probabilius constituissem, id ad universam rem non magnum momentum esse habiturum. Et ita comparata erat res, ut nulla in parte vestigium satis tuto ponere posses.

44. Erzählungen.

44) Wir setzen die Titel dieser Erzählungen hierher. 1. Band. Aurora oder die Erbschaft. (Wiederholt in O. L. B. Wolffs Encyclopädie der deutschen Litteratur. 4. Bd. S. 219—249.) Der Judenmord zu Lissabon. (Rochlitz's Mittheilungen. 3. Bd.) 2. Band. Die Ausgewanderten. Constanze oder die Theilung von Polen. (Zeitung für die elegante Welt.) Guido und Fiammetta. (Rochlitz's Mittheilungen.) Die Erkennung. (Ebendas.) 3. Band. Isabella. Steffano und Isidore. (Zeitung für die elegante Welt.) 4. Band. Der Pilgrim. (Ebendas.) Die Katakomben. 5. Band. Der gebrochene Schwur*).

*) Veranlassung zu dieser Erzählung gab ein trauriges Ereigniß in München (den 12ten Sept. 1813), worüber eine Freundin mir Folgendes schrieb: „Der Fluß war durch ein ununterbrochenes Regenwetter von einigen Tagen so angeschwollen, daß er schon einige

Aus dem Leben Catharinen's von Montosyz nach einer alt-französischen Handschrift. 6. Band. Die Klugheit der Gerechten oder der theologische Krieg in Hamburg. (S. Molleri Cimbria litterata, Tom. II. p. 358. Köhler's Münz-Belustigungen. 17. Theil. S. 363.) Der Mennonit. (S. Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte. Th. 4. S. 280.) Die Entführung. 7. Band. Die glücklichen Zufälle oder der Abend in Lugano. (Zeitung für die elegante Welt. 1829.) Fortsetzung, oder der Abend in Feldkirch.

---

kleine Häuser in seiner Nähe umzustürzen drohte. Dieß zog am 12ten gegen Abend die Spaziergehenden in jene Gegend, die dann, nebst den zurückkehrenden Arbeitern aus der Aue bei dem Einsturz der Isarbrücke ein Raub des Todes wurden. Ueber die Zahl der Umgekommenen herrscht Ungewißheit; doch sollen über 100 seyn: viele Soldaten, Handwerker, Kinder mit ihren Kindsmädchen. — So verlohr ein reicher Brauer seine drei einzigen Kinder, die vor ihren Eltern mit den Wärterinnen gingen; umgekehrt riß die Fluth ein Paar Eltern von ihren 5 unerzogenen Kindern; ein Kaufmann aus der Aue verschwand mit seinem Sohne; eine junge Frau starb beim schnellen Uebergange der Angst und Freude in den Armen ihres Mannes, den sie verunglückt glaubte. So könnt' ich Ihnen noch unzählige andere rührende Beispiele anführen. Doch ist, Gott Lob, niemand von unsrer nähern Bekanntschaft dabei umgekommen. Zu meiner großen Beruhigung waren wir auch eben alle zusammen in W. Garten, als wir die Unglücks-Post erfuhren" u. s. w.

(Ebendas. 1831.) Die Mahler. Drama. (Ebendas. 1828. Cf. Pièces interessantes et peu connues. Vol. 3. p. 391.) Bruchstücke aus dem Leben eines Verleumdeten.

45. C. Fr. Wunderlich.

45) Wunderlich, als er die Schule verließ, wurde von mir als einer unsrer ausgezeichnetsten Schüler an Heyne empfohlen, der auch sehr bald seinen Werth erkannte, und sich seiner mit großer Lebhaftigkeit annahm. Nachdem er ihm zuerst Geschäfte bei der Bibliothek gegeben hatte, stellte er ihn bei der Schule an; dann weiter. Im November 1808 schrieb er an den Staatsrath von Müller: „Herr Wunderlich wird Sie angegangen seyn wegen eines Rufes nach Augsburg, den er ablehnen will, wenn er hier den Professortitel erhalten kann. Es ist alles mögliche zu wünschen, damit wir ihn nicht verlieren; für die Philologie macht er meine größte Hoffnung. Er ist zugleich Assessor der philosophischen Facultät, liest Collegia mit Beifall, hat unter den Studenten viele Achtung, aber als Privatdocent immer nur halb; muß sich mit Privatstunden

durchschlagen, den Tag bis neun Stunden, da die Schule den Mann nicht ernähren kann. — Es wäre wenigstens zu wünschen, daß ein junger Nachwuchs vorhanden wäre, und das sollten seyn: Wunderlich, Thiersch, Dissen."

Den 15ten Januar 1809 schreibt er wieder an Müller: „Soll uns Wunderlich das werden, was er werden kann, so muß er mehr Zeit zu seinen eignen Studien verwenden können. Jetzt muß er den Tag 13 bis 14 Stunden Unterricht geben, um seinen Unterhalt sich zu schaffen."

46. Löffler.

46) Ich begnüge mich, aus der Einleitung zu diesen Fragen einige Worte hier aufzubewahren. „Ich habe, heißt es S. 4., mit dem sel. Löffler nur in entfernten Verhältnissen gelebt; ich hatte persönlich kein Interesse ihn zu rühmen; aber ich that was ich nicht lassen konnte. Mit freudiger Achtung ehrt' ich in ihm den kräftigen Sinn, den festen Character, die Unerschrockenheit, den scharfen Forschungsgeist, die gründliche Gelehrsamkeit, die edle Würde, die was er sprach und schrieb durchdrang, seine muster-

hafte Amtstreue, seinen tadellosen Wandel und das Zarte und Liebevolle seiner häuslichen Verhältnisse; und da ich sah, daß Andre sein Andenken ehrten, wie ich, daß diese Achtung mit einemmal in Wort und That so laut und allgemein kund wurde, da legte mir die Freude über so edeln Eifer die Feder in die Hand, und ich sprach aus, was ich dachte und fühlte."

„Der Verf. des „Seitenstücks" [der auch zufälligen Ged.] will von solcher Achtung, solchem Eifer, solcher Freude nichts wissen. Er tritt Alles nieder, schüttelt den Staub von seinen Schuhen, und wirft mit Koth nach dem Abgeschiedenen, den wir verehren."

„Nach uns Allen wirft er in seinem unbesonnenen Zorn."

„Er häuft Vorwürfe auf Vorwürfe gegen diese gute Stadt, und droht ihr mit einem göttlichen Zorngerichte. Er selbst sagt sich los von ihren finstern Werken."

„Was hierbei Andre thun, weiß ich nicht. Mir war es auch jetzt nicht möglich zu schweigen zu einem

so pharisäischen: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute."

47. F. H. Jacobi.

47) Fr. Heinr. Jacobi starb im folgenden Jahre, den 10ten März 1819, nachdem ihn noch bittre Schläge getroffen hatten, Verlust seines Vermögens und litterarische Angriffe der schmerzlichsten Art. Was Niebuhr (Leben II. Bd. 227) nach einer Zusammenkunft im August 1816 über den edeln Greis schreibt, ist größtentheils so gefaßt, daß ich es zwei Jahre später, wo ich ihn zum letztenmale sah, bei gegebener Veranlassung, eben so geschrieben haben würde: „Was von hier mich mit Wehmuth scheiden läßt, ist die Trennung von Jacobi; die entschieden letzte. Ihnen seinen Zustand nach Wunsch lebendig zu schildern ist nicht leicht. Sein Herz ist ganz frisch: sein Kopf nur in einzelnen Stunden so wie wir ihn früher gekannt haben, wenigstens dem entsprechend. Er ist mehr nacherzählend als frischquillend wie sonst: aber sein Urtheil ist, so weit ihm die Gegenstände klar genug vorliegen, unbefangen und treffend. Daß er einen Nachsommer lebt, worin

eine helle Sonne nur in der Mittagsstunde durchwärmt, und keine neue Vegetation mehr hervorzurufen vermag, empfindet er sichtbar mit einer Wehmuth, die den liebenden jüngern Freund noch mehr ergreift als ihn selber. — Roth*) ist als Hausgenosse und unzertrennlicher Freund unschätzbar; er erhält Jacobi's Leben nicht nur frischer, sondern geradehin: seine Treue und Thätigkeit, ihn durch Vorlesen u. s. w. über die Schwierigkeit seines Augengebrauchs zu zerstreuen und dafür zu entschädigen, verdient den innigsten Dank der Freunde Jacobi's."

In einer frühern Zeit (im April 1812) schreibt Niebuhr auf Veranlassung der Streitigkeiten mit Schelling (1. Bd. S. 515): „Erinnerst Du Dich der Zeit, wo Jacobi reich an Freunden, geliebt und verehrt, mit dem Gefühl noch lebender Kräfte uns zuerst bekannt ward? Wie er damals noch glücklich war? Und jetzt fast allein stehend, gebeugt und krank!"

---

*) Damals Ministerialrath, jetzt Präsident des Protestantischen Kirchenrathes; Verfasser mehrerer sehr geistreicher akademischen Vorlesungen; Herausgeber der Werke Hamanns, und der letzten Bände von Jacobi's Schriften.

Zwei Jahre vorher, während der Aretinischen Streithändel, die Jacobi's Gemüth auf das Schmerzlichste verwundeten, da sich in ihnen ein feindseliges Verkennen seiner geistigen Würde kund gab, wie er nie vorher erfahren hatte, schrieb ich bei einer dieser Veranlassungen an einen Freund: „Was wird einst die Welt sagen, wenn sie liest: Jacobi, nachdem er seinem Lande 34 Jahre mit Ruhm gedient hatte, verehrt als ein weiser Mann, als ein scharfsinniger Denker und classischer Schriftsteller, geliebt von den Edelsten seiner Nation und des Auslandes, ward nach München berufen, und an die Spitze der neuorganisirten Akademie gesetzt, von dem Verfasser mnemonischer Gaukeleien als ein Staatsverräther verleumdet; und, weil er seine Pflicht erfüllte, von aufgereizten Knaben verspottet; und seine Regierung, die seine Unschuld und seine Tugenden kannte, schwieg — schwieg, und deckte den Schuldigen und den Unschuldigen mit demselben Mantel der Schonung. So sah er die Früchte seiner Kraft da zerstört, wo sie am herrlichsten aufblühen sollten, und das Institut, an dessen Spitze er mit so vielem

Glanze gesetzt worden war; endete, wie eine schlechte Farce, weil er seine Pflicht that."

47a. König Max. Joseph.

47a) Einige Bruchstücke aus Briefen Münchner Freunde über diese Gegenstände werden vielleicht hier nicht an der unrechten Stelle stehn. Den 6ten Febr.: „Das waren zeither unruhvolle Tage, aber herzerhebend zugleich. Die Feierlichkeit der Ständeversammlung am 4ten d. M. war glänzend und wohlgeordnet. Unser trefflicher König sprach mit solcher Würde und Leichtigkeit, daß der Eindruck nicht ausbleiben konnte."

„Als der König, nach dem feierlichen Eide der Deputirten, den Saal im Zuge wieder verließ, sagte er im Vorbeigehn dem protestantischen Pfarrer Witschel (Verfasser der gereimten Morgen- und Abendgebete), er habe so eben seine Sache unterschrieben; und den Umstehenden sagte er: Dieser bekommt eine unsrer besten Pfarreien, die 3000 fl. einbringt. — Ein Lebehoch folgte dem König. Er war so heiter, und Alles war so würdevoll und doch so traulich, daß eine allgemeine Rührung herrschte. Alle Pracht,

die wir seither als bloßen Hofprunk kalt mit angesehen hatten, hatte an diesem schönen Tage ihre Bedeutung. Ich verblieb den ganzen Tag in einer feierlich-fröhlichen Stimmung; und so ist es andern Freunden auch gegangen. Dazu trug bei, daß kleine characteristische Züge bekannt geworden waren, wie sich der König auf diesen Tag freute. Am Morgen vorher kam er zu den Prinzessinnen, wo eben der Cantor Bär Schreibstunde hielt. „Nun, sagte er, das ist brav, daß ihr eure Lection fleißig treibt. Da will ich euch doch auch einmal meine Lection sagen.“ Und nun zog er die Eröffnungsrede heraus, und las sie ihnen vor. Der Deputation der Stände, die ihm zwei Tage vorher anzeigte, daß die Kammern beisammen wären, sagte er, „daß der Tag, wo er sie eröffnen werde, der glücklichste seines Lebens seyn würde; nun könne er ruhig sterben.“ — Ich kann Dir die fröhliche, zutrauliche Stimmung nicht schildern, die allgemein herrscht.“

Den 4ten Nov. 1818. „Ein schlauer Fuchs, Helfrich mit Namen, ein geistlicher Rath, ist seither zwischen Rom und München hin und her gereist, und hat das Einzelne zu verhandeln gesucht. Jetzt

kömmt die Rede des Papstes, die sich auf eine Erklärung Häfelin's an den Papst bezieht, und wird hier mit Verwunderung gelesen. Der König sagt ganz offen: so etwas habe er nie erklären lassen. Häfelin steckt also in der Klemme, und es soll von Abberufung die Rede gewesen seyn. Aber was will man mit dem 80jährigen Cardinal hier machen? er wird ja wohl bald von dem abberufen werden, der in das Innere schaut, und ihm einige harte Fragen vorlegen wird. Der Nuntius ist nun hier; aber am Hof und überall wird im Scherz von ihm gesprochen. Als er im Isarthor einfuhr, ging dem examinirenden Unterofficiere das Licht aus; an dem Wagen aber waren keine Laternen. Das ist halt lustig, sagte der König, als er dieß hörte; der Herr Nuntius kömmt kaum hierher, so löscht er uns das Bischen Licht aus, und bringt selbst keines mit. — Der König besteht darauf, daß das Religionsedict, wie es ein Theil der Verfassung ist, und für alle, also auch für die katholische Religions-Partei, die Verhältnisse zum Staate festsetzt, gelte, und das Concordat nur in so weit es damit übereinstimme. Es kömmt nun darauf an, ob der Nuntius auf die

hier erhaltene Erklärung noch auffahren wird oder nicht. So sonderbar stehen die Sachen. Daß dieß im Ganzen kein sehr ehrliches Spiel ist, und daß man es hätte vermeiden können, gebe ich zu; aber wie es nun ist, so zeigt offenbar die Anmaaßung und List des römischen Hofes zu einem Gegensatze, der der guten Sache mehr fruchtet, als wenn es in der bisherigen Indifferenz fortgegangen wäre."

Den 13ten Nov. 1818. „Der Nuntius ist nun zur Audienz gewesen. Man hatte einen Verweis an Häfelin geschickt, wegen überschrittener Aufträge; man hatte dieß dem Nuntius bekannt gemacht, und es ihm überlassen, ob er, nach dieser Erklärung, sein Creditiv dennoch übergeben wolle. Er antwortete: er vollziehe den Auftrag seines Herrn; von dem an den baierschen Gesandten in Rom geschickten Schreiben habe er keine Kenntniß zu nehmen. Den Nachmittag wurde er der Königin vorgestellt. Sie fragte ihn unter Andern: ob er auch das Theater besuchen würde? Sonderbarer Weise antwortete er: wenn Ew. Majestät befehlen. Worauf sie antwortete: daß es so gar nicht gemeint sey, und er hierinne sich keinen Zwang aufzulegen habe."

„Vor ein Paar Tagen kam auch der neue Erzbischof, Baron Gebfattel, hier an; ging den Tag darauf mit dem Könige auf die Jagd, und macht des Abends die Partie des Königs, wie vor 10 Jahren, wo er als würzburgischer Gesandte hier war, immer vom Könige gern gesehn.“

Den 22sten November 18. „Director Holland war gestern beim Könige. Der König redete ihn an: Nun, Holland, Sie sind ja beim Nuntius gewesen? — Um Verzeihung, ich war nicht bey ihm; doch hab' ich auch gehört, daß diese Sage geht; wahrscheinlich, weil vor einigen Tagen ein italienischer Geistlicher, welcher gebrochen deutsch sprach, mir einen Besuch machte, und das Institut besah. Es gefiel ihm Alles. Er fragte: ob ich auch protestantische Jünglinge hätte. Ich bejahte es. — Ob das nicht Störung verursache, da ja so kein gegenseitiges Zutrauen statt finden könne? — Nichts weniger. Den katholischen Unterricht ertheile ich selbst; den protestantischen lasse ich durch einen protestantischen Geistlichen ertheilen, und sehe genau darauf, daß er gehörig ertheilt wird. Die Morgenandachten halte ich selbst, da diese natürlich mit den Unterscheidungslehren gar nichts zu thun

haben; und bereite mich dazu bald aus einem katholischen, bald aus einem protestantischen Buche vor. — Jener fragte: aus welchen? — Holland antwortete: ehemals habe er Sturm dazu angewendet; jetzt mehr Zollikofer, Reinhard, und die in ganz Deutschland mit Beifall gebrauchten Stunden der Andacht. — Das fand der Italiener ganz neu. — Bei dem, was Holland von der Verwunderung des geistlichen Herrn über die Vereinigung der katholischen und protestantischen Zöglinge erzählte, sagte der König ganz kurz: Darüber habe ich zu sprechen. Dann rief er der Königin zu: Hörst du, Caroline, was Holland erzählt hat? und dann noch einmal ganz kurz: Darüber hab' ich zu sagen."

48. Wunder.

48) Den 23sten Mai 1818 schrieb mir ein Freund: „Am 20sten erscholl die Sage, ein geschnitztes Muttergottes-Bild in der Frauenkirche, in einer Ecke stehend und vernachlässigt, bewege die Augen. Westenrieder kam auf meine Canzlei, und ließ mir keine Ruhe, mit ihm hinzugehn: da müsse man das Volk beobachten. Die prächtige Frauenkirche, schön

geschmückt zum morgenden Ablaßfest, erhellt von der Morgensonne (es war um 10 Uhr). In der einen Ecke des weiten Gebäudes schreckliches Drängen zu dem Mirakelbilde mit Schreien und halber Lebensgefahr. In den übrigen Gängen wogte es auf und ab; Kinder, Weiber, Soldaten; dazwischen einige Knieende und Betende. Ueberall Gruppen um eine Erzählerin her, die es gesehen hatte, oder es zwar nicht gesehn hatte, weil sie nicht an das Gitter kommen konnte, aber deren Nachbarin es gesehn hatte. Als eine solche Erzählerin, zu der ich mich stellte, es beschrieb, wie es ihr die Nachbarin gesagt, kreuzten sich die umstehenden, zum Theil gut gekleideten Weiber, beteten und gingen gläubig weiter, weil sie nicht wagten, sich ins Gedränge zu machen. Die Männer waren schon sceptischer. Einer erzählte dem Kreise um ihn her: Ich bin nah dabei gewesen, und hab so lange drauf hingesehn, daß mir die Augen flimmerten; und wie die näher Stehenden riefen: jetzt macht sie das rechte Aug zu! ist es mir auch so vorgekommen. — Auf Anzeige der Polizei wollte der König die Sache gehn lassen, und keine Notiz davon nehmen. Aber der Zulauf wurde ärger; da ist Nach-

mitt. 8 Uhr das Bild weggenommen und die Stelle mit einem Tuche verhängt worden; und auch das hat keine Folgen gehabt."

49. Penzel.

49) Schütz, zu dem Penzel nach Halle kam, iniquissimo tempore, schrieb mir den 27sten Juni 1814. „Ich habe hier mit P. über seine Händel mit unserm Schlichtegroll viel Wort- und Schriftwechsel gehabt. Der Mann ist aber nicht zu bekehren. Ueber aller seiner Polyhistorie hat er die Anfangsgründe der Logik rein vergessen. Er bleibt also dabei, an seiner Verbannung aus M. sei Niemand schuld als Schl., und zwar blos deswegen, weil er den Gedanken nicht habe ertragen können, daß, da er seine guten Absichten, ihn in M. anzustellen, nicht habe erreichen können, er P. sollte herumgehen sehen, als ein beständiges Merkmal seines verminderten Einflusses. Auf die Frage: wie er so etwas ohne Beweis behaupten könnte, erwiederte er: Schlichtegroll müsse beweisen, daß nicht er, sondern ein Andrer schuld sey, und diesen angeben. Schl. schickte ein Attestat des Polizeidirectors, daß er daran gar nicht schuld sey; das

wollte er nur gelten lassen, wenn der Polizeidirector durch ein anderes Attestat erklärte, wie es sonst zugegangen. Kurz in diesem Stücke ist P. ein caput tribus Anticyris insanabile."

Dieß war nun an sich nichts weniger als wunderbar. Bei eignen getäuschten Hoffnungen, Andern Schlimmes zuzutrauen, und wenn die Schuld in der eignen Tiefe liegt, sie nicht hier, sondern bei Jenen zu suchen, ist nur allzu gewöhnlich. Wenn sich nun gar ein mistrauisches Gemüth die gewähnte Schuld zu einer Geschichte mit wahrscheinlichen Motiven ausschmückt, so gewinnt der Wahn noch die zähe Wurzel der Eigenliebe, womit er sich gegen alle verständigen Gründe sperrt; und indem er sich mittheilt und fremde Beistimmung aufsucht, die er auch, bei der Neigung der Menschen, das Schlimmere eher als das Bessere zu glauben, sehr leicht findet, befestigt er sich noch mehr, und wird zur fixen Idee. Dieß war ohne Zweifel der Gang, den Penzels Verdächtigung nahm. Uebelgesinnte bestärkten ihn darinne; Leute, die er mir in seinen Briefen genannt hat, und deren Eitelkeit, Leichtsinn und Anmaaßung mir aus früherer Zeit nur allzu bekannt war.

50. Herzog August Emil.

50) Die Lebensumstände des Herzogs sind in einem von mir verfaßten Nekrolog in der Hallischen Allgemeinen Literatur-Zeitung. 1822. Jul. no. 172. S. 497—504. zusammengestellt. Aus diesem ziehen wir hier die historischen Notizen aus. — Der Herzog war geboren zu Gotha den 23sten November 1772 als zweiter Sohn Ernst des zweiten. Seine Erzieher waren der Freiherr von der Lühe, und ein Schweizer aus dem Waad-Lande, Bridel (später Bridel von Briderі), der sich in der nachmaligen Zeit als Dichter, und noch mehr als Naturforscher einen Namen gemacht hat. Im Jahr 1788 wurde der Erbprinz — dessen älterer Bruder im Jahr 1779 gestorben war — mit seinem jüngern Bruder nach Genf geschickt, um die gesunde Luft der Alpen einzuathmen und, fern vom Hofe, in würdiger Umgebung aufzuwachsen. Bei ihrer Rückkehr in die Heimath wurden ihnen von verschiedenen Lehrern Vorlesungen über Philosophie, Staatsrecht, Litteratur und Anderes gehalten, und damit ihre wissenschaftliche Erziehung geschlossen. Im Jahr 1797 vermählte sich der Erbprinz mit Luise, Prinzessin von Mecklenburg-Schwe-

rin, die ihm im Jahr 1800 eine Tochter gebahr; aber in den Wochen starb. Im J. 1802 vermählte er sich zum zweiten Male, mit der Tochter des Churfürsten Wilhelm von Hessen-Cassel, Caroline Amalie. Am 20sten April 1804 trat er, nach dem Tode seines Vaters, die Regierung an.

„Die bedenklichen Zeiten, in welche diese Regierung fiel, lassen die kluge Sicherheit bewundern, mit welcher der Herzog auf dem schwachen Fahrzeuge seiner Macht durch die empörten Wellen steuerte; eine Klugheit, die ihm die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Unterthanen gab. Dem Soldatenstande abgeneigt, und ein Feind des Krieges, wußte er sich doch die Achtung der Feldherrn zu erwerben, die eine Reihe von Jahren hindurch, während des Krieges in buntem Wechsel seinen Hof besuchten. — Dem französischen Kaiser empfahl er sich bei der ersten Bekanntschaft in Dresden durch die ganze Eigenthümlichkeit seines Wesens und die feine und geistreiche Wendung seines Gespräches, so wie auch Er seiner Seits von Bewunderung des Kaisers durchdrungen, der großartigen Erscheinung des außerordentlichen Mannes huldigte. Eine Folge dieser

Bekanntschaft war, daß dem Lande die auferlegte Contribution von 1,700,000 Franken erlassen wurde."

„Der Herzog hatte ein unerschütterliches Vertrauen auf sein Glück; wie er denn auch zu sagen pflegte, daß, wenn er einen Beinamen führen sollte, es der des Glücklichen seyn müßte. Aus diesem Vertrauen erwuchs eine Unerschrockenheit, die mit der großen Beweglichkeit seiner Phantasie, und mit der Abneigung gegen Alles, was Abhärtung des Körpers bezweckt, einen auffallenden Gegensatz bildete."

„Von dem, was in der achtzehnjährigen Regierung des Herzogs August und durch ihn für das Land geschehen, wie das Bestehende erhalten, verbessert und erweitert, Neues begründet, das Nützliche und Gute überall befördert worden, davon mögen diejenigen sprechen, die sein Leben in größerer Ausführlichkeit zu schreiben unternehmen werden; eine Aufgabe, von der wir wünschen, daß sie wohl erwogen und auf eine würdige Weise gelöst werden möge. Hier ist es gnug zu sagen, daß der väterliche Sinn, welcher die Regierung dieses Landes seit Ernst dem Frommen, dem Stammvater der Herzoge von Gotha, ausgezeichnet hat, sich auch unter der Regierung des verewigten

Herzogs niemals verleugnete. Liebe der Gerechtigkeit mit schonender Milde gepaart, Haß gegen Willkühr, eine in Thaten blühende Gottesfurcht, Achtung der Wissenschaften und guten Sitten, dieses Erbtheil empfing August von seinen Vätern und Ahnherrn, und hat es ungeschmälert bewahrt. Die Blüthe des Landes, die sich auch während des Krieges und der auf den Krieg folgenden harten Zeit erhalten hat, die Zufriedenheit der Einwohner, ihre unter allen Verhältnissen bewährte Ergebenheit gegen die Regierung sind die schönen und beneidenswerthen Früchte, die diesem Boden entwachsen sind. Auch gegen die Person des verewigten Fürsten zeigte sich die Liebe der Unterthanen, wie zu jeder Zeit, so in den letzten Tagen seines Lebens auf eine rührende Weise. Als sich die Nachricht von seiner Krankheit verbreitete, war die Bestürzung allgemein, und so wie die Gefahr stieg, füllten sich die Vorzimmer mehr und mehr mit theilnehmenden Personen aller Stände an. Als aber die letzte Hoffnung schwand, und der Tod erwartet wurde, da mischten sich in der Nacht alle Klassen um sein Sterbebett, und Er, dessen Leidenschaft es war geliebt zu seyn, konnte die Thränen sehn, die

ungeheuchelte Liebe um ihn vergoß. Seine erhabene Gemahlin, die treue Gefährtin seines Lebens, verließ ihn keinen Augenblick. Sein Leichnam wurde auf der Insel des englischen Gartens beerdigt, wo auch sein Vater und zwei seiner Brüder ruhn. Neben ihm wurde für seine fürstliche Wittwe auf ihr Verlangen ein Platz eingerichtet, wo sie einst an seiner Seite von dem Traume des Lebens zu ruhn wünscht. Möge dieser Zeitpunkt noch weit entfernt seyn, und möge diese hochverehrte Fürstin noch lange und glücklich das Bewußtseyn ihrer Tugenden und die Segnungen der Armen genießen, deren Mutter sie ist!"

„Durch den letzten Willen des verewigten Herzogs sind seine Sammlungen, die von seinem Vater ererbte, sehr ansehnliche, so wie seine eigene Privatbibliothek, die Gemählde und Kupferstiche, das chinesische Cabinet, welches einen Schatz orientalischer Seltenheiten enthält, die Seetzen'schen Sammlungen und Manuscripte, dem Lande vermacht, und werden mit den schon bestehenden analogen Instituten vereinigt."

51. August Emil's Brief an Pius VII.

51) Als Pius VII. durch die Siege der verbündeten Fürsten in sein Land zurückgeführt war, ließ der Herzog durch Graß ein Bild mahlen, das diese Rückkehr als ein Werk göttlicher Gnade darstellen sollte, und begleitete es mit folgendem Briefe, der in französischer Sprache, wie er ihn dictirt hatte, also lautete:

Très-saint Père.

Tous les coeurs, ceux des élus, comme ceux des appellés, osent selon leurs droits, selon leurs pouvoirs différens, porter leurs regards, leurs voeux, leurs sacrifices plus ou moins dignes d'acceptation vers le trône radieux et invincible, tout présent et inaccessible du Très-Haut, sans craindre d'être punis, rejettés. Son lieutenant visible ne rejettera point non plus l'humble offrande, le don de l'adoration, le gage du plus profond respect. Votre Sainteté daignera-t-elle m'écouter, comme le ciel protecteur daigne écouter, exaucer même assez souvent mes plus ferventes, mes plus brûlantes prières? Daignera-t-elle m' accorder un de ces

precieux momens voués au salut de l'homme, à la gloire de l'église, au bonheur de la ville du monde? Un songe, une apparition vint dans les affreux tems des troubles, des bouleversemens, des discordes et des malédictions, de l'opprobre et des injustices fortifier ma foi, éclairer mon espérance, révivifier mon amour. Il me fit voir dans les reflets, dans les résonnances des magnificences du ciel le favori de la très-sainte et très-adorable Trinité, son plus digne, comme le prémier de ses fils s'achéminer lentement, mais d'un pas sûr, soutenu par l'ange de la foi espérante, et de la patience à toute épreuve, vers cette sainte cité dont l'avait banni celui qu'il avait comblé de bénédictions: oui, saint Père, je vous vis, je vous reconnus, marchant sur les roses de la Charité, sur la rue de l'épreuve, porté, soutenu même par ces envoyés de l'Empyrée, par ces esprits émanés de Dieu. Un digne fils et ministre vous suivait, et me semblait devoir toujours vous suivre, et vos regards et les siens fixent tout d'un coup des nues luminantes. Des voiles éblouissans s'abaissant peu à peu vers la terre paternelle, j'entendis au-dessus des astres et même dans les espa-

ces saphirins de l'atmosphère, des chants, des concerts, des harmonies, des euphonies plus qu'humaines, non, vraiment séraphiques. Mon coeur s'épanouit comme les lis des ondes; mes yeux intérieurs se dessillèrent, et je vis les images de la révélation, et j'entends les symphonies du Paradis; et voilà Saint-Pierre, et voilà l'Archange, protecteur de la sainte cité, le premier sous les traits que vous lui connaissez; l'autre (il faut que le dise sans retenue aucune, parceque c'est la vérité qui l'exige) sous les traits rajeunis, embellis de celui qui ose, très-saint Père, vous narrer avec la candeur d'un enfant ce songe prophétique. Je me sentis frémir, rougir tout dedans mon moi, et montant plus haut au-dessus des soleils et des nues et des astres, je vis descendre vers votre Sainteté un innombre de Choeurs, de Trônes et de Puissances qui rapportaient en jubilant, en psalmodiant ce signe de ralliement, cette croix de bénédiction, sous laquelle tous les peuples serontralliés et jugés, et je chantai avec eux, et ils s'unirent tous ensemble à mes saintes et sincères jubilatures. Je me reveillai, votre Sainteté, votre Ministre, le saint Apôtre, les Archanges, les

Séraphins et les Chérubins, les Trônes et les Puissances et tout le ciel dans mon pauvre coeur. Mes mains débiles tracèrent ce qui ne peut point être tracé ni écrit; mes paroles cherchèrent à rendre ce qu' aucune langue humaine ne peut rendre; je poussai, j'enflammai, j'excitai un rare talent, une plus habile main, un grand génie à fixer sur la toile ce songe céleste et véribond. J'ai mieux songé que mon ami n'a pu peindre. Ah! que ne puis-je partager le bonheur de ce frère chéri, qu'un mot de votre Sainteté pourrait ramener dans mes bras, dans sa patrie. Ah! que ne suis-je, très-saint Père, à vos pieds cints du crême béni. Je vous dirai ce que ma main n'a pas osé tracer, ce que le pinceau de Raphael et de Michel-Ange n'aurait pas pû réproduire. Je suis sûr qu'Elle me comblerait de ses faveurs, qu'Elle me bénirait de sa plus précieuse bénédiction, qu'Elle m'honorerait de son embrassement paternel. Cet espoir m'a donné le courage de déposer aux pieds du siège apostolique cette faible holocauste de ma gratitude, cette offrande de mon humilissime admiration, ce sacrifice du plus brûlant amour. Ne rejettez point, très-saint Père, l'a-

mour du fils éloigné, les larmes du frère désiré, et pardonnez, si l'ignorance des formes, si l'inhabilité m'a fait malgré-moi pécher contre le ritual du respect que je dois au prémier des souverains. En suppliant votre Sainteté de m'accorder sa protection toute puissante et un mot de conseil pour ce frère chéri, sans lequel la vie m'est un fardeau, en couvrant de larmes le bord de ses vêtemens pontificaux, me sera-t-il permis, très-saint Père, d'oser me nommer, comme si j'étais un de fisses us

Son plus humble et son plus respectueux,
comme de son plus diligentissime fils
A. E.

52. Friedrich Schlichtegroll.

52) Im Mai 1820 schrieb er an mich: „Die unerwarteten Geschäfte, die so oft in mein Leben hineinfallen; die weiche Gefälligkeit, die nichts abschlagen kann, auch was mir nie aufgebürdet werden könnte; Beschwerlichkeit des fortschreitenden Alters; alles das macht mich oft müde und lebenssatt.“ Mehrmals sagte er zu seinem Vorstande: „Ich will

ein fleißiger Bibliothekar seyn; aber nehmen Sie mir die Last der Direction ab, unter der ich erliege."

53) Schlichtegroll's Leben ist von mir in Voigts Neuem Nekrolog der Deutschen (Ilmenau. 1823) 1r Jahrg. 1s Heft. S. 1—31. und in den Biographien des Freiherrn Lupin auf Illerfeld S. 659—669, wo Einiges, mich Betreffende, von dem Herausgeber eingeschaltet ist, beschrieben; auch von Cajetan Weiller in einer am 28sten März gehaltenen öffentlichen Sitzung der Academie. Am 8ten December 1822 begingen seine Freunde in der evangelischen Hofcapelle eine Todtenfeier, in welcher der Ministerialrath und Cabinets-Prediger Schmidt eine Rede hielt, aus der wir folgende Characteristik des Verstorbenen ausheben: „Eine Seele ohne Falsch, ein reiner, frommer Sinn, ein ungeheucheltes Wohlwollen gegen Jedermann, zuvorkommend und gefällig bis zum Selbstvergessen, ein treues, der Freundschaft und Liebe offnes Herz, auch oft mißbraucht doch keinem verschlossen, ein heißer Durst nach Wissen, ein reges Streben, alles Gemeinnützige zu befördern, ein unermüdetes Wirken in einem ihm lieb gewor-

denen Berufe, mit Wärme alles Gute umfassend, dem Fürsten und dem Vaterlande innig ergeben, ein bewährter Freund seiner Freunde, als Gatte, als Vater, als Gelehrter, als Bürger, als Mensch gleich liebens- und achtungswerth — so war Er, und seine Tugenden werden sein Andenken lange unter uns erhalten, und sein Beispiel wird nicht ohne Segen bleiben."

54. Gotha's Dank*) am Schlusse der Zwischenregierung von seinen Bewohnern ausgesprochen.

In dem feierlichen Augenblicke einer Regierungsveränderung, die, nach langem Vermissen eines fürstlichen Herrn, jeden Wunsch erfüllt, gehegte Besorgnisse für immer niederschlägt, und alle Herzen durch die erfreulichsten Aussichten für die Zukunft begeistert, führt uns, Bewohner dieses Landes, die lang ersehnte Gegenwart auf die Vergangenheit zurück, aus welcher jene erwachsen ist. Indem sich hier unsern Blicken zunächst das schmerzliche Schicksal darbietet, das diesem Lande binnen kurzer Zeit zwei fürstliche, in unsrer Mitte erwachsene Brüder, zugleich als Kinder des Landes und seine Herrn von Allen verehrt, in den Jahren der vollsten Kraft entriß, und den fürstlichen Stamm, in dessen Schatten wir fast zwei Jahrhunderte hindurch einer ununterbrochnen Zufrieden-

*) Den abgehenden Ministern, Freiherrn von Trützschler, von der Becke und Freiherrn von Lindenau gewidmet.

heit genossen hatten, entwurzelte; dann die mannichfaltigen Besorgnisse, die aus den Gräbern dieser geliebten Fürsten erwuchsen; die Ungewißheit der Erbfolge; die Möglichkeit langdauernder Erörterungen; die durch den zweifelhaften Stand herbeigeführten Stockungen in dem Geschäftsgange; die bei Mangel an Einheit unvermeidliche Lähmung der Kraft, und vieles andere, was auch ein heiteres Gemüth mit trüben Gedanken erfüllen kann; mitten in diesen beunruhigenden Erinnerungen fallen unsere Augen zunächst mit dankbarer Verehrung auf die Fürsten, vor deren hohem Sinne jene, durch zahlreiche Beispiele in dem deutschen Vaterlande nur allzuwohl begründeten Besorgnisse fast eben so schnell wichen als sie entstanden waren; und nächst diesen auf die edeln Männer, die an die Spitze der Verwaltung gestellt, durch das Vertrauen der Enkel Ernst des Frommen geehrt, mit überlegener Einsicht und Kenntniß der Geschäfte begabt, durch Eintracht gestärkt, von der Achtung und Liebe des Volkes umgeben, nicht so bald das ihnen anvertraute Ruder in die Hand nahmen, als wir uns der Hoffnung hingaben, die Barke des Staates aus Sturm und Wellen sicher gerettet zu sehn. Denn das wußten Alle, daß, so lange jene Männer in unsrer Nähe standen, das Wohl des Landes auf das Weiseste berathen war. Unter mehr als Einem Fürsten hatte sich ihre Kraft; ihre Weisheit hatte sich vornehmlich unter der letzten Regierung erprobt; und so groß war das Vertrauen zu ihnen, daß nur der Zweifel, ob ihnen die Verwaltung des verwaisten Landes bis zur Entscheidung der Erbfolge verbleiben würde, die Gemüther beunruhigte. Sobald dieser Zweifel durch die That beseitigt, sobald kund geworden war, daß die Weisheit der fürstlichen Erben, in denen sich uns jetzt das hohe Gemüth ihres Ahnherrn bewährte, kein Bedenken getragen hatte, das Ministerium, so wie es bestand, als ein gemeinschaftliches anzuerkennen, und mit dem edelsten Vertrauen, trotz der Dunkelheit, welche die gegenseitigen Ansprüche umhüllten, alle Maßregeln desselben für die Sicherung des gemeinsamen Erbes genehmigt hatte, wich die Sorge von uns, das Gewölk über unsern Häuptern zerrann, und alle Augen wendeten sich dankbar zu dem

Throne der ewigen Allmacht, die dem trauernden Lande auch jetzt seinen Schutz nicht entzog. Keine jener unruhigen Bewegungen trat ein, die vormals bei strittigen Erbfällen Statt gefunden; nicht einen Augenblick wurde die öffentliche Ruhe gestört; der Gang der Geschäfte in keiner Beziehung aufgehalten; und mit einer so vertrauensvollen Sicherheit schloß sich die Gesammtregierung der vorigen Verwaltung an, daß die eingetretene Veränderung des Regierungsgeschäftes in den meisten Gegenständen gar nicht gespürt wurde. In dieser Stille, in diesem gemessenen und gesetzmäßigen Gange hat sich die Güte der Verfassung, die Weisheit unserer Herrn und die Trefflichkeit der Minister auf das vollkommenste bestätigt, und es hat nicht des Geräusches der Staatsmaschine bedurft, um die Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, und die Geübtheit ihrer Ordner kund zu thun. Die That hat lauter gesprochen, als Worte hätten thun können; und was sich den Augen der Fernerstehenden entzogen hat, ist durch den Erfolg verkündigt worden. Nur Wenige können wissen, welche Anstrengungen es gefordert hat, um dem Strome der Geschäfte diesen ruhigen Lauf zu sichern; wie viele höchst mühsame Erörterungen nöthig waren, um jeden Zweifel zu beseitigen, und die Grundsätze der Verwaltung in das hellste Licht zu setzen. Da aber keine Arbeit, wie mühevoll auch immer, umgangen; keine, auch nicht die verwickeltste Frage unerörtert gelassen wurde: so gelang es, daß die fürstliche Gesammtregierung eine vollkommene Ueberzeugung von der Güte der meisten Einrichtungen bekam, und sie in Folge dieser Ueberzeugung aufrecht erhielt. Zu gleicher Zeit wurde der Zustand der Landes-Cassen, jede Quelle der Einkünfte und ihre Verwendung erörtert und festgestellt, und durch mühsame Uebersichten Alles vorbereitet, was einst die Ausgleichung der Ansprüche der fürstlichen Erben erleichtern, und, wenn die Nothwendigkeit einer Theilung der Länder eintreten sollte, dieser, so weit es nur immer möglich wäre, die Bitterkeit benehmen möchte, die ein solches Ereigniß, auch bei dem mildesten Verfahren einer neuen Regierung, für die Bewohner der

durch den Fortgang der Zeit gleichsam verwachsenen Länder jedesmal haben muß.

Einzelnes aufzuzählen ist nicht der Zweck dieser Blätter, die den Erinnerungen der Dankbarkeit gewidmet sind. Dieser Absicht genügt es zu sagen, daß, wenn in dieser Zwischenzeit die Verwaltung so ungestört fortschreiten, die Stände des Landes versammelt, heilsame Gesetze gegeben, Verträge mit benachbarten Regierungen abgeschlossen werden konnten, wir Dieses und Anderes den tiefen Einsichten, der reifen Erfahrung, der rastlosen Thätigkeit, und dem durch die edelste und uneigennützigste Gesinnung beseelten Eifer der Männer verdanken, deren Treue die Verwaltung des Landes anvertraut war. Nie haben wir daher die mannichfaltigen Leiden einer zweifelhaften Stellung zwischen entgegengesetzten Ansprüchen erfahren; und so schmerzlich auch dem Herzen treuer Unterthanen das Erlöschen eines verehrten Hauses ist, so haben wir doch gerechte Ursache der ewigen Vorsehung zu danken, daß sie dieses Schicksal zu einer Zeit über uns verhängte, wo auf den Thronen Ernst des Frommen Fürsten saßen, die eines so schönen und edeln Vertrauens fähig waren, daß sie, bei aller Verschiedenheit der Ansichten über die Ausdehnung ihres Rechtes, jeder Maßregel einer Besitzergreifung entsagten, und, mit festem Glauben an die unparteiische Treue der Minister dieses Landes, sie, auf unbestimmte Zeit hinaus, mit ausgedehnter Gewalt bekleidet, zu Bewahrern ihrer gemeinsamen Rechte erkohren. Fürwahr, diese That einer wahrhaft fürstlichen Gesinnung ehret die, welche sie hegten, nicht weniger, als die, auf welche sie sich bezog, und verdient, in den Jahrbüchern der Geschichte als ein Denkmal deutschen Sinnes nicht weniger zur Bewunderung und Freude einer künftigen Zeit aufgezeichnet zu werden, als die Thaten kriegerischen Muthes, die oft durch blutige Verheerung geringern Gewinn ernten, als hier in der Wohlfahrt eines dankbaren Landes und der segensreichen Ehrfurcht seiner Bewohner durch so großmüthige Gesinnungen, eine so edle Eintracht und ein so fürstliches Vertrauen gewonnen worden ist.

* * *

Von der Betrachtung des Zeitraumes, der mit dem Erlöschen des hochverehrten, nah und fern mit Recht gepriesenen gothaischen Hauses beginnt, und jetzt durch den erfreulichen Regierungsantritt eines dritten Ernstes beschlossen wird, wenden sich unsere Blicke auf die lange Reihe von Jahren, in denen jenes Haus mit väterlicher Milde über uns gewaltet hat, und finden dort überall Plätze, auf denen die Erinnerung mit dankbarer Freude ruht. Mit sichtbarer Huld über diesem Lande wachend, hat ihm die Vorsehung eine Reihe von Fürsten geschenkt, welche, würdige Söhne eines großen Ahnherrn, unverrückt auf seinen Spuren wandelten; fromme Hirten der Völker, Pfleger der Gerechtigkeit, Beschützer der Bedrängten, Freunde der Wissenschaft und Kunst, selbst durch Wissenschaft und Kunst gebildet, und eben deshalb Pfleger und Förderer der Freiheit des Geistes. Fern von dem Ehrgeize mit den ihnen zugewiesenen Mitteln auf der Bühne der Welt zu glänzen, wendeten sie ihre Kraft der Verwaltung des Landes zu, und bildeten ihre Unterthanen durch Beispiel und Anstalten zur Wissenschaft und zu häuslichen Tugenden. Ihr Streben blieb nicht unbelohnt. Den Lorbeer, den das Glück des Krieges pflanzt, zerstört der Zufall oft eh' er sich belaubt; unter dem Schatten des friedlichen Oelbaums aber erfreut sich noch ein spätes Geschlecht der wohlthätigen Hand des Pflanzers, indem es sein gesegnetes Andenken von Mund zu Mund der Nachwelt übergibt. Erzählt nicht noch der greise Aeltervater, was er als Knabe von dem seinigen vernommen, den horchenden Enkeln, wie der Ahnherr des gothaischen Hauses, ohne Beeinträchtigung seiner fürstlichen Würde, fast nach Bürgersitte gelebt; wie er jedes seiner Geschäfte mit Gott begonnen; seine fürstliche Regierung mit einer so gewissenhaften Emsigkeit verwaltet, wie kaum ein besoldeter Diener sein Amt; nie die Pflicht dem Vergnügen nachgesetzt, und sich keinen Wunsch gestattet habe, der sein Land hätte belasten mögen? Oder wäre es je zu vergessen, wie Er, der aus den Trümmern einer zerstörten Veste mit geringen Mitteln einen fürstlichen Wohnsitz aufsteigen ließ, der noch jetzt der Schmuck des Landes ist, mit nicht geringerer

Beharrlichkeit und durch göttlichen Segen in einer tief zerrütteten Zeit die Ordnung in Staat und Kirche hergestellt, die Rechtspflege gesichert, die Einkünfte geregelt, Schulen und Kirchen gegründet und ausgestattet, Männer von Wissenschaft in sein Land gerufen, den evangelischen Glauben in der Heimath und in fernen Gegenden geschützt, Alles mit scharfem Auge selbst geprüft, und was er beschlossen mit festem Willen ausgeführt habe? Und wie gesegnet erscheinen noch jetzt seine Bestrebungen! Der Saame der Ordnung und des Fleißes, den er im Schweiße seines Angesichtes ausgestreut hat, blüht er nicht fort und fort in diesen beglückten Ebenen, die von dem Kranze blauer Berge geschmückt, durch die emsigen Hände seiner genügsamen Bewohner in jedem Winkel angebaut, und von einem Volke bewohnt sind, das in dem milden Sonnenscheine einer väterlichen Regierung zur Sitte erzogen, der Ordnung geneigt, dem Gesetz unterworfen, seinen Fürsten treu ergeben, der Obrigkeit gehorsam, leicht und ohne Widerstand überall folgt, wo die Gerechtigkeit den Zügel führt, und die Weisheit eines milden Herrn seinen Willen lenkt?

* * *

Unter den Rechten, welche die bürgerliche Gesellschaft in Anspruch nimmt, und deren Aufrechterhaltung sie von einer weisen Regierung vorzüglich erwartet, ist ohne Zweifel das Recht der Gewissen und die freie Uebung des Gottesdienstes nach der Ueberzeugung eines Jeden bei weitem das Heiligste. Dieses hohe, von beschränktem Fanatismus öfters verkannte Recht, welches noch jetzt, im neunzehnten Jahrhundert, und nach so vielfältiger Belehrung der Weltgeschichte, mehr als einem bedrängten Volke versagt wird, hat uns im sechzehnten Jahrhundert die Reinigung der Kirche gebracht, welche die Gegner eine vermeintliche und unnütze, wir aber mit voller Ueberzeugung eine höchst beglückende, und für den Aufschwung der Menschheit nothwendige Verbesserung nennen. Früh ward in diesem Lande ihr Saame von frommen Händen ausgestreut, und von wohlgesinnten Fürsten gepflegt; evangelische Schulen gegründet, und

die Kanzel mit evangelischen Lehrern besetzt. Das Christenthum blühte von neuem nach dem Sinne seines göttlichen Stifters auf, und die beglückende Lehre des Heils breitete sich durch die inwohnende Kraft der Wahrheit mit Schnelligkeit aus. Gewalt wurde nicht gebraucht. Auch die beschränkenden Gesetze, welche später, zwar in der guten Absicht, die reine Lehre zu schützen, aber nicht in dem ächten Sinne der protestantischen Kirche, gegen abweichende Meinungen und ihre Bekenner gegeben waren, wurden unter den letzten Regierungen entweder aufgehoben oder nicht mehr beachtet, und der Katholik, wie der Calvinist, erfreut sich in unserm Lande gleicher Rechte mit dem lutherischen Bürger. Mit der musterhaftesten Schonung werden auch dissentirende Glieder des lutherischen Bekenntnisses behandelt, ihre innere Ueberzeugung geachtet, und, außer der Beobachtung der äußern kirchlichen Polizei-Gesetze, keine die Freiheit des Gewissens kränkende Forderung an sie gestellt. So geschieht es denn, daß Bürger der verschiedensten Ansichten in Gegenständen der Religion unter dem Schutze einer weisen und väterlichen Regierung in tiefem Frieden neben einander leben, und alle Dienste des Wohlwollens gegenseitig austauschen, während der unverständige Eifer für die alleinige und ausschließende Wahrheit der eignen Ueberzeugung, und die fromme Einfalt, die der Ketzerei Scheiterhaufen baut, in diesem Lande ihren Boden gänzlich verlohren hat.

Wenn in der zunächst entwichenen Zeit ein Moment eintrat, welcher in ängstlichen Gemüthern die Besorgniß aufregte, daß der Geist religiöser Zwietracht hier, wie in einigen andern Ländern geschehn, von neuem geweckt, und die Freiheit der Gewissen beschränkt werden könnte; so ist auch diese Besorgniß in der kürzesten Zeit durch die Weisheit der Minister niedergeschlagen, und eben durch das, was sie erzeugte, das Panier einer wahrhaft christlichen und evangelischen Freisinnigkeit nur noch glänzender entfaltet worden. Der letzte Herzog war, während eines langen wiederholten Aufenthaltes in Rom von dem Glauben seiner Vorfahren abgetreten, und bestieg gegen sein Erwarten und gewiß gegen seine Wünsche einen

Thron, dessen schönster Schmuck zu jeder Zeit die helle, freisinnige Frömmigkeit seiner Besitzer gewesen war. Ohne Zweifel hatte auch Friedrich der Vierte dieser angestammten Freisinnigkeit nicht entsagt, als er das Bekenntniß des evangelischen Glaubens mit dem römischen vertauschte; aber seine Gesinnungen waren nur wenigen bekannt. Die ferner von ihm Stehenden konnten darüber nur nach ähnlichen Fällen muthmaßen, und diese Analogien waren nicht beruhigend. Man wußte außerdem nur allzu gut, daß die überall erwartete, zum Theil verheißene und durchaus den Forderungen der Zeit angemessene Gleichstellung aller christlichen Bekenntnisse nur in einigen Staaten vollzogen, in andern aufgeschoben worden, und von vielen Seiten her der, wie man hoffte, aufgegebene Grundsatz der Duldung ohne Recht behauptet wurde. Wenn nun schon in einem Lande, in welchem die Zahl katholischer Einwohner gering ist, die Furcht vor solchen Folgen keinen Platz finden konnte; so war es doch keineswegs ungereimt, Beschränkungen der evangelischen Freiheit überhaupt, oder kränkende Zurücksetzungen und Quälereien im Einzelnen zu fürchten, wenn sich der Fürst mit katholischen Räthen umgäbe, die Angelegenheiten der protestantischen Kirche nach eigenem Willen unter ihren Einfluß stellte, und die lauten Hoffnungen katholischer Geistlichen von einem vollständigen Siege ihrer Kirche in der nächsten Zeit begünstigte. Jede Besorgniß dieser Art schon im Keime zu ersticken, war bei dem Regierungsantritte Friedrich des Vierten eine der ersten Sorgen des geheimen Ministeriums. Die alten Hausverträge, die über Fälle dieser Art verfügt hatten, wurden geltend gemacht, und da die fürstlichen Verwandten, in vollem Vertrauen auf die Gesinnungen der Minister des Herzogs, ihrem Rechte, die evangelische Kirche des Herzogthums während der Regierung eines katholischen Fürsten zu lenken, freiwillig entsagten, trat das hohe Ministerium mit voller Episkopal-Gewalt an die Stelle des Herzogs, von dessen Glaubensänderung während seines Lebens kaum eine leise Spur sichtbar wurde, ohne daß ihm irgend ein Trost der Kirche versagt war, zu der sich zu bekennen er für gut gefunden hatte.

* *
*

In einer geordneten Verfassung steht kein Theil allein und abgesondert. Die Achtung, die in kirchlichen Dingen dem Gewissen geschenkt wird, setzt Achtung für freie Gesinnung überhaupt, und diese setzt den Glauben an die Treue der Unterthanen und an die bürgerlichen Tugenden voraus, auf denen ein Thron sicherer ruht als auf äußerer Macht. Diese Tugenden selbst aber hängen auf das engste und innigste mit der Tugend der Regierung zusammen. Wo von dieser die Ueberzeugung herrscht, daß sie in ihren Beschlüssen und Einrichtungen nicht eignen Vortheil, sondern das Wohl des Ganzen sucht, daß sie nothwendige Uebel durch alle Mittel, die ihr zu Gebote stehn, mildert; daß sie keine Mühe scheut, um dem Unterthan die aufgelegte Last zu erleichtern; daß sie selbst durch Undank nicht von der Bahn des Rechten entfernt oder in edeln Bestrebungen gehemmt wird; wo eine solche Ueberzeugung Wurzel geschlagen hat, und die Männer, die am Ruder sitzen, jedem Stande mit dem Beispiele der Sitte, der Arbeitsamkeit, der Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit vorleuchten; während wohleingerichtete und genügend ausgestattete Schulen durch Ordnung und Zucht die Sitten des heranwachsenden Geschlechtes bilden und die Wissenschaft fördern; in einem Lande, das sich solcher Wohlthaten erfreut, blühen die Tugenden des bürgerlichen Lebens von selbst auf, und es ist nicht nöthig Hüter zu bestellen, die mit unruhigem Kleinmuth den freien Gedanken belauern, die Mittheilung hemmen und die Zungen fesseln. Ist es nöthig zu sagen, daß unser Land diese Wohlthaten genießt, wie wenige andre? — Gefahrvolle Zeiten sind an uns vorübergegangen; die Zeiten wilder Freiheitsstürme, drückender Zwangherrschaft, lähmenden Mistrauens; aber wann wäre je der Gehorsam, wann die Treue von uns gewichen? oder wann hätte je die im Finstern schleichende Verleumdung eine That aufgespürt, durch die unsre Ergebenheit gegen den Fürsten, unsre Liebe zum Vaterlande hätte in Verdacht gezogen werden können? Nicht wollen wir uns hierdurch einer Tugend rühmen, welche die erste Pflicht jedes Bürgers und jedes Unterthanen ist; vielmehr erwähnen wir sie, als die unmittelbare Folge

der milden und gerechten Regierung, in deren Schatten sie aufgeblüht ist, und zu deren Füßen wir jeden Anspruch auf Ruhm, den sie uns bringen möchte, mit gerechtem Stolze und freudiger Dankbarkeit niederlegen. Schwerlich aber dürfte auf der dornenvollen Bahn der Verwaltung eines Landes, außer dem Bewußtseyn vor Gott recht zu handeln, irgend ein Glaube begeisternder seyn, als der, daß nicht blos der Geist sich mittheilt; daher es großen Männern nie an gleichartigen Dienern gefehlt hat; sondern daß auch die Tugend, edle Gesinnungen und reine Sitten sich durch eine wunderbare und wohlthätige Kraft in der Umgebung der Großen, und von diesen weiter und weiter hin forterzeugen. Darum dient gerechten Fürsten die Gerechtigkeit an den Stufen ihres Thrones; und wo neben der Weisheit Milde und Vertrauen den Scepter führt, da wird auch in dem Lande Eintracht und milde Sitte wohnen, und Gerechtigkeit und Friede werden sich auf den Straßen küssen.

* *
*

Es gibt, nach dem Ausspruche Mylord Liverpool's, drei Classen von Staatsmännern; die eine, welcher nichts mehr als die Zerstörung des Bestehenden am Herzen liegt; die andre, welche alles Bestehende, selbst die schreiendsten Misbräuche, auf das eifrigste vertheidigt; die dritte endlich, welche die weiseste ist, diejenige, welche nothwendige, durch den Fortgang der Zeit herbeigeführte Verbesserungen ohne Widerstand aufnimmt, und mit redlichem Eifer zu fördern bemüht ist.

Wir preißen uns glücklich, die Verwalter und Ordner unsers Landes zu dieser letzten Classe zählen zu dürfen.

Es hat vielleicht nie eine Zeit gegeben, in welcher sich die menschliche Gesellschaft mit raschern Schritten bewegt hätte, als die unsrige. Unter allen Zonen sind die Geister auf das lebhafteste angeregt, die einen durch diesen, die andern durch jenen Sporn, und diese Bewegungen theilen sich mit einer Schnelligkeit mit, welche aufzuhalten jede menschliche Kraft übersteigt. Immer mehr und mehr fallen die Schranken nieder, welche die

Länder von einander hielten; und die entferntesten Völker tauschen ihre Gedanken, wie die Erzeugnisse ihrer Länder, mit einer Leichtigkeit gegen einander aus, die unsern Vätern ein Mährchen geschienen hätte. Begierde nach Gewinn, die Kühnheit der Eroberer und der Fortschritt der Civilisation hat die höchsten Gebirge geebnet; der Ocean wälzt seine Fluthen umsonst; die Wissenschaft hat die Wuth der Wellen gezähmt und die Stürme gefesselt; der Umfang der Erde rückt in dem Maaße zusammen, in welchem sich der Umfang der Kenntnisse erweitert; die Kenntnisse aber erweitern sich in demselben Maaße, in welchem der Verkehr der Geister wächst. In diesem rasch sich umdrehenden Kreise hängt Alles auf das Innigste zusammen; und es sprüht kein Funke an irgend einer Stelle desselben auf, der sich nicht fast augenblicklich der ganzen Kette mittheilt. Kein Saamenkorn des Gedankens fällt auf diesem Gebiete zu Boden ohne Wurzel zu schlagen; und wie verschieden die Menschen in Sprache, Sitte und Glauben seyn mögen, das Band der Wissenschaften umschlingt, vereint und befreundet sie. Dieser erfreuliche Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, welcher für vieles andre, das sie vermißt, schadlos hält; dieser friedliche Verkehr der Geister, der nach dem Rathe der göttlichen Vorsehung selbst durch die blutigen Kriege der nächsten Vorzeit wunderbar befördert worden, bedarf zu seinem fernern Gedeihen nicht sowohl eines thätigen Einschreitens von Seiten der Mächtigen, als der Entfernung dessen, was die freie Bewegung hemmt, unter dem Schutze weiser und geordneter Verfassungen. In keinem Staate aber wird sie mangeln, wo der Fürst der unerschütterliche Mittelpunkt des Ganzen ist, und, das Wesen seiner Stellung klar erkennend, sich, wie die Gottheit der Welt, weder selbst von den bewegten Kräften um ihn her fortreißen läßt, noch aus schwächlichem Mißtrauen ihren Umschwung zu hemmen versucht.

Nach solchen Grundsätzen, mit weiser Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Zeit und die Nothwendigkeit der Dinge, weisen Verbesserungen geneigt und entgegenkommend, haben unsre Fürsten und ihre Räthe dieses

Land regiert; ihnen verdanken wir den Flor der Wissenschaften unter uns, die Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter allen Ständen, das Aufstreben der Gewerbe, die erhöhte Wirksamkeit des Handels, selbst in den Bedrängnissen, die ihm von Außen entgegenstehn. Was könnte Deutschland seyn, wenn das, was bei so beschränkten Mitteln und in einem so engen Wirkungskreise möglich geworden, in seinen weiten Grenzen zur Ausführung gebracht würde!

* * *

Indem wir nun die mannichfaltigen Segnungen dieses Landes überschaun, die uns die göttliche Vorsehung auch in der Zeit unsrer Verwaisung nicht entzogen hat; fühlen wir uns auf das Innigste von Dankgefühl gegen die Männer bewegt, die als Stellvertreter der fürstlichen Macht für das Beste dieser Stadt, dieses Landes und aller Stände mit einem so unermüdeten Eifer gewacht haben. Ihr Verdienst ist mit unauslöschlicher Schrift in unsre Herzen eingegraben; ihr Andenken wird auf unsre Kinder und Enkel übergehn, und mit ihren gefeierten Namen wird noch die späteste Zeit die Wohlthäter Gotha's bezeichnen. Und während in dem gegenwärtigen Augenblicke der lebendigsten Hoffnung bei dem Anfange der Regierung eines hochverehrten Fürsten, das Aufhören der Wirksamkeit dieser Trefflichen uns mit Wehmuth erfüllt, halten wir als Trost für solchen Verlust den Glauben fest, daß der Segen ihrer Verwaltung und die edeln Grundsätze, durch die sie dabei geleitet worden, auch auf die künftige Zeit übergehn werden. In dieser Stunde der tiefsten Rührung wendet sich unser Dank zunächst an Sie, Herr Geheimeraths-Präsident von Trützschler, für den Eifer, mit dem Sie eine Reihe von Jahren hindurch unsre in Gott ruhenden Fürsten berathen, und, während unsrer Verwaisung, weder durch die ausgebreiteten Geschäfte Ihres nächsten Wirkungskreises, noch durch hochgestiegenes Alter gehemmt, das Beste dieses Landes durch Ihr Ansehn, die Tiefe Ihrer Einsichten und den milden Ernst Ihres Characters gefördert haben. So wie Sie, hochverehrter Greis, das

zweite Stadium Ihrer ruhmvollen Dienstverwaltung, nicht minder reich an ungeschwächter Kraft als an Jahren, betreten haben, gestärkt durch die frohe Erinnerung an so Vieles, was Ihnen gelangen, die laute und dankbare Anerkennung Ihrer hohen Verdienste und durch die erheiternde Aussicht auf künftige Erfolge in dem weiten Umfange Ihrer Thätigkeit; so wie wir Sie nachher mit immer erhöhter Freude in unsrer Mitte gesehn haben, in keiner Beziehung durch die Last der Jahre oder die Bürde Ihres Amtes gedrückt, als das Muster eines kräftigen Greises, und das Vorbild Aller, welche die Vorsehung in die Nähe der Thronen gestellt hat; so mögen Sie, noch eine lange Reihe von Jahren hindurch, von unsern Wünschen begleitet, sich des Bewußtseyns Ihrer Verdienste und Tugenden erfreuen; und so wie Sie selbst von den Ihrer Obhut Anvertrauten jedes Uebel, so weit es möglich ist, entfernen, und das Unvermeidliche durch die Milde Ihres Characters mäßigen und lindern, so möge die göttliche Vorsehung auch von Ihnen jedes Uebel, das vielleicht dem höhern Alter drohen möchte, auf immer entfernen.

Empfangen auch Sie, Herr Geheimerath von der Decke, unsern innigsten Dank für die Sorge, die Sie so viele Jahre hindurch diesem Lande, das Ihr zweites Vaterland geworden, gewidmet haben. Unvergeßlich wird es uns seyn, mit welcher Gewissenhaftigkeit Sie zu jeder Zeit mit sichrer Hand die Wage der Gerechtigkeit gehalten; mit welchem Ernste Sie den guten Geist, welcher in unserm Lande die Rechtspflege durchdringt, bewahrt; mit welcher Milde Sie die öffentliche Ordnung in den weiten Grenzen Ihrer Wirksamkeit erhalten haben; wie vornehmlich in den bedenklichen Jahren des Krieges, während fremde Heere der mannichfaltigsten Art, an Sprache, Sitten und Gesinnung verschieden, dieses Land überzogen, unter Ihrer Obhut die unvermeidlichen Lasten durch die musterhafteste Ordnung erleichtert, die Uebel der Zuchtlosigkeit entfernt, die Anforderungen der fremden Mächte gemäßigt, und immer mit der geringsten Beschwerde der Einheimischen befriedigt worden sind. Diese dankbaren Erinnerungen werden Sie umringen,

wenn Sie ferner in diesem Lande und in unsrer Mitte verweilen; und fromme Wünsche für die Erhaltung Ihres Lebens, die ungeschwächte Kraft Ihrer Gesundheit und die ungetrübte Heiterkeit Ihres Geistes werden sich an diese Erinnerung knüpfen.

Wenn es den Menschen verstattet wäre, über irgend ein Loos, das der Himmel über ihn verhängt, mit der göttlichen Vorsehung zu rechten, so würden wir es uns jetzt verstattet glauben, wo sie diese Momente der frohesten Erwartung durch einen bittern Verlust trübt. Indem Sie, Herr Geheimerath von Lindenau, den Geschäftskreis verlassen, den Sie mit dem seltensten Eifer, der rastlosesten Thätigkeit, und einer Entsagung, wie sie selten auf dieser Höhe erscheint, erfüllt haben; indem Sie auf immer von einem Volke scheiden, das Sie als seinen Schutzgeist verehrte, folgt Ihnen der gerührteste Dank und die Sehnsucht des Landes nach. Als Sie sich zuerst unter uns niederließen, freuten sich die wissenschaftlich Gebildeten durch Sie den Mann ersetzt zu sehn, der, unter den Auspicien Ernst des Zweiten, einen bis dahin unter uns fast vernachlässigten Zweig der Wissenschaft einheimisch gemacht, und binnen kurzer Zeit den Ruhm der von ihm gegründeten Anstalt über Europa verbreitet hatte. Damals erkannten wir in Ihnen nur den kenntnißreichen Gelehrten, den unermüdlichen Beobachter, und den, in stiller Zurückgezogenheit einzig seiner Wissenschaft lebenden Mann; aber als der verewigte August Emil Sie durch freundliche Worte dem gewohnten Geschäfte entlockte, um sich Ihrer Nähe als Freund und Berather zu erfreuen, erfuhren wir, nicht ohne freudige Ueberraschung, daß sich auch hier der durchdringende Blick jenes erhabenen Menschenkenners bewährt hatte. Wie von einem der größten und weisesten Menschen des Alterthums gerühmt wird, daß er die Weisheit vom Himmel auf die Erde herabgerufen, so stiegen Sie aus den erhabenen Räumen, an denen Ihre Blicke bis jetzt allein zu hängen schienen, zu uns in den engern Kreis nützlicher Geschäfte herab. Mit demselben Eifer, mit dem Sie bis dahin die Gesetze des Weltalls beobachtet und festgestellt hatten, beachteten Sie jetzt,

was dem Lande zur Wohlfahrt gereichte; nichts entging Ihrer Aufmerksamkeit; auch das Geringere verachteten Sie nicht; und kein Gegenstand, wie verwickelt er immer seyn mochte, ermüdete Ihre Geduld. Wenn jener Kanzler eines französischen Königs den Anforderungen des bedrängten Landes mit der Entschuldigung auswich, er sey nicht des Landes, sondern des Königs Rath; so waren Sie der Rathgeber des Landes, wie Ihres Fürsten, und seine Freundschaft zu Ihnen wuchs in dem Maaße, in welchem der Dank des Ihnen verpflichteten Volkes lauter und inniger wurde. Ihren Namen feierte jeder Mund. Denn jede nützliche Anstalt, jedes Unternehmen, das dem Lande Vortheil verhieß; Alles, was zur Aufmunterung der Wissenschaft, zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Beförderung des Fleißes, des Handels und der Gewerbe, was zur Veredlung der Ansichten des bürgerlichen Lebens und seiner Geschäfte beitrug, fand an Ihnen einen aufmerksamen Beobachter, einen kundigen Berather, einen ermunternden Vorgänger. Und sollen wir nicht in diesem Augenblicke, wo unser Herz von den mannichfaltigsten Gefühlen überwallt, auch das aussprechen, was uns zu einer andern Zeit die Ehrfurcht zu sagen verbieten würde? Wenn Sie durch offenkundiges Verdienst unsern Dank, durch weisen Rath unsre Bewunderung gewonnen hatten, wurden Ihnen nicht dann auch durch den Zauber der liebenswürdigen Freundlichkeit, die jede Ihrer Aeußerungen begleitete, alle Herzen zugewendet? Wer hat je Ihre Geschäfte unterbrochen, und Sie nicht heiter gefunden? wer hat nicht von Ihnen, wo er es bedurfte, die bereitwilligste Belehrung erhalten? wer ist nicht, wenn auch seine Wünsche unerfüllt bleiben mußten, dennoch befriedigt von Ihnen weggegangen? oder wer hat in einem solchen Falle jemals gezweifelt, daß unbesiegliche Hindernisse, nicht Gunst oder Ungunst; daß Gründe des gemeinsamen Wohls, nicht persönliche Rücksichten, seinen Wünschen entgegenständen? Darum, hochverehrter Mann, sehen wir Sie mit einem tiefen Schmerz aus unsrer Mitte scheiden; darum folgen Ihnen unsre Segnungen nach, wo Sie auch weilen mögen; darum beneiden wir

den Fürsten und das Volk, das sich künftig mit Ihren Einsichten und Tugenden schmücken wird. —

Gott erhalte Sie!

55. Max. Joseph.

55) Das Leben Maximilian Josephs ist unter anderm in den Biographien des Freiherrn Lupin von Illerfeld S. 511—524 enthalten. Hier ist das, was Plinius im Panegyricus 4, 7. von seinem Trajan sagt, auf ihn übergetragen: Principi nostro quanta concordia, quantusque concentus omnium laudum omnisque gloriae contigit! Vt nihil severitati ejus hilaritate, nihil gravitati simplicitate, nihil majestati humanitate detrahitur! Jam firmitas, jam proceritas corporis, jam honor capitis et dignitas oris, ad hoc aetatis indeflexa maturitas, nonne longe lateque principem ostentant?

56. Friedrich Manso.

56) Breslau, 7. Jan. 1823. „Schneider's Stelle (als Bibliothekar) ist mir nun dreimal durch den Curator der hies. Universität angeboten worden. Ich habe sie jedesmal abgelehnt. Warum soll ich in mei-

nen Jahren einen andern Wirkungskreis suchen, warum mich mit den * * und * * herumzanken, während ich von meinen Collegen auf den Händen getragen werde; warum Catalogen ausziehn und Catalogen schreiben, da mir das Dociren bei weitem mehr Vergnügen macht?"

Den 2ten Sept. 1823. „Schneider's Stelle ist mir nach meiner Rückkehr (von Wien) wieder unter der Hand angetragen worden. Ich kenne und schätze meine ruhige Lage und den Beifall meiner Mitbürger zu sehr, als daß ich sie mit einer Stellung vertauschen sollte, wo ich dem Ministerio und gewissermaßen selbst hadersüchtigen Menschen, wie * * * und Consorten verantwortlich würde."

Etwas später: „Unabhängiger als ich leben gewiß wenige Gelehrte; auch gibt es gewiß nur wenige, mit denen die Regierung so schön thut, als mit mir. Das Einzige, was mich bisweilen verstimmt, aber doch nur auf Augenblicke, ist, daß ich viel Arbeit habe, und bei vielem Sprechen zuweilen Beschwerden fühle."

Einer von Manso's Freunden, C. Fr. Glocker, sein College, sagt in einer ihm gewidmeten Rede

S. 14: „Eine milde Ruhe herrschte in seinem ganzen Wesen. In stiller Zurückgezogenheit, einfach und geräuschlos, lebte er sein tadelloses unbescholtenes Leben. — Von irgend einer Anmaaßung, wozu ein Amt, wie das seinige war, so leicht Veranlassung gibt, hab' ich nie auch nur die geringste Spur bei ihm wahrgenommen. — Seiner einmal gewonnenen Ueberzeugung blieb er getreu. — Nie gab er Insinuationen, die von Andern gemacht wurden, Gehör, wies sie vielmehr, wie sie es verdienten, mit Unwillen von sich. — Alle Seitenwege verschmähend ging er seinen geraden Weg, und bewies sich überall und in allen Verhältnissen als den redlichen und biedern Mann, der alle unlautern Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, verachtet. — Niemals hat er sich entzogen, wenn es galt, für's gemeine Beste etwas zu thun, selbst zu wagen und zu opfern. — Der guten Sache ist er stets treu geblieben. — Gegen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, war er durchaus zuverlässig, wahr, offen, in seiner Gesinnung, wie in seinen Reden und Handlungen; denen, die er einmal lieb gewonnen hatte, war er ein redlicher, treuer, unwandelbarer Freund."

Eben so urtheilt von ihm ein andrer seiner Schüler, der Professor Fr. W. Kluge, in einer seinem Andenken gewidmeten Schrift, in welcher er vorzüglich die Verdienste des Lehrers würdigt; und Fr. Passow in der Narratio de Mansone (Vratisl. 1826. 4.), wo es, nach Erwähnung seines gelehrten Fleißes, heißt: Tantum tamen abfuit, ut totum se libris ingurgitaret, et intra musei parietes occlusus hilariores hominum conventus reformidaret, ut jucundiorem convivam atque hospitem vix inveneris. — Nunquam difficilis, nunquam morosus, familiaria domi colloquia de litterariis plerumque rebus multo sale joceque vere Socratico condiebat: neque foris et publice quicquam in eo tristitiae aut arrogantiae: eminebat semper gravitas, sed summa benignitate ac modestia temperata: tantopere vero sibi constabat, ut ne acerbissimi quidem corporis dolores a consueta animi tranquillitate quicquam detraherent.

57. Plagium.

57) Den Zweck der Abhandlung spricht der Schluß derselben S. XXII. aus: Verum jam manum de tabula. Hoc addam coronidis loco: emendationes a

me exempli caussa hoc loco recensitas si quis nostrum post Ricardum Porsonum protulisset, dubitasne, amicos summi viri atque discipulos nos impudentissimi furti acturos fuisse? Nec sine veri specie. Nunc quum temporis ratio omnem hujusmodi suspicionem a nobis amoliatur, iidem, ni fallor, ut sunt non solum doctrina et acumine magni magistri similes, verum etiam boni viri, fatebuntur, in his de plagio suspicionibus errorem facillimum, erroris correctionem difficilem esse; neque in posterum quemquam eorum aut Tibi, Meineki, aut cuiquam alii, doctrina, ingenio, virtute Tui simili, talis suspicionis labem adspersuros esse.

58. Ludolph Dissen.

58) Ueber Ludolph Dissen, dessen Tod weiter unten S. 284 erwähnt wird, seinen Character und seine Gelehrsamkeit stimmen Alle überein, die ihn gekannt haben. Drei seiner Freunde, Thiersch, sein Mitschüler in Schul-Pforte, und der treue Genosse seiner ersten Schritte auf der akademischen Laufbahn; Welcker, der einige Jahre in Göttingen sein College war; K. O. Müller endlich, der bis an

seinen Tod in treuer Freundschaft mit ihm verbunden lebte, haben sein Andenken in einer gemeinsamen Schrift gefeiert, die den Kleinen lateinischen und deutschen Schriften des Verstorbenen (Göttingen 1839) vorgesetzt ist. Am Schlusse der ersten dieser biographischen Mittheilungen (S. X.) heißt es: „Wie Ilgen in Pforte, so zählte Heyne in Göttingen, Dissen zu seinen besten Schülern, und ich erinnere mich, daß dieser ehrwürdige Greis, als er eines Tages mit Lebhaftigkeit der schlimmen Lage von Göttingen und der Versäumniß gründlicher Studien, von der wir bedroht waren, gedachte, sich mit seinen Gedanken plötzlich auf Dissen wendete und ausrief: „Der wird noch retten und halten was zu halten ist; er hat Gelehrsamkeit, Geist und Methode, und einen rechten Eifer für die Sache, der aus dem Herzen kömmt. Wäre er nur physisch stärker! Ich besorge immer, wenn ich ihn sehe, daß er zerbricht. Indeß es ist Leben und Energie in diesem schwächlichen Körper, mehr wie in dem größten, und diese macht doch am Ende die Hauptsache; sie verlängert unsere Existenz über die Grenzen der körperlichen Schwäche hinaus, und erfüllt sie mit einer ersprießlichen Thä-

tigkeit.“ Ich habe, fährt der Verf. fort, dieser Worte später oft mit Wehmuth gedacht, als ich aus den Briefen des fernen Freundes den Anfang seiner körperlichen Leiden entnahm, welche die letzte Periode seines stillen und wohlthätigen Lebens verbittern, und ihn uns noch in der Fülle der geistigen Kraft entreißen sollte.“

Hier will ich noch zwei meiner philologischen Freunde erwähnen, von denen der eine, Franz Passow, (seit dem J. 1802) ein Zögling unsers Gymnasiums war und von der Zeit an, wo er die Schule verließ, bis zu seinem allzu frühen Tode (den 17ten Febr. 1833) in ununterbrochnem litterarischen Verkehr mit mir stand. Von den Umständen seines Lebens, seinen geistigen Beschäftigungen, seiner ausgebreiteten Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller, hier Erwähnung zu thun, würde überflüssig seyn, da über dieses Alles in einem ihn betreffenden Artikel der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften von Dr. Eckstein, und in seinem, von Albrecht Wachler (Breslau 1839) herausgegebenen Leben und Briefen meist durch ihn selbst die vollstän-

digste Nachricht ertheilt wird *). Kein schöneres Denkmal konnte dem Verwandten, dem Freunde, dem Gelehrten gesetzt werden; keines, das seinen unablässig auf die höchsten Ziele gerichteten Geist, die Reinheit seiner Gesinnungen, und die Tiefe seines Gefühles treuer und lebendiger hätte aussprechen können, als diese Sammlung von Briefen und Tagebüchern; keines endlich, das den Schmerz seiner Freunde und Schüler auf eine wohlthätigere Weise zur Wehmuth mildern könnte.

Der andere Freund, von dem ich hier sprechen will, war Carl Reisig. Ihm war ein noch kürzeres Ziel gesetzt, und meine Verbindung mit ihm beschränkt sich auf wenige Jahre. Auf einem der Umzüge, die er gewöhnlich im Sommer vornahm, in einer einspännigen Chaise sich selbst fahrend, kam er im Jahr 1824 nach Gotha; suchte meinen ältesten Sohn, der ihn bei der Durchreise durch Halle

*) Mit Vergnügen erwähne ich hier auch des Directors Carl Linge in Hirschberg Schrift: De Francisci Passovii in Academia Lipsiensi vita et studiis. Hirschbergae 1839., in welcher Passow, wie er als Jüngling war, mit großer Wahrheit und Lebendigkeit geschildert ist. Von seinen poetischen Arbeiten gibt sie die besten Nachrichten.

kennen gelernt hatte, auf, und wurde durch diesen bei mir eingeführt. Die Bekanntschaft war schnell gemacht. Mit einem so frischen und offnen Wesen, wie R. besaß, ebnet der Weg sich leicht. Seitdem kam er noch einigemal hierher, wo er sich auch mit Rost und Wüstemann befreundete; von gegenseitigen Geschenken, die wir uns machten, hat einer seiner Schüler und Freunde gesprochen *). Ich bewahre mehrere Briefe von ihm auf. Der letzte, vom 26sten Sept. 1828, durch die beschlossene Reise nach Italien veranlaßt, mag hier als ein characteristisches Ueberbleibsel des merkwürdigen Mannes aufbewahrt bleiben. Er lautet also: „Zu keinem der Männer,

---

*) Herm. Paldamus in der Narratio de Carolo Reisigio Thuringo. Gryphisw. 1839. S. 28. Wir setzen aus dieser anziehenden Schrift die Schilderung von Reisigs Aeußern hierher: Oris habitus in imagine ejus lithographica satis fideliter expressus, multum habet similitudinis cum Bentleii facie. — Oculis erat caeruliis tamque claris ac nitidis, ut divini aliquid inesse vigoris putares, capillo subflavo, naso ab imo latiore, membris teretibus firmisque, statura breviore, sed quae occuleretur aequitate et commoditate artuum, corpore habilissimo, magis autem obeso quam gracili. In incessu multum gravitatis inerat, insitam animi alacritatem non tam celantis quam ostendentis: accessus ad cathedram actioque plena animi, plena spiritus Hermanni similis. Valetudine utebatur firmissima nec unquam nisi gravedine vehementiore aliquotiens tentabatur.

die ich verehre, wende ich mich mit mehr Vertraun, als zu Ihnen, mein Gönner und Freund. Ich stehe an der Schwelle einer neuen Periode meines Lebens, wo mir Ihr Beistand vor allem wünschenswerth ist. Vor sechs Tagen habe ich durch ein ministerielles Schreiben die Erlaubniß zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien erhalten, zwar vor der Hand nur auf sechs Monate, doch ist mir ein Gesuch um Verlängerung des Urlaubes zugleich gestattet worden. Diese mir mit Unterstützung von Reisegeldern gebotene Gelegenheit habe ich frisch ergriffen und werde hoffentlich nicht länger als acht Tage noch hier seyn. Mein Weg geht über München, wo ich vierzehn Tage zu bleiben gedenke: dann werde ich zunächst in Venedig mich 4 Wochen lang aufhalten, wo ich (unter uns gesagt) den codex Bessarion. des Athenaeus genau zu vergleichen gesonnen bin. Meine Reise wird sich dann weiter bis nach Neapel erstrecken, und vielleicht auch nach Sicilien. Von handschriftlichen Arbeiten habe ich dann weiter nichts zum Zweck als solche welche sich auf Festus beziehn. Außerdem liegen mir Alterthümer am Herzen, denen

ich meine ganze Zeit in (Florenz,) Rom und Neapel widmen werde. Das Uebrige hängt vom Zufall ab.

Nun mein verehrter Herr Hofrath bitte ich Sie von Herzen und angelegentlichst, mir mit Ihrem Rathe sowohl wie mit Ihrem Einflusse beizustehn. Wollten Sie nicht die Güte haben, und mir Empfehlungen nach München geben, oder auch an Männer in Italiänischen Städten? Nach München sind Sie es gewiß im Stande. Von dort aus könnte ich dann weitere Adressen erhalten. Sollten Sie in der kurzen Zeit, die mir noch für meinen hiesigen Aufenthalt übrig ist, abgehalten werden zu schreiben, so würden Sie vielleicht an Thiersch nach München adressiren können, was Sie mir einhändigen lassen wollten. Mein Herz schlägt Ihnen mit Liebe und Wärme entgegen und ich möchte gern zu Ihnen in einer Art Römischer Clientel mich verhalten. Wenn auch unser heutiges Leben ein solches Verhältniß nicht kennt, so ist es doch in meinem Herzen zu Ihnen begründet. Ich freue mich schon auf die Zeit, Sie in Gotha zu sehn nach meiner Rückkehr von der Reise. Das gehört unter die wenigen Dinge die mir dann erfreulich seyn werden, nach der An=

sicht mit der ich die Dinge jetzt verlasse. Denn Halle ist nicht der Ort wo ich bleiben mag. Seitdem ich Sie nicht gesehn, ist mir unter meinen Arbeiten das Auffallendste gewesen, was ich über das Pelasgische Volk und seine Sprache ausgedacht. Wenn dieses wahr ist, werden alle griechische Grammatiken umgestaltet werden müssen. Kürzlich sage ich Ihnen, was sich kurz sagen läßt. Der größte Theil des Griechischen ist Pelasgisch: Pelasger und Hellenen waren verschiedene Völker an Sprache wie an Sitte, und die Angabe des Herodot ist als positive Einzelnheit gerechtfertiget. Die Misch- und Meng-Sprache beider Völker in der sie sich zuerst begegneten, ist das Aeolische, nämlich αἰόλον, Buntes, daher bei Homer noch gar keine Bezeichnung eines besondern Zweiges. Πελαργός als ältere Form heißt Steinarbeiter, wegen des Pelasgischen Burg- und Mauerbaus (des Kyklopischen) von πέλα und ἔργω. Πέλα heißt λίθος, ein Pelasgisches Wort, noch bei den Macedoniern erhalten. Hesych. s. v. πέλλα und Hemsterh. Daraus ist φέλλα: daher φελλεύς überhaupt ein Steinberg. S. Stephan. Byz. und Ruhnken. ad Tim. Lex. Plat. Die Be-

nennung der Tyrrhenischen Pelasger, Τυῤῥηνοὶ besagt also nichts anderes, von turris, Thurmbauer. Dieß zur Kurzweil. Wäre ich bei Ihnen würde ich Ihnen auch Pelasgisch und Deukalionisch (Urhellenisch) vorconjugiren. — Vor einem halben Jahre besuchte ich einen kränklichen Director eines Preußischen Gymnasiums, und als ich diesem von den neuen Conjugationen des Griechischen in Gegenwart seiner Frau viel Geräusch machte, bekam die Frau einen großen Schrecken; ob nun gar ihr Mann auch diese Sprache noch lernen und lehren müsse, fragte sie, und war besorgt, es möchte dann für die Gesundheit ihres Mannes gar keine Hoffnung mehr seyn.

In aufrichtigster Ehrerbietung und Liebe verbleibe ich immer und ewig

der Ihrige

Reisig."

Die Vorsätze des gelehrten feurigen Mannes sollten nicht zur Ausführung kommen. In München verweilte er nur zwei Tage, und, durch Tirol über Inspruck und Brixen eilend, kam er den 5ten Nov. 1828 in Venedig an, wo er sich sogleich der Arbeit über den Athenäus widmete. Der Eifer, mit dem

er dieß that, ist bei den Bibliothekaren von St. Marcus noch jetzt im Andenken. Aber schon in den ersten Tagen des Decembers erkrankte er, und starb den 17ten Januar 29. Während seiner Krankheit genoß er den Beistand des Professor Ranke, der sich historischer Zwecke wegen in Venedig aufhielt, und die Leiche des Freundes nach der Insel St. Michael geleitete, wo er auf dem Gottesacker der Protestanten ohne äußeres Zeichen und Denkmal begraben ist.

59. Friedrich Wilh. Josias Jacobs,

geb. den 24. März 1793, gest. den 29. Juli 1833.

Er wurde zu Gotha geboren, wo sein Vater Professor am Gymnasium war. Den Vornamen Josias erhielt er zur Erinnerung an die glücklichen Fortschritte, welche die deutschen Waffen um jene Zeit unter der Anführung des Prinzen von Coburg in den Niederlanden machten, leider nur um dem Brande der Revolution neue Nahrung zu geben. Sechszehn Monate alt wurde sein Leben, in Folge eines Schreckens, durch einen vierstündigen Starrkrampf bedroht; doch ließ dieser Zufall keine nachtheiligen Folgen zurück, vielmehr entwickelte sich Geist

und Körper in ihm auf das Erwünschteste. Den ersten Unterricht erhielt er von Eltern und Hauslehrern bis er dem Gymnasium übergeben werden konnte. An seinem achten Geburtstage ward er von seinem Vater mit dem Manuscripte der Kinderschrift Allwin und Theodor beschenkt, die ausdrücklich für ihn verfaßt worden war; und früh schlug Neigung zur Poesie Wurzel in seinem Gemüth. In seinem 15ten Jahre, wo er im Gymnasium bis an die oberste Klasse vorgerückt war (1807), folgte er seinen Eltern nach München, wo er wieder häuslichen und Privatunterricht erhielt; und wurde dann, da er Neigung zur Oekonomie zeigte, und es zweckmäßig schien, ihn der Fellenbergischen Anstalt, die eben damals erst gegründet wurde, zu nähern, nebst seinem jüngern Bruder in die treffliche Pension gebracht, die damals in Genf, unter der Leitung des lutherischen Oberpfarrers Gerlach, eines Landsmannes und väterlichen Freundes, blühte. Der Erfolg war erwünscht. Außerdem, daß er sich die französische Sprache aneignete, machte er gute Fortschritte in den klassischen Studien, und trieb Mathematik mit Lust. Als poetische Uebung übersetzte er Tasso's Aminta

in deutsche Verse, und las auch andere italienische Dichter mit einigen Mitschülern. Sein von Natur kräftig und fein gebauter Körper entwickelte sich durch Leibesübungen; Reiten, Schwimmen und Schlittschuhlaufen trieb er mit Auszeichnung; weite Fußreisen durch die schönsten Gegenden der südlichen Schweiz belebten seine Phantasie und erweiterten seinen Gesichtskreis. Nach Verlauf von fast zwei Jahren kehrte er in das väterliche Haus zurück, und trat, als sein Vater München mit Gotha vertauschte, wieder in das Gymnasium ein. Die frühere Neigung zur Oeconomie war verschwunden; er hatte beschlossen, sich der Arzneiwissenschaft zu widmen, und begab sich deshalb zu Michaelis nach Göttingen. Hier setzte er auch die früher liebgewonnenen klassischen Studien fort, indem er vorzüglich bei Wunderlich, dem Schüler und Freund seines Vaters, über die griechischen Tragiker hörte; erweiterte seine mathematischen Kenntnisse, zu denen er unter Kries trefflicher Leitung auf dem Gymnasium einen festen Grund gelegt hatte, bei Thibaut bis zur Umfassung der analytischen Geometrie und Trigonometrie; lernte Spanisch bei Bunsen, und übte andere

Sprachen mit jungen Freunden, mit denen ihn gleiche Neigung des Guten und Schönen, und eine reine sittliche Wahlverwandtschaft verband. Bald bedrohten die kriegerischen Bewegungen der Zeit den ruhigen Fortgang seiner Studien. Den 29sten October 1813 kamen die ersten Kosaken unter unbeschreiblichem Jubel nach Göttingen; die hannöverischen Wappen wurden hergestellt, Studentengarden errichtet; ein eigenes Bataillon von Studenten sollte sich bei der schwedischen Garde bilden. Die allgemeine Begeisterung ergriff auch ihn. „Ich war," schrieb er in diesen Tagen an seinen Vater, „in einem schrecklichen Zustande. Gern wär' ich mitgegangen, aber ich zweifelte, ob ich dürfte, ohne mit Dir Rücksprache genommen zu haben. Zum Glück höre ich, daß diese Garde bei der übrigen Armee in schlechtem Ansehen stehe, weil sie nie ins Feuer käme. Das machte mich wieder ruhig." Etwas später schrieb er: „Abekens*) Ankunft, die ich so wenig erwartet hatte, sein noch

*) Dieser höchst liebenswürdige, gründlich gebildete Jüngling aus Osnabrück starb in der Blüthe seiner Jahre als Professor am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin im J. 1827. (S. N. Nekrolog 4. Jahrg. S. 577.)

weniger erwarteter Entschluß, die Waffen zu ergreifen, die Nachrichten, die er mitbrachte, der Aufruf von Dir an Deutschlands Jugend, dies Alles und das früher, noch weit Mächtigere hat mich in einen Zustand der Unruhe versetzt, der grenzenlos ist. Meine Gedanken stehen nach Krieg, nach seinen Gefahren. Was mich dazu treibt, weißt Du. Dieses allein würde indeß nicht hinreichen, mich aus meiner Laufbahn zu reißen, wenn ich nicht sähe, daß diese Zeit verlohren wäre. Aber leider ist meine Ruhe dahin, mit ihr Fleiß, Eifer für die Wissenschaft, die ich liebe; nicht einmal mehr auf Augenblicke kann ich den Geist bannen, der mich treibt. Die meisten meiner Landsleute sind in gleichem Falle. B. und A. sind entschlossen, sich an das Freicorps anzuschließen, und ich kann dem Wunsche, ein Gleiches zu thun, nicht entsagen. Mich schmerzt nur Dein Schmerz, aber ich weiß ja, daß Du meine Gesinnungen nicht misbilligst. Was ist auch am Ende dieses kurze Leben? — Du schreibst mir, es werde es mir Keiner verdenken, wenn ich zurückbliebe, wohl aber Viele, wenn ich ginge. Das mag in Gotha der Fall seyn; aber auch in andern Ländern? Gewiß nicht.

Die Scham werde ich nie ertragen, vor meinen alten Jugendgespielen erröthen zu müssen über Feigheit. Ich bin gesund und stark und fühle den Muth in der Tiefe der Brust. Laß mich ziehen mit Wilhelm; wir wollen einander helfen und zusammentragen, und einer stehn für den andern. Mein Aufenthalt hier ist von nun an vergeblich. Selbst zur Anatomie hab' ich keine Geduld mehr, noch weniger zu abstrakten Dingen. Ich erwarte noch eine Antwort von Dir." — Der rasche Fortgang der Begebenheiten, der Umstand, daß noch zwei andere seiner Brüder den Gefahren des Krieges Preis gegeben waren, und einige andere Hemmungen kühlten sein heißes Blut; er gab den leisen Wünschen seines Vaters für das erste nach, und einige Zeit später schrieb er: „Ich kann wieder arbeiten, und repetire die Anatomie mit Sömmerring *). Ich werde so lange hier bleiben, als möglich. Müssen wir aber fort, dann geh' ich gern; denn ich fechte für die gute Sache und rette mein Gewissen." Dann kurz nachher: „Wenn ich zur Landwehr aufgefordert werde, werd' ich folgen. Es bleiben mir hier einige

*) Sohn des berühmten Anatomen, jetzt praktizirender Arzt zu Frankfurt am Main.

vortreffliche Freunde, worunter Bunsen*); und auch Abeken bleibt noch hier. Ernst Schulz**) ist zu den Scharfschützen gegangen." — Die Aufforderung erfolgte nicht. Er setzte nun seine Studien mit ununterbrochenem Fleiße fort, und fing die Bearbeitung einer Dissertation über einen Gegenstand der vergleichenden Anatomie an***), die, im Herbste des Jahres 1815 der medicinischen Facultät übergeben, das Examen und die Promotion zur Folge hatte. Jetzt bedurfte er vor Allem noch größerer Uebung in dem praktischen Theile seiner Wissenschaft. Er schwankte zwischen Tübingen und Würzburg, zog aber das letztere vor, um Siebold, Döllinger und das Hospital zu benutzen. Im Frühjahr 1816 ver-

*) Preuß. Gesandter früher am päpstlichen Hofe, jetzt in der Schweiz.

**) Dieser Treffliche, Verfasser der Cäcilia, der bezauberten Rose und vieler anderer, durch Geist, Gesinnung und Sprache ausgezeichneter Gedichte, starb im Jahre 1817 in früher Jugend.

***) Talpae Europaeae Anatome. Jenae 1816. Als der Verfasser diese Schrift gedruckt in die Hände bekommen hatte, schrieb er seinem Vater von Wien aus: „Sie nimmt sich jetzt in meinen Augen ganz anders aus, nemlich schlechter, indem jedes Kapitel magrer wird, und doch so viele Lücken sind; besonders fehlt es an physiologischen Reflexionen."

ließ er Göttingen mit den dankbarsten Erinnerungen an die trefflichen Lehrer und zahlreichen edlen Freunde, deren er in allen Ständen gefunden hatte*), und traf den 2. Mai 1816 in Würzburg ein. Hier vollendete er neben den praktischen Uebungen, die ihn hierher gezogen hatten, die Zeichnungen zu seiner Abhandlung, deren Druck jetzt in Jena angefangen wurde. Hesselbach's Tod und Siebold's Weggang verkürzte seinen Aufenthalt in Würzburg, wo er bei dem geistlichen Rath Oberthür und in dem Hause des Präsidenten Seuffert die freundlichste Aufnahme gefunden hatte. „Mich reizt, schrieb er von dort aus, vornemlich Beschäftigung mit Augenkrankheiten, worin ich mir schon hier einen guten Ruf gemacht habe. Hierzu finde ich in Wien Alles, was ich wünschen kann. Gern ging ich wohl nach Berlin, wo ich treffliche Freunde und alle mögliche Annehmlichkeiten finden würde. Aber eben das schreckt mich ab; ich muß das Praktische ganz allein beabsichtigen, und in Berlin ist so viel Anziehendes aller Art, daß ich vielleicht sehr abgezogen werden würde."

*) Unter ihnen auch die liebenswürdige Rodbische Familie aus Lübeck und Ch. Villers.

Er verließ also Würzburg im October 1816, verweilte auf der Reise in München in dem altbefreundeten Schlichtegroll'schen Hause, und indem er hier täglich das Hospital und Sömmerrings reiches anatomisches Kabinet besuchte, erfreute er sich der mannigfaltigsten Belehrung aus dem Munde dieses trefflichen Veterans der Anatomie, und im Zusammenseyn mit Assalini und Haberle. Am 30. Nov. kam er in Wien an, benutzte hier vorzüglich Beer's Vorlesungen, die Krankenanstalten und was sonst seine Wissenschaft fördern konnte, ohne sich durch die Genüsse, welche Wien bietet, in seinen Studien stören zu lassen. „Ich hoffe, schrieb er, manche nicht unbedeutende Früchte zurück zu bringen. Ich sehe täglich gegen 200 Kranke und studire Krankheiten aller Art. Die hiesigen Aerzte überlassen der Natur sehr viel, ja oft beinah Alles, und wenn sie eine Krankheit erkannt haben, und man glauben sollte, jetzt würden sie tüchtig eingreifen, wird ein warmes Getränk, eine mäßigere oder stärkere Diät verordnet, und der Kranke wird bisweilen gesund." — Nach einem Aufenthalte von fast einem Jahre kehrte er über Prag, Dresden und Leipzig in seine Vaterstadt

zurück, wohin ein günstiger Ruf vor ihm hergegangen war, den er auch bald nach Antritt seiner praktischen Laufbahn rechtfertigte. Anspruchslos und still nach seiner Weise; aufmerksam und vorsichtig; theilnehmend durch Thaten mehr als durch Worte; herzhaft wo es galt, aber fern von aller Charlatanerie, gewann er das Vertrauen seiner Kranken; und die Zahl derer, die seine Hilfe suchten, mehrte sich von Tag zu Tag. Mit andern Aerzten lebte er in freundschaftlichen Verhältnissen, benutzte in zweifelhaften Fällen ihren Rath, und suchte in regelmäßigen Zusammenkünften mit ihnen und im Austausch gegenseitiger Erfahrungen wissenschaftliche Belehrung. Von allen Seiten kam ihm die Liebe seiner Mitbürger entgegen. Die ärztliche Aufsicht des Hospitals und des Physikats der Wangenheimischen Gerichte wurde ihm anvertraut; auch zum Beisitzer des medicinischen Collegiums ward er ernannt. Nebenbei fuhr er fort, auch den früheren Neigungen zu huldigen. Ein kunstmäßiger Reiter sah er sich auch bei den Alten nach Belehrung dieser Kunst um, und arbeitete deshalb die Uebersetzung der Reitkunst des Xenophon mit ausführlichen Erläuterungen aus, wozu er reichhaltige

Studien gemacht hatte. (Dieser Commentar ist ohne Grund seinem Vater zugeschrieben worden. Von diesem sind nur wenige unbedeutende Bemerkungen. Das Werk ist zu Gotha 1825 unter dem Titel erschienen: Ξενοφῶντος περὶ ἱππικῆς λόγος. Xenophons Buch über die Reitkunst; übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Jacobs, M. D.) — Zu gleicher Zeit beschäftigte ihn der Gedanke einer Sammlung alles dessen, was die Alten vor Hippokrates von dem Innern des menschlichen Körpers und allen die Arzneikunst und Chirurgie betreffenden Gegenständen gewußt hatten, und las zu diesem Zwecke die alten Schriftsteller und Dichter bis auf die Zeiten des peloponnesischen Kriegs der Reihe nach mit der Feder in der Hand; eine Arbeit, deren Plan ihn bis an seinen Tod beschäftigte. Sie zu vollenden, war seine letzte erfreuende Hoffnung. Auch der Dichtkunst ward er zu keiner Zeit ganz entfremdet. Auf Veranlassung der Vermählung des Herzogs von Coburg mit der Prinzessin Louise von Gotha schrieb er gemeinschaftlich mit einem trefflichen Freund, Wilhelm Hey*), eine Reihe von Gedichten voll

*) Jetzt Superintendent in Ichtershausen.

zarter Gemüthlichkeit, die aber in dem Geräusche der Festlichkeiten verklangen, ohne nach Verdienst beachtet zu werden. Bessere Anerkennung fand eine poetische Erzählung in drei Gesängen und in Octaven, „der Ring“ betitelt, welche Aufnahme in der Urania 1821 fand, und ein poetischer Rosenkranz in zwölf Sonnetten, der sich in der Minerva 1823 befindet. — Es war nicht der Wille der Vorsehung, diese nützliche und edle Thätigkeit ungestört dauern zu lassen. Der kräftige, kerngesunde Mann wurde von einer der schrecklichsten Krankheiten, der Fallsucht, ergriffen. Im Sommer 1822 zeigte sie sich zuerst ohne bekannte Veranlassung, vielleicht aber in Folge einer tief gewurzelten Liebe, welche keine Belohnung fand. Mehrere Jahre hindurch waren die Anfälle des furchtbaren Uebels selten, und da sie nur nächtlich eintraten, blieb seine Thätigkeit ungestört. Nichts blieb unversucht, und bisweilen schien das Uebel zu weichen, indem es Monate hindurch rastete. Im Jahr 1824 besuchte er Marienbad. Zwei Jahre darauf machte er in Begleitung eines Freundes eine Reise nach Frankfurt, Coblenz und Bonn, um alte Freunde wiederzusehen und mit ihnen Rath zu pflegen,

und kam erheitert, aber nicht gesünder zurück. Den folgenden Sommer (1827) brachte er in Köthen zu, um die Kraft der homöopathischen Heilart an sich zu versuchen. Auch dieser Versuch, so wie im Sommer 1829 das Seebad in Scheveningen blieb ohne Erfolg. Das Uebel vermehrte sich und gestattete ihm nicht länger, seinen Geschäften nachzugehn. Eine heftige Krankheit, mit Bewußtlosigkeit verbunden, brachte ihn später dem Tode nah, und da dieselbe Krankheit noch einigemal obgleich in schwächerem Grade zurückkehrte, schien es zuträglich, ihn einem Krankenhause anzuvertrauen. Die Erlaubniß hiezu wurde in Jena bei dem großherzogl. Krankeninstitut erhalten, das unter der Obhut des geheimen Hofraths Starke eines ausgezeichneten Rufes genoß. Ein junger, geschickter Chirurgus, Kämpf, übernahm es, ihm Gesellschaft zu leisten, und erfüllte diese nicht heitere Pflicht zwei Jahre hindurch mit der treuesten Beharrlichkeit. Der unglückliche Kranke, der hier die sorgfältigste Pflege genoß, und in der Annehmlichkeit der Wohnung und den schönen Umgebungen der Stadt große Erheiterung fand, ertrug sein Loos mit stiller Ergebung, aufgerichtet durch die

Hoffnung des Wiedergenesens und durch das Andenken an seine Freunde. Ueber nichts klagte er, als von Zeit zu Zeit über Sehnsucht nach dem Vaterhause, und über den Schmerz, so müssig seyn zu müssen *). Lectüre, vornemlich sein geliebter Horaz, Briefe in die Heimath, auch bisweilen kleine Poesien, Ergießungen seines liebenden Herzens, vertrieben ihm die Zeit. Alte Freunde und einige wohlwollende, in Jena studirende Landsleute erheiterten ihn oft durch ihre Besuche und bewiesen ihm Liebe und Theilnahme. Im Monat Juli (1833) traten heftige Krampfanfälle ein, denen Bewußtlosigkeit folgte. Den 29. Juli Abends 8 Uhr schlief er schmerzlos ein. Der Tod war ihm freundlicher als das Leben gewesen war. Er ruht auf dem Gottesacker bei Jena. Alle

*) In seinem letzten Briefe (den 24. Juni 1833) schrieb er: „Noch einmal sage ich Dir, geliebter Vater, meinen herzlichen Dank für Deine viele und treue Güte, wodurch meine Sehnsucht nach Euch, Geliebten, oft recht groß wird. — Kämpf ist immer sehr fleißig und wird gewiß viele und gute Kenntnisse mit nach Hause bringen, und oft sehne ich mich auch recht herzlich nach einer ordentlichen Arbeit. — Wüßte ich Dir nur einige Freude zu machen! Meine herzlichsten Wünsche für Euch Alle steigen immer hoch für Euch auf und immer hoffe ich, bald wieder mit Euch vereinigt zu seyn."

Landsleute folgten seiner Leiche. Einer unter ihnen sprach am Grabe angemessene Worte aus. — So ward dieser treffliche, von der Natur herrlich ausgestattete Mann in der Blüthe seiner Jahre den Seinigen entrissen, die ihn auf das zärtlichste liebten, und nun doch seinen Tod als eine Wohlthat der Vorsehung ehren mußten. Er war von mittlerm und feinem Wuchs, angenehmer Bildung, aber ernster Miene von Kindheit auf. Sein Bau versprach ein langes Leben, wie sich denn auch bei der Section nirgends ein Localübel fand. In seinen geistigen Kräften war das Gemüth überwiegend. An den Seinigen und an den Freunden seiner Jugend hing sein Herz mit treuer und inniger Liebe; aber seine Gefühle drängte er zurück und verschloß den Schmerz in der Tiefe seiner Brust. Bisweilen, aber selten, vertraute er ihn dem Papiere an. Er war hilfreich, wohlthätig in hohem Grade; aber in Allem still und ohne Geräusch. Mit Wissen und Vorsatz hat er schwerlich einen Menschen gekränkt. Seine Sitten waren musterhaft. —

60. Böttiger.

60) Denselben Abend schickte er dieser Fürstin folgende Zeilen:

Dem Greis war es verstattet jung zu werden,
Als Du beim Fackelschein Dir Lieblinge erwähltest,
Und mit der Grazie holdseligen Gebehrden
Die neue Welt der alten Kunst vermähltest:
Und so belebt Dein Bild, erhabne Frau,
Die alten Bilder mehr als jede Fackelschau.

S. Arthur von Nordsterns Denkmal Böttigers S. 52. An demselben Tage beehrte er mich mit einem lateinischen Gedichte, das in seine Opuscula p. 599 (XCV.) aufgenommen ist.

61. Karl Ernst Adolph von Hoff,

Coburg-Gothaischer Geh. Conferenzrath und Director des herzogl. Oberconsistorii zu Gotha, Curator der Sternwarte, erster Director der wissenschaftlichen und Kunst-Sammlungen auf Friedenstein, Ritter des großherzogl. Falkenordens und des Ernestinischen Hausordens. Geboren den 1sten Nov.*) 1771, gestorben den 24sten Mai 1837.

Seine erste Erziehung erhielt er zu Gotha, seinem Geburtsorte, unter den Augen seiner Eltern,

*) v. Hoff bemerkte bisweilen gegen seine Freunde, daß der erste historisch bekannte Ausbruch des Vesuvs von Einigen auf den 1sten November (im J. 79 n. Chr.) gesetzt werde, und auch das Erdbeben, welches im J. 1755 Lissabon zerstörte, sich am 1. Nov. ereignet habe.

des geh. Assistenzrath Johann Christian v. Hoff, welcher in dritter Ehe eine Tochter des Geheimeraths v. Avemann geheirathet hatte, die ihm sechs Kinder schenkte, von denen der jetzt Verstorbene das älteste war. Im väterlichen Hause von guten Lehrern unterrichtet, wurde er in seinem vierzehnten Jahre in die erste Classe des Gymnasiums eingeführt, das er zu Michaelis 1788 mit Auszeichnung verließ, um sich auf der Universität zu Jena der Rechtswissenschaft zu widmen. Zwei Jahre später begab er sich nach Göttingen, welches damals der Mittelpunkt publicistischer und diplomatischer Studien war. Indem er sich diesen, dem Wunsche seines Vaters gemäß, mit Eifer widmete, wurde zugleich durch den Umgang mit Blumenbach, wie es scheint, jene Neigung zu den Naturwissenschaften in ihm erweckt, die er in der Folge unablässig, unter den zahlreichen Geschäften seines Amtes, mit dem erfolgreichsten Eifer betrieben hat; und eine Fußreise im Jahr 1791 von Göttingen aus auf den Harz unternommen, gab jener Neigung zuerst die Richtung auf Mineralogie und Geologie. Reich an Kenntnissen kehrte er in demselben Jahre in die Heimath zurück, und trat

nach wenigen Monaten in der Geheimkanzlei und dem Geheimarchiv mit dem Titel eines Legations-secretärs die Laufbahn an, die er 45 Jahre hindurch mit der verdientesten Auszeichnung verfolgt hat. Den 2. Januar 1792 legte er den Diensteid in die Hände seines Vaters ab, eines ernsten, in dem Dienste des fürstlichen Hauses ergrauten Mannes, der seinem Sohne zugleich Lehrer und Vorbild ward. Schon gegen das Ende desselben Jahres begleitete er den Minister Hans v. Thümmel auf einer diplomatischen Sendung nach Frankfurt am Main, um mit den preußischen Behörden wegen des zum Kriege mit Frankreich zu stellenden Contingentes zu verhandeln. Dieser ersten Vorübung folgten in den verhängniß-vollen Jahren 1805 und 1806 zahlreichere Sendungen und Verhandlungen. Eine der wichtigsten war die im Nov. 1806, wo er, als Begleiter des Kammerherrn Augusts v. Studnitz, dem Hauptquartiere Napoleons nach Berlin, Königsberg und Posen folgte, an welchem letzten Orte den 15. Dec. der Beitritt des Herzogs von Gotha und Altenburg zum Rheinbunde angenommen, und die daran geknüpften Bedingungen festgestellt wurden. Eine zweite

Gesandtschaft (im Februar 1807) an den franzöſ. Kaiser nach Dresden und Berlin, in Gesellschaft des Ministers v. Thümmel und des geh. Legationsrathes Bridel-Brideri, hielt ihn bis zum 23. Juli von Gotha entfernt. Eine dritte im J. 1808 mit dem Grafen von Salisch nach Kassel, zur Begrüßung des Königs Hieronymus, war von kürzerer Dauer. Im September desselben Jahres wurde er als Bevollmächtigter nach Weimar geschickt, um wegen des Militärcommando's zu unterhandeln. Dem Congreß in Erfurt (Sept. 1808) wohnte er mit dem Minister v. Thümmel bei. Bei allen diesen Sendungen leistete er durch seine Geschäftskunde, seine Gewandtheit in schriftlichen Arbeiten, und die Thätigkeit, mit der er Alles, was ihm oblag, förderte, ausgezeichnete Dienste. Wenn keine der Verhandlungen, bei denen er thätig war, fehlschlug; wenn durch sie dem Lande bei dem unvermeidlichen Drucke des Kriegs wesentliche Erleichterungen bewirkt wurden, so fällt ihm und seinem Einflusse ein wesentlicher Theil an dieser unvergeßlichen Wohlthat zu. Er selbst war in dieser Zeit auf der Leiter der Ehrenstellen zum geheimen Assistenzrath emporgestiegen, wodurch er den Ministern

zunächst trat; und in dieser Qualität wurde er im Nov. 1813 als Bevollmächtigter nach Frankfurt a. M. geschickt, um mit den dort versammelten Monarchen einen Vertrag abzuschließen, durch den der Tractat von Posen vernichtet, und der Beitritt des Herzogs zum deutschen Bunde nebst den dabei zu übernehmenden Verpflichtungen festgestellt wurde.

Aber nicht bloß diese auswärtigen, durch die politische Lage von Deutschland und den Krieg veranlaßten Sendungen nahmen seine Zeit in Anspruch; auch im Inneren wurden die zahlreichen Geschäfte seines Amtes öfters durch unerwartete Zufälle vermehrt. In den ersten Tagen des J. 1801 starb die Gemahlin des Erbprinzen im Wochenbette, und die Regulirung ihres Nachlasses, welche langwierige Geschäfte herbeiführte, wurde zum großen Theil von ihm besorgt; und kaum waren diese beendigt, als er mit dem geh. Assistenzrath Lichtenberg nach Wittenberg geschickt wurde, um die Theilung des dort aufbewahrten gemeinschaftlichen Archives zu bewerkstelligen. Kurz nach der Rückkehr von diesem mühsamen Geschäfte verlohr er seinen achtzigjährigen Vater (den 22. Dec. 1801); wobei ihm, als dem ältesten

anwesenden Sohne, die Geschäfte der Theilung allein zufielen. Nach dem Tode des Herzogs Ernst II. (den 20. April 1804) ward ihm und Lichtenbergen die Anordnung seines Privatvermögens anvertraut; worauf im J. 1811 die Auseinandersetzung der fürstlichen Brüder August und Friedrich folgte, die, da Lichtenberg hochbejahrt und schwach geworden war (er starb 1812), ihm fast allein überlassen blieb. Der unerwartete Tod des Herzogs August (den 17. Mai 1822), und der seines Nachfolgers (den 11. Febr. 1825) zogen noch verwickeltere Geschäfte nach sich; so wie nach dem Erlöschen der Gothaischen Linie die Theilung der Länder die mühsamsten Erörterungen forderte, welche vorzüglich von ihm als dem Vorstande der geheimen Canzlei und des Archivs erwartet werden mußten, und ihm Veranlassung gaben, die in dem herzogl. sächs. Hause bei der Erbfolge der Seitenverwandten bestehenden Grundsätze in einer besonderen Schrift zu entwickeln (Gotha, bei J. Perthes, 1825). Früher noch unter der Regierung des Herzogs August, als im J. 1817 der gesunkene Finanzzustand der Gesamtuniversität Jena, nach einer Berathung der Höfe Weimar und Gotha (die beiden

anderen Nutritoren waren von der thätigen Theilnahme an der Regierung der Universität abgetreten), eine durchgreifende Reform veranlaßte, bei welcher die Verwaltung vereinfacht, die Fonds und die Gehalte der Lehrer erhöht, neue Lehrstühle und mehrere praktische Anstalten geschaffen und fundirt wurden: so wurde von Gothaischer Seite der geheime Assistenzrath v. Hoff, von Weimarischer der geh. Referendar und Legationsrath Conta zu Commissarien ernannt, die nach zahlreichen Conferenzen in Jena dieses weitläuftige und für das Ganze der Universität, wie für mehrere ihrer einzelnen Glieder, segensreiche Geschäft bis zum Julius 1820 zu Stande brachten. v. Hoff kam damals in vielfältigen Verkehr mit Göthe, mit dem er zuerst im J. 1808 in Berührung gekommen war. Die Ertheilung des großherzogl. Falkenordens war das öffentliche Zeichen der Anerkennung seines Verdienstes bei diesen Verhandlungen, über die sich der beredte Redner der Akademie, nach namentlicher Erwähnung der beiden herzogl. Commissarien, so ausdrückt: Ita nobiscum egerunt viri optimi, tam benevole res nostras curarunt, et tanta nobis tamque velut domestica necessitudine conjuncti

sunt, ut, quamquam nunc per temporum vicissitudines illorum consuetudine careamus, tamen memoriam grata mente servemus, neque ulla unquam tam eximiae benevolentiae laudes obscuratura sit oblivia. (Eichstaedt. Annales Academ. Jenens. p. 104.)

Während nun v. Hoffs Zeit und Kräfte durch die regelmäßigen Geschäfte seines Amtes, zu denen auch die Anordnung des reichhaltigen Geheimarchivs nach einem zweckmäßigeren, noch unter den Augen Ernst's II. von ihm entworfenen Plane gerechnet werden muß, durch auswärtige Sendungen und viele außerordentliche Geschäfte, die ihm das Vertrauen seiner Regierung auflegte, von so vielen Seiten in Anspruch genommen wurden, erhielt sich doch die Liebe zu den Wissenschaften immer lebendig in ihm, und unter den mannichfaltigsten Störungen wußte er durch die strenge Oekonomie der Zeit, an die er sich in früher Jugend gewöhnt hatte, auch zu mühsamen schriftstellerischen Arbeiten Muße zu finden. Einige von diesen lagen seinem amtlichen Berufe näher, wie das in den Jahren 1801 und 1805 in zwei Bänden erschienene und seinem Vater zur Feier seines achtzigsten Geburtstages gewidmete Werk, das den

Titel führt: Das deutsche Reich vor der französischen Revolution und nach dem Frieden von Lüneville; ein Werk, das durch die Genauigkeit der statistischen Angaben, die wohlgeschriebenen Schilderungen von dem Zustande der Länder, und die unparteiische Erzählung von dem Gange der Verhandlungen für die Kenntniß jener Zeit und die neueste Geschichte einen dauernden Werth hat. Von ähnlicher Art war die statistisch-topographische Beschreibung der sächsischen Länder, welche im J. 1820, und die oben schon erwähnte historische Entwickelung der Grundsätze über die Erbfolge, welche 1826 erschien. Auch die Redaction des Gothaischen Hof- und Taschen-Kalenders, die er im J. 1809 übernahm, und eine Reihe von Jahren besorgt hat, kann zu dieser Classe litterarischer Arbeiten gerechnet werden.

Vorzüglich aber war Mineralogie und Geologie der Gegenstand seiner Liebe, dem er bis an seinen Tod mit unausgesetztem Eifer huldigte. Wetteifernd mit seinem, von gleicher Neigung beseelten Freunde, dem Freiherrn v. Schlotheim, brachte er ein reichhaltiges Cabinet von Mineralien zusammen, das im J. 1818 mit dem Museum auf Friedenstein vereinigt

worden ist; und gründete im J. 1800 eine Zeitschrift für Mineralogie, von der aber nur zwei Bände erschienen sind. Im J. 1792 besuchte er zum ersten Male den Thüringer Wald in geognostischer Rücksicht, eine Reise, die nachher noch oft in verschiedenen Richtungen meist in Gesellschaft seiner Freunde, des Oberconsistorialrathes Wilhelm Jacobs, und des Professor Kries, denen sich bisweilen auch Studnitz und Lindenau, einmal auch Leopold v. Buch anschloß, wiederholt wurde. Die Frucht dieser Wanderungen war die Schilderung des Thüringer Waldes, die er in Gemeinschaft mit Jacobs, welcher vorzüglich den botanischen und technologischen Theil bearbeitete, von dem J. 1807 an bis 1812 in vier Abtheilungen oder zwei Bänden herausgab, und die von Reisenden bis auf die neuesten Zeiten vielfach benutzt worden ist. Einen dreimaligen Aufenthalt in Carlsbad (1803, 1821, 1824), den seine leidende Gesundheit nöthig machte, benutzte er zur Erweiterung seiner mineralogischen Studien, wovon eine Schrift über diesen merkwürdigen Ort (Gotha, 1825) Rechenschaft giebt. Mehrere kleine Abhandlungen über geognostische Gegenstände, barometrische Höhenmes-

sungen, um derentwillen er im J. 1810 den ganzen Thüringer Wald von Neuem bereiste, Untersuchungen merkwürdiger Naturphänomene und Aehnliches, die in Zach's Correspondenz, Leonhard's Taschenbuch, Poggendorf's Annalen, Rühl's von Lilienstern's Pallas und in anderen Zeitschriften erschienen sind, bezeugen die Aufmerksamkeit, die er ununterbrochen dem Studium der Natur widmete, dem er auch in der That jede der sparsam zugemessenen Stunden der Muße opferte.

Im Jahr 1818 veranlaßte ihn die Aufgabe der Göttinger Societät der Wissenschaften, „einer umfassenden Geschichte der Veränderungen der Erdoberfläche," die Untersuchungen, die er seit dem J. 1807, wo während seines Aufenthalts in Berlin eine plötzlich in der Havel entstandene Insel seine Aufmerksamkeit auf sich zog *), über diesen Gegenstand angestellt hatte, zu erweitern. Eine von ihm eingesendete Abhandlung erhielt den Preis. Da der beschränkte Umfang einer solchen Abhandlung nicht

*) Eine Abhandlung mit feinen Beobachtungen darüber ist in den Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin gedruckt.

erlaubte, den ganzen Vorrath des gesammelten Stoffes in ihr niederzulegen, oder das Aufgenommene hinlänglich zu entwickeln, so bearbeitete er denselben Gegenstand in einem ausführlichen Werke, das unter dem Titel: „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche,“ in drei Bänden von dem J. 1822 an bis 1834 an das Licht getreten ist, einem Werke, das seinen Gegenstand mit einer seltenen Fülle classischer Gelehrsamkeit und in der lichtvollsten Ordnung behandelt, und eben sowohl den gründlichen und scharfsinnigen Forscher, als den geübten Schriftsteller kund gibt*). Ein Werk ähnlicher Art, gleichsam eine Ergänzung des vorigen, eine Geschichte der Erdbeben, beschäftigte ihn in den letzten Jahren seines Lebens, und der Druck desselben hatte begonnen, als der Tod ihn dahin raffte. Wir hoffen, daß es so

*) Bei den Studien, die er in Beziehung auf dieses Werk machte, hatte er auch den Aetna des Lucilius nicht übergangen, und dieses ziemlich trockene Gedicht hatte ihn, wahrscheinlich durch das Interesse seines Inhaltes, so angezogen, daß er es vom Anfange bis zum Ende im Sylbenmaße des Originals übersetzte. Eine mühsame und undankbare Arbeit, in welcher ihm doch Vieles über Erwarten gelungen ist.

weit vollendet ist, um dem Publikum vorgelegt werden zu können *).

Wir fassen nun das, was von v. Hoff's persönlichen Verhältnissen vorhin noch nicht erwähnt worden ist, kurz zusammen. Er war zweimal verheirathet. Seine erste Frau brachte ihm sechs Kinder, die alle vor ihr starben; zwei davon, die er beim Antritt seiner Gesandtschaftsreise nach Berlin (1807)

---

*) Das Verdienst des scharfsinnigen Naturforschers wurde von dem gelehrten Publikum nicht verkannt. Viele gelehrte Vereine rechneten es sich zur Ehre, ihn ihren Mitgliedern beizuzählen. Wir setzen die Namen derselben nach der Zeitfolge hierher. 1) Die jenaische mineralogische Societät, 1798. 2) Gesellschaft der naturforschenden Freunde zu Berlin, 1807. 3) Die königl. Akademie der Wissenschaften zu München, 1808. 4) Die Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde, 1808. 5) Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, 1810. 6) Die hallesche naturforschende Gesellschaft, 1816. 7) Die Gesellschaft für Mineralogie zu Dresden, 1818. 8) Die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes, 1819. 9) Die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft zu Frankfurt a. M., 1824. 10) Die k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, 1826. 11) Die Societas physico-medica Erlangensis, 1830. 12) Die Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Heidelberg, 1831. 13) Die Societas geologica Londinensis, 1831. 14) Die Academia Naturae Curiosorum, 1836. 15) Der physikalische Verein zu Frankfurt a. M., 1836.

in blühender Gesundheit verlassen hatte, starben während derselben in kurzen Zwischenräumen. Im J. 1812 folgte die Mutter ihren Kindern nach. Zwei Jahre nachher verheirathete er sich zum zweiten Male mit Fräulein Sylvie v. Ende in Frankfurt a. M., von der ihn zwei hoffnungsvolle Söhne überlebt haben. Im J. 1832 betrauerte er den Tod seiner ältesten Schwester Friederike, verheirathete Reinbold, der Mutter vieler und schöner Kinder; sie selbst war in ihrer Jugend ausgezeichnet schön und hochgebildet. Im J. 1814 ward ihm einer seiner ältesten Freunde, der Begleiter auf seinen wissenschaftlichen Wanderungen, Wilhelm Jacobs, durch einen plötzlichen Tod entrissen; dann 1828 ein anderer Freund seiner Jugend, der Oberconsistorial-Präsident August v. Studnitz, ein Mann von sicherem Character, von ausgebreiteten und gründlichen Kenntnissen; endlich noch im März 1836 der geheime Regierungsrath Adolph Stieler, sein Cousin und erprobter Freund, sein treuer Gehülfe bei topographischen Arbeiten *).

*) Alle diese nennt v. Hoff in der Zueignungsschrift vor der Geschichte der Veränderungen der Erdober-

v. Hoff war, wie an Geist, so an Gestalt ein ausgezeichneter Mann. Keine schöneren Kinder hatte die Stadt aufzuweisen, als Carl und Friederike v. Hoff, die, wenn sie Hand in Hand auf Spaziergängen vor ihren Eltern einhergingen, wie damals die Sitte in wohlgeordneten Familien war, alle Augen auf sich zogen. In dem Jünglinge entwickelte sich ein gewisser romantischer Schwung des Geistes, der dem Aeußeren seiner edeln Gestalt angemessen, in den männlichen Jahren der wissenschaftlichen Richtung wich, und einen milden gefälligen Ernst zurückließ. In die Geschäfte eingetreten, entwickelte er frühzeitig eine Leichtigkeit der Auffassung, und eine Gewandheit in schriftlichen Ausarbeitungen, die, verbunden mit der Gründlichkeit seiner Kenntnisse und der Sicherheit seines Characters, ihm sehr bald die Gunst und das Vertrauen seiner Vorgesetzten und des Fürsten, dem er diente, erwarb *). In

---

fläche, nebst dem Kammerpräsidenten v. Schlotheim und dem Minister v. Lindenau, als diejenigen seiner Freunde, die ihn bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen am lebendigsten angeregt und seine Arbeit durch ihre Theilnahme gefördert hätten.

*) Mehreres von dem, was Eichstädt in der Memoria

jedem der mannichfaltigen Geschäfte, die sein Beruf ihm zuwies, eignete er sich die erforderlichen Kenntnisse mit der größten Gewissenhaftigkeit an, und scheute dabei die mühsamsten Vorarbeiten nicht. Höchst bewundernswürdig war seine Pünktlichkeit in Geschäften, und die lichtvolle Ordnung, die er dabei beobachtete; Eigenschaften, die den Schüler Pütter's und den Zögling einer Zeit bewiesen, in welcher die laufenden Geschäfte der Staatsverwaltung unverbrüchlich an festgesetzte Tage und Stunden geknüpft, und ihr Gang fast nicht weniger regelmäßig war, als der Gang der Erde und ihres Begleiters in der Welt der Planeten. Dieser in subalternen Verhältnissen angenommenen Gewohnheit blieb er auch als

---

Volgtii rühmt, ist auf v. Hoff anwendbar; unter Anderem: Non labor videbatur esse quem ageret, sed animi caussa prudenter sumpta materia, in qua elaboraret, si quidem ejusmodi valebat ingenii velocitate, ut et uno quasi oculorum obtutu rei summam perciperet, et rationes nexumque perspiceret, et pensum facile celeriterque profligaret. Quicquid tractabat, in eo sensus ordinis atque elegantiae vigebat, quo magna pars humanitatis continetur. Cum collegis suis sic agebat, ut nemini se antefetret in vita, in labore nemini cederet. — Caeterum gravis et serius in negotiis, idem in remissione comis et salva dignitate jucundus, eo in omnibus temperamento utebatur, ut et negotia suavitatis nitore exhilararet, et otio haud alienum a negotiorum gravitate decorem impertiret.

Director und in solchen Geschäften, die ihm außer seinem Dienste anvertraut, oder auch selbst von ihm gewählt waren, unverbrüchlich getreu; und er bewies hierin eine Kraft des Willens, die um desto mehr Achtung verdiente, je seltener sie sich bei Geschäftsleuten findet, die durch wissenschaftliche Neigungen und schriftstellerische Beschäftigungen angezogen werden. Diese Achtung hat ihm auch nie weder von Seiten seiner Vorgesetzten, noch seiner Collegen, noch der ihm Untergebenen gemangelt. Der ehrwürdige Franckenberg, welcher die Geschäfte des Landes länger als ein halbes Jahrhundert als Minister verwaltet hat, liebte ihn wie einen Sohn, hörte gern auf seinen Rath, und vertraute ihm vor Allen die wichtigsten Arbeiten an. Auch in noch höheren Regionen wurde sein Verdienst anerkannt. Als ihm beim Regierungsantritte Friedrichs des Vierten, welcher in Rom zur katholischen Kirche übergetreten war, die Anordnung der kirchlichen Angelegenheiten bei den Agnaten zu betreiben aufgetragen war, wurde ihm von einem derselben die Stelle eines Ministers angeboten. Er lehnte dieß Anerbieten ab. Als aber die Regierung des Landes dem Herzog von

Coburg zufiel, dem er zuerst in Weimar (1811) bei der Taufe der Prinzessin Auguste bekannt geworden war, wurde er als geheimer Conferenzrath Mitglied des geheimen Ministeriums, und hiedurch verpflichtet, dem Hofe nach Coburg zu folgen, wo er indeß nur ein Jahr verweilte. Nach seinem Austritte aus dem Ministerio wurde ihm die Direction des Oberconsistorii zu Gotha übertragen (im Febr. 1829), eine Stelle, die seinen Neigungen vorzüglich zusagte, und in welcher er, Anderes zu geschweigen, dem Stande der Prediger und Lehrer, so wie den Schulen selbst, auf mehr als eine Weise nützlich geworden ist. Zugleich gab ihm die Direction der wissenschaftlichen und Kunst-Sammlungen der herzogl. Residenz mannichfaltige Beschäftigung. Die Einrichtung zweckmäßiger Anstalten zur Sicherung dieser reichen und kostbaren Sammlungen gegen Feuersgefahr war in dieser Beziehung eine seiner letzten bedeutenden Arbeiten.

v. Hoff's Gesundheit war, bei einer übrigens starken und kräftigen Constitution, während seines männlichen Alters oft durch Beschwerden des Unterleibes gestört worden, welche mehrmalige Bade-

reisen, meist nach Carlsbad (die erste im J. 1803, zu der ihm Ernst II. unaufgefordert eine ansehnliche Unterstützung gab), im J. 1831 auch nach Baden-Baden, nöthig machten. Seitdem schien dieses Uebel gehoben, und er glaubte auf ein hohes Alter rechnen zu können. Diese Rechnung wurde leider getäuscht. Einige Monate vor seinem Ende fühlte er seine so gesunde Brust angegriffen, und das Vorgefühl eines nicht sehr fernen Todes stellte sich ein. In der Mitte des Mai (1837) wurde er krank, doch ohne daß ein schlimmer Ausgang befürchtet wurde; ja, nach wenigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er seine Geschäfte außer dem Hause wieder in die Hände nehmen wollte, als am 24. Mai Nachmittags ein Schlagfluß seinem Leben plötzlich ein Ende machte. Bei der Section ergab sich keine unmittelbare Ursache des Todes, wohl aber ein krankhafter Zustand des Herzens und des Gehirns. Sein Tod wurde allgemein betrauert. An seinem Grabe sprach der treffliche Redner, der Oberhofprediger Jacobi, ergreifende Worte, die bei der zahlreichen Leichenbegleitung den lebhaftesten Anklang fanden. Ille quidem plenus annis abiit, plenus honoribus, illis etiam

quos recusavit: nobis tamen quaerendus ac desiderandus est, mihi praecipue, qui illum non solum publice, sed etiam privatim quantum admirabar, tantum diligebam. Quibus ex causis necesse est, tamquam immaturam mortem ejus defleam: si tamen fas est aut flere, aut omnino mortem vocare, qua tanti viri mortalitas magis finita quam vita est. (Plin. II. Ep. 1.)

61a. Eulalie.

61a) Auf ihrem einfachen Grabstein stehen die Worte:

Dem theuern Andenken
der
hier ruhenden
Eulalia Jacobs,
geb. Reinhard.
geb. zu Chemnitz den 18ten November 1804.
gest. zu Gotha den 24sten September 1837.

Hold und zartes Gebild, Du entflohst von dem Staube der Erde,
um in der Seligen Land schöner von neuem zu blühn.
Thränen des Gatten benetzen Dein Grab, den im Leben Du niemals
kränktest, und jetzo zuerst scheidend vom Leben betrübst.

62. Döring.

62) An den Herrn Geheimen Hofrath Eichstädt.

Schon wieder, verehrtester Freund, trete ich mit dem Nekrologe eines Freundes bei Ihnen ein; dieses Mal aber eines hochbejahrten Greises, welcher nah am Ziel ein Erlöschen seiner geistigen Kräfte erfahren mußte, das dem Schmerze über sein endliches Abscheiden den Stachel nahm; statt daß ich vor einigen Monaten über einen Mann berichtete*), der in einem kräftigen Alter und bei ungeschwächter Gesundheit, mitten in der vollen Thätigkeit des Geistes, den Seinigen, dem Staate und den Wissenschaften entrissen worden war. Bei Jedem von ihnen aber bewogen mich ähnliche Verhältnisse, Ihrer Aufforderung, einige Worte über sie in diesen Blättern niederzulegen, Folge zu leisten, da ich mit dem Ersteren eine ganze Reihe von Jahren hindurch, mit dem Anderen seit dem Jahre 1832 in collegialischer Verbindung gestanden habe. Und doch hätte ich wohl Ursache gehabt, die zweite Aufforderung abzulehnen. Sie selbst, verehrtester Freund, haben, unmittelbar nach dem Tode des zuletzt Verstorbenen, seinen Cha-

*) Den geheimen Conferenzrath von Hoff.

racter und seine Verdienste mit so sicherer Hand und so treffender Wahrheit geschildert *); die Stimme der Freundschaft hat sich an seinem Grabe **) und auf dem Schauplatze seiner ruhmvollen Thätigkeit mit so vieler Innigkeit und in so beredten Worten vernehmen lassen ***), daß mir wenig Anderes als die Wiederholung des von Anderen Gesagten übrig gelassen ist. Wenn ich also dennoch das gegebene Wort zu lösen suche, so werde ich mich fast nur auf das beschränken, was ich in einem langwierigen Umgange aus Döring's eigenem Munde, oder durch die Mittheilung seiner anderen Freunde über ihn erfahren habe, und dieses als Ergänzung des anderwärts Gesagten in diesen Blättern niederlegen.

Friedrich Wilhelm Döring war zu Elsterberga im sächsischen Vogtlande den 9ten Febr. 1756

*) Memoriae Friderici Guil. Doeringii et Ludovici Ramshornii dicavit Henr. Car. Abr. Eichstadius. Jenae, 1838. 4.

**) Dem Andenken an Fr. W. Döring gewidmet. Gotha, den 30. Nov. 1837. 8. (enthaltend die Reden des Prof. Schulze, des Grafen v. Salisch und des Archidiakonus Hey).

***) Reden bei der Gedächtnißfeier des M. Fr. W. Döring, gehalten im großen Hörsaale des Gymnasiums den 11. Dec. 1837 von Fr. Kries und Ernst Wüstemann. Gotha, 1837. 8.

geboren. Seinen Vater, der in dem kleinen Städtchen Oberpfarrer war, verlohr er in seinem zehnten Jahre, und kam, da sich seine Mutter zum zweiten Male verheirathete, in eine für seine Erziehung keinesweges günstige Lage. Es wurde wenig oder nichts dafür gethan. Wenn der Knabe nicht müssig umherlief, oder den Vögeln auf den Bäumen nachkletterte und Fallen stellte, wurde er von dem harten Stiefvater, einem Tuchfabrikanten, zu Botendiensten gebraucht, und, wenn er etwas versah, hart gezüchtigt. Zu Döring's Glücke wurde um diese Zeit der Conrector Johann Carl Böttiger von dem benachbarten Reichenbach als Diakonus nach Elsterberga versetzt. In diesem Manne fand der verwildernde Knabe einen zweiten Vater; an seinem um viertehalb Jahre jüngeren Sohne zuerst einen Gespielen, dann einen Mitschüler und Freund für sein ganzes Leben. Die verständige liebreiche Hausmutter waltete über beide Knaben; der Vater gab ihnen Unterricht, und als er ihnen die Elemente der lateinischen Sprache eingelernt hatte, übergab er sie dem Cantor Bamler, einem Schüler Ernesti's, dessen Name durch die Dankbarkeit seiner Schüler, wenn

gleich oft streng von ihm behandelt, der Nachwelt übergeben worden ist. Als Döring das 15te Jahr überschritten, Böttiger das 12te noch nicht erreicht hatte, wurden Beide den 11. Mai 1772 der Schulpforte anvertraut, wo sie Freistellen erhalten hatten. Diese altberühmte Anstalt stand damals unter Grabener; Tertius war Barth, welcher kurz darauf das Conrectorat, später, nach Geißler's Abgange, das Rectorat erhielt, ein guter, auch in neueren Sprachen nicht ungeübter Humanist. Dieser Mann scheint auf Döring den meisten Einfluß gehabt, und ihn, den er zum Famulus genommen hatte, vorzüglich in dem Studium der römischen Dichter gefördert zu haben. Nach Ablauf von sechs Jahren, in denen die beiden Elsterberger, welche man damals schon immer neben einander zu nennen pflegte, unerachtet der Altersverschiedenheit, gleichen Schritt hielten, verließen sie zusammen die Schule, die sie zusammen betreten hatten, nach gehaltener Valediction (den 30. März 1778), um in Leipzig als Theologen ihre Studien fortzusetzen. Hier wurden sie von August Wilhelm Ernesti inscribirt, dem der Name des jungen Döring, als Herausgebers des Catullischen

Epithalamii (Numburgi, 1778. 8.), schon vortheilhaft bekannt war; wie er denn auch von Barth, unter dessen Leitung jene Probeschrift geschrieben worden, nicht ohne Empfehlungen versehen ankam. Indeß ist uns von Döring's Aufenthalt in Leipzig und von dem Gange seiner Studien nur wenig bekannt geworden; und wir würden glauben, daß er der Theologie nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt habe, wenn wir nicht in einigen seiner früheren Programme Anklänge theologischer Philologie gefunden hätten. Uebrigens war seine Lage äußerst beschränkt. Das nicht unansehnliche Vermögen seiner Mutter war durch ihren zweiten Mann verlohren gegangen; von ihr also war keine Unterstützung zu erwarten; auch von anderen Seiten wurde ihm, wie es scheint, nur wenig zu Theil; aber seine Lage besserte sich, als ihm die Aufsicht über zwei in Leipzig studirende Söhne des Kammerherrn von Bodenhausen anvertraut wurde, wodurch, wie er zu rühmen pflegte, nach einem bisher kümmerlichen Leben der Ueberfluß bei ihm einzog.

Nachdem Döring im J. 1781 die Magisterwürde erlangt hatte, ward er nach Guben als Rector

berufen, welches Amt er den 18. Dec. 1782 mit einer öffentlichen Rede antrat. Der Aufenthalt an diesem Orte wurde ihm durch die Ungunst des Conrectors verleidet, der es nicht ertrug, daß ihm, dem Bejahrteren, ein so junger Mann vorgesetzt war; auch war die Rector-Stelle, außer daß sie nur gering ausgestattet war, mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden, z. B. dem Singen an Festtagen vor den Thüren, dessen Ertrag doch einen nicht unwichtigen Theil seines Gehaltes ausmachte*). Nur zwei Jahre hatte Döring in dieser Stelle verweilt, als er einen Ruf nach Naumburg als Rector der Stadtschule erhielt, dem er im J. 1784 folgte. Da Böttiger noch ohne Anstellung war, so bewirkte Döring, daß die Stelle, die er verließ, seinem Freunde zugetheilt wurde.

In Guben war Döring als Schriftsteller nicht unthätig gewesen. Außer einem, seine Antrittsrede ankündigenden Programme über das Lesen der Alten auf den Schulen, schrieb er an den Ephorus Sal. Erdm. Riepke, zum Danke für ein der Schule gemachtes Geschenk, eine Epistola über den Jupiter

*) Siehe Böttigers Leben, S. 13.

tonans., in Beziehung auf den Donnerwagen der Cherubim; diese folgte ein Programm, de Imagine Somni, mit archäologischer, alter und neuer Litteratur reichlich ausgestattet; ein anderes endlich, Physiologumena quaedam ad sacros libros spectantia betitelt, in welchem die Stellen der Alten von der Windsbraut mit Psalm 42, 8 zusammengestellt, und die Verfinsterung der Sonne bei Christi Kreuzigung aus physischen Erscheinungen erklärt wird.

In Guben verheirathete sich Döring mit der Tochter des Pfarrers Müller in Nimmeritz. Diese Ehe wurde sieben Jahre später wieder aufgelöst.

Auch in Naumburg verweilte Döring nur zwei Jahre. Zeugnisse schriftstellerischer Thätigkeit aus dieser Periode sind mir nicht bekannt geworden.

Von dieser Periode seines Lebens sprach Döring immer mit großer Zufriedenheit. Die anmuthige Lage der Stadt, die Handelsthätigkeit darin, die Nähe von Leipzig und Schulpforte, wo jetzt Geißler Rector war, die freundschaftliche Verbindung mit einigen angesehenen Familien, auch die Gelegenheit zur Jagd machte ihm diesen Aufenthalt lieb, obgleich seine Einnahme nicht viel höher als zu Guben

war. Da wurde durch Stroth's Tod (den 25. Juni 1785) das Rectorat am Gymnasium zu Gotha erledigt; und Geißler's Sohn, mit Döring seit längerer Zeit befreundet, damals Cabinetssecretär des Herzogs, und im Vertrauen des Generalsuperintendenten, Joh. Benj. Koppe, nannte diesem den Rector der Stadtschule in Naumburg als den Mann, der den erlittenen Verlust ersetzen könnte. Diese Empfehlung blieb nicht ohne Erfolg. Döring, als Director berufen, wurde den 23. Juli durch Koppe in sein neues Amt eingewiesen, und hielt den 23. October seine Antrittsrede, die er durch ein archäologisches Programm, de Imaginibus alatis apud Veteres, ankündigte. Seine Verhältnisse gestalteten sich erwünscht. Das Gymnasium, dessen Leitung ihm anvertraut war, hatte durch die gewissenhafte Verwaltung seiner gelehrten und talentvollen Vorgänger die früher verlorene Achtung wieder gewonnen, und der neue Director fand sich von kenntnißreichen Lehrern unterstützt, von Kaltwasser vornehmlich, Voigt und Manso, welcher damals schon die trefflichen Lehrgaben, die später in Breslau so segensreiche Erfolge gehabt haben, auf die glänzendste

Weise entwickelte. Die Frequenz der Schule war im Steigen; die Zucht geordnet; Koppen's Geist hatte sich den Lehrern und den Schülern mitgetheilt. Er war die Seele des Ganzen; ein Mann von ausgezeichneten Talenten, ein feuriger Kanzelredner, früher selbst Gymnasial- und akademischer Lehrer; unermüdlich in Allem, was sein Amt forderte; entschieden in seinen Entschlüssen, und rasch in der Ausführung dessen, was er für recht erkannte. Ein fleißiger Besucher der Classen, kannte er Lehrer und Schüler auf das Genaueste; und indem er die Tüchtigen auszeichnete, die Schlechten entfernte, belebte er den Eifer eines Jeden, und gab ihm die Richtung nach dem für ihn geeigneten Ziele. Seine Wirksamkeit dauerte nur allzu kurz. Für Döring aber war es ein unschätzbares Glück, die neue Laufbahn unter der Leitung dieses Mannes zu beginnen. Mit welchem Erfolge er sie dann unter Koppen's Nachfolgern, Löffler und Bretschneider, in derselben Richtung fortgesetzt, wie die Zahl der Schüler sich mehr als verdoppelt, und deren aus allen Gegenden, auch fürstlichen Standes, gewonnen habe; welche Veränderungen das Personal der Lehrer, meist zum Heile

der Anstalt, in dem langen Zeitraume von D's Verwaltung erfahren hat, Alles dieses wäre hier zu erzählen unnütz, da es bis zum Jahre 1824 aus der fleißigen und inhaltreichen Geschichte des gothaischen Gymnasiums von dem Professor desselben, Christ. Ferd. Schulze, geschöpft werden kann.

Die ältere Einrichtung, nach welcher der Unterricht in allen Gegenständen den Ordinariis der Classen oblag, war schon unter den beiden Vorgängern Döring's aufgehoben, und nach den Wissenschaften unter die Lehrer vertheilt worden. D. wählte sich den Unterricht im Latein, in welchem Fache er ohne Zweifel Vorzügliches leisten konnte. Mit den Schriftstellern der Römer, vornehmlich den Dichtern, war er gut bekannt; er sprach und schrieb Latein mit Fertigkeit und einem sicheren Tacte für Eleganz; lateinische Verse schrieb er mit Leichtigkeit; und dieses schöne Talent hat sich auf allen Stationen seines Lebens bis zum Tode bewährt. Keine der zahlreichen Gelegenheiten, bei denen die Musen in der Sprache der Römer zu sprechen pflegen, ließ er klanglos vorübergehen; auch andere Veranlassungen des Privatlebens forderten ihn leicht dazu auf; und

oft ergossen sich beim freundschaftlichen Mahle die lateinischen Verse von selbst. Bei seinen Schülern legte er auf dieses Talent einen vorzüglichen Werth.

Döring's schriftstellerische Thätigkeit nahm in diesem Zeitraume einen freieren und weitergreifenden Gang. Des Programmenschreibens, vormals das jährliche Geschäft des Rectors, entschlug er sich fast ganz, und seit dem Jahr 1788, wo eine Abhandlung, de coloribus Veterum, einen öffentlichen Schulactus ankündigte, bis zum Jahr 1822, ist in dieser Gattung nur ein kurzer Aufsatz über die epitaphischen Reden der Alten (1804) aus seiner Feder geflossen. Desto öfterer erschien er auf dem weiteren Gebiete der Philologie theils als Herausgeber alter Schriftsteller, theils als Verfasser von Schul- und Hülfs-Büchern. Der veronesische Dichter, mit dem er als Jüngling seine schriftstellerische Laufbahn begonnen hatte, trat im J. 1788 und 1792 in einer vollständigen kritischen und erklärenden Ausgabe in zwei Bänden an das Licht, bei deren äußerer Einrichtung der Heynische Virgil zum Vorbilde gedient hatte. Diesem folgten im J. 1792 Eclogae veterum poetarum, zum Schulgebrauche; dann 1795 die Bear-

beitung und Fortsetzung der im J. 1784 von Stroth unternommenen Ausgabe des Livius, welche langsam fortschreitend erst im J. 1819 mit dem 7ten Bande geschlossen wurde. Gleich darauf fertigte er im J. 1796 für die braunschweigische Encyklopädie eine Auswahl Ciceronianischer Reden mit deutschen Anmerkungen; und im J. 1800 eine Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, wozu Professor Schulze den Text, Döring die Anmerkungen gab. Kurz darauf wurde er von Casp. Fritsch, dem Verleger des Gesnerisch-Baxterischen Horaz, zu einer neuen Auflage desselben aufgefordert; was er ablehnte, um eine eigene, vorzüglich erklärende Ausgabe zu veranstalten, von welcher der erste Theil, die lyrischen Gedichte enthaltend, 1803, der zweite Theil nach einem langen Zwischenraume im J. 1824 bei Fritsch, und späterhin bei Hahn erschien; jener in 3, dieser in 2 Auflagen wiederholt. Eine abgekürzte Ausgabe des ganzen Horaz in Einem Bande ließ er im J. 1830 folgen, und zuletzt im J. 1835 bei Hammerich in Altona eine Horazische Chrestomathie aus den Oden, verbunden mit einer Ausgabe der Eclogen Virgils, von denen er früher einige

Stellen in einem Programme (1817) behandelt hatte. Um dieselbe Zeit kehrte er zu der Liebe seiner Jugend zurück, indem er die Gedichte Catull's mit Hinweglassung aller Varianten — deren Mangelhaftigkeit bei Erscheinung der ersten Ausgabe von Martyni-Laguna mit Bitterkeit gerügt worden war — und mancher Anmerkung, im J. 1835 bei dem Verleger der Horazischen Chrestomathie erscheinen ließ.

Der Beifall, dessen sich D's Ausgaben, sein Horaz vornehmlich, bei dem größeren Publikum zu erfreuen gehabt hat — der Horaz wurde im J. 1820 zu London in schönerer Gestalt nachgedruckt; eine Ehre, welche D. mehr als Einmal seinen Tadlern als eine Aegide entgegenhielt — war vorzüglich durch die bequeme Kürze und Deutlichkeit seiner Erklärungsweise begründet, die den Leser — D. wollte, laut der Vorrede, für die tirones schreiben — ohne Anstrengung mit dem Sinne bekannt macht, leicht über Schwierigkeiten hinwegführt, und meist mit einem: Sensus fere hic est, und einer bald mehr, bald minder genauen Paraphrase, ausführlichere Erörterungen nur etwa bei solchen Stellen gibt, bei denen sich dem Erklärer eine Conjectur dargeboten hatte.

Auf diese Spiele des kritischen Witzes legte er vielen Werth, und man hat ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er sich auch da, wo ihre Richtigkeit erwiesen war, nicht leicht bewegen ließ, sie aufzugeben. Gelehrten Streites darüber enthielt er sich. Viele Angriffe deßhalb blieben ihm unbekannt; die, welche zu seiner Kenntniß gelangten, erwähnte er meist nur kurz mit einem abweisenden Worte, oder überging sie mit Stillschweigen. Daß er in seinem Alter von dem, was über die von ihm bearbeiteten Schriftsteller Neues erschien, auch wenn es auf seine Commentare Beziehung hatte, keine Kenntniß nahm, und auf die Prüfung des gegen ihn erhobenen Tadels nicht einging, kann eben durch sein Alter entschuldigt werden. Weniger wohl, daß er sich früher bei dem Gebrauche der vorhandenen Hülfsmittel allzu sehr beschränkte; oft auch das von Anderen dargebotene Gute unbeachtet zur Seite liegen ließ, und fest an dem hielt, was er einmal für wahr und richtig angenommen hatte. Dieser Tadel trifft am meisten die Bearbeitung des Livius, für die er sich größtentheils mit der Drakenborchischen Ausgabe und der Ernestinischen Clavis Liviana begnügte; und die der

Horazischen Episteln, wo ihn die Vorarbeiten verließen, die er bei den Oden und Satiren vorgefunden hatte.

So viel von Döring, dem Schriftsteller. Ueber seinen Charakter darf ich mich kurz fassen, da von diesem die Redner an seinem Trauerfeste genügend gesprochen haben. Der heitere und leichte Sinn, den ihm die Natur verliehen hatte, bildete die Grundlage seines Wesens; er war die vornehmste Quelle seiner lobenswerthen Eigenschaften, so wie auch dessen, was man anders an ihm gewünscht hätte. Der Freude zugänglich, leicht zufrieden gestellt, harmlos und verträglich im Umgange; schnell sich anschließend, aber nach Laune beweglich; leicht zu reizen, aber auch zu versöhnen leicht; mehr von Neigungen, als von Leidenschaft beherrscht; aber veränderlich in der Wahl seines Umganges, wo oft auf engen und warmen Verkehr unerwartet schnell Entfernung und Kaltsinn eintrat. Eine merkwürdige Erscheinung in seinem Leben war das Band, das ihn an Böttiger knüpfte; merkwürdig durch seine lange Dauer bei so großer Verschiedenheit der Neigungen in wissenschaftlicher, wie in gesellschaftlicher Beziehung; merkwür-

dig auch dadurch, daß der an Umfang und Mannichfaltigkeit der Kenntnisse und an gelehrter Thätigkeit, an Witz und Scharfsinn, wie an Gewandtheit im Umgange, seinem älteren Jugendgenossen so weit überlegene Freund jenem doch in der langwierigen, zuerst durch Gewohnheit, dann vielleicht auch durch das Getrenntseyn seit den Universitätsjahren verstärkten Verbindung, eine gewisse Ueberlegenheit gestattete, und Vieles, derben Tadel und Spott, ohne Groll von ihm ertrug; was ohne die Gutmüthigkeit, die dem Charakter beider Freunde zum Grunde lag, fast unerklärlich seyn würde. Wie sich bei Böttiger diese Gutmüthigkeit in den oft bitteren Angriffen kund gegeben, die er während seines schriftstellerischen Lebens erfuhr, weiß Jeder, auch wer ihm persönlich fern stand; Döring's Gutmüthigkeit aber zeigte sich vornehmlich in dem Verkehr mit seinen Schülern, seinen Untergebenen und mit Leuten geringen Standes. An keinem Bekannten, wie unbedeutend er auch war, ging er vorüber, ohne ihm ein gutgemeintes Wort zuzurufen, ihm Rede abzugewinnen, oder ihn zu sich einzuladen. Seine Vergnügungen waren die einfachsten und unschuldigsten;

ein freundschaftliches Mahl, der Genuß der freien Luft in seinem Garten, Abwartung von Gesangvögeln und Bienenzucht, zu manchen Zeiten das Kegelspiel, und vor Allem die Jagd. Gegen Ehrenbezeigungen war er nicht gleichgültig; aber er suchte sie nicht; manche kamen ihm unerwarteter Weise entgegen. Ein glorreicher Tag war es für ihn, als Herzog Ernst II., in Begleitung einiger seiner Kammerherren, das Gymnasium besuchte, um der Prüfung der Abgehenden beizuwohnen; so wie späterhin im J. 1824 die dritte Jubelfeier des Gymnasiums, bei der er in der vollen Kraft des Geistes und Körpers in beredter Rede vor einer glänzenden Versammlung das Glück und den Flor des Gymnasiums pries, und im Namen desselben die Glückwünsche der Einheimischen und Fremden empfing; endlich auch die festlichen Tage des eigenen doppelten Jubiläums seiner Magisterwürde und seiner funfzigjährigen Amtsverwaltung. Bei dem letzten dieser Feste (den 23. Oct. 1832) häufte sich vieles Erfreuliche. Des regierenden Herzogs Durchlaucht wünschte ihm in einem eigenhändigen Schreiben Glück, und ließ ihm durch einen Abgeordneten das von des Königs

von Sachsen Maj. für ihn erbetene Ritterkreuz des Civilverdienstordens einhändigen; die verwittwete Frau Herzogin Hoheit erfreute ihn mit sinnvollen Geschenken, und erschien mit ihrer Hofdame in eigener Person, um dem Jubilar Glück zu wünschen; von mehreren Seiten her endlich liefen ehrende Gedichte ein, deren eines, vom Professor Röbbe in Leipzig, unter Glas an der Wand von Döring's Wohnzimmer prangte.

Von Döring's Privatverhältnissen möge Folgendes genügen. Er war zweimal verheirathet. Aus der ersten Ehe hatte er einen Knaben, der im vierten Jahre (1788) starb *). Durch seinen Tod wurde

*) Auf den Tod dieses Kindes schrieb D. von Naumburg aus, wohin er sich zur Aufheiterung begeben hatte, eine ad discipulos suos gerichtete Elegie, die als Ausdruck wahren Gefühls leicht das gelungenste seiner Gedichte seyn dürfte. Vos mihi, redet er am Schlusse seine Schüler an:

> Vos mihi restatis soli, quos more parentis
> Toto animo, tota mente fovere licet.
> Vos scio, vos omnes tenero quoque pectore amatis
> Me vestrum ad Pindi culmina sacra ducem.
> Vos quoque fraterno demulcebatis amore
> Nunc humili tectum cespite filiolum,
> Omnia qui vestrum parvus bene nomina norat,
> Vobiscumque simul, quando licebat, erat.
> Hinc quoque vestra cohors (sit maxima gratia vobis)
> Ivit tota dolens eius ad exsequias.

das Band gelöst, das ihn bis jetzt an die Mutter geknüpft hatte. Im Jahr 1789 verheirathete er sich zum zweiten Male, mit Friederike Auguste Ritter, die ihm bis an seinen Tod eine treue Gehülfin und Pflegerin war. Aus dieser Ehe wurden ihm ein Sohn und drei Töchter geboren. Die älteste Tochter, an den Professor Regel verheirathet, starb früh (1809); auch der Sohn starb (1819) kurz nach dem Antritte einer praktischen Laufbahn. So empfindlich ihm diese Verluste waren, so siegte doch seine glückliche Natur bald über den Schmerz, und die ihm entrissenen Kinder wurden durch Enkel ersetzt, die er wie jene liebte, und zum Theil väterlich erzog. Seine Gesundheit blieb ungeschwächt bis zu seinem 68sten Jahre, wo sich auf einer Reise nach Dresden ein Absceß im rechten Ohre bildete, welchem Migräne und andere Leiden, und zuletzt die Taubheit folgte. Der Ge-

---

Hunc servate, boni, mihi, vos rogo, semper amorem,
Nubila si cupitis pellere mente mea,
Interea dum fata jubent me ducere vitam,
Te semper moesta voce, sepulte, querar.
Nec cessabo tuum lacrimis urgere sepulchrum,
Quo lapis his scriptis stet super ossa notis:
Unicus hic situs est natus, spes unica patris;
Unice nate, tibi molliter ossa cubent!

brauch der Bäder von Wisbaden, die er in den Jahren 1825 und 1828 besuchte, hatte guten Erfolg; aber gegen das Ende des J. 1832, und namentlich an seinem funfzigjährigen Amtsjubiläum waren seine Kräfte so gesunken, daß er nicht sprechen, nur weinen konnte. Sein Ende schien nah; dennoch ermannte er sich. Als er aber noch neun Monate lang die Geschäfte seines Amtes zu verwalten gesucht hatte, ohne Erfolg, wurde er als Oberconsistorialrath mit Sitz und Stimme in Schulsachen, in Ruhestand versetzt. In dieser Ruhe schien sich seine Gesundheit von Neuem zu befestigen; seine Körperkraft war für die Bürde der Jahre, die er trug, ungewöhnlich; er bewegte sich mit Lebendigkeit; in seinem Gemüthe war er heiter, und nie unterließ er, gegen Besuchende die Zufriedenheit zu rühmen, die er genösse. Bei dem Alten sank die Kraft seines Geistes, und der absoluten Unthätigkeit, der er sich überließ, weichend, verfiel er in dem letzten Jahre seines Lebens in einen traumähnlichen Zustand, in welchem er Zeiten und Oerter vermischte. Gewöhnlich wähnte er auf Reisen zu seyn, sein Haus und die gewohnten Umgebungen miskennend; oft auch glaubte er mit Frem-

gereicht diesen, wenn er gegründet ist, gewiß nicht zur Ehre; ist aber darum der Dünkel der sich aufgeklärt Nennenden lobenswerth? Wie in den Tagen politischer Aufregung die von Freiheit Berauschten die Freiheit in Verruf brachten, so hat die Prahlerei der Aufgeklärten die Aufklärung selbst zu einem Kennzeichen der Seichtigkeit und bequemen Unglaubens herabgebracht. Wo Hochmuth ist, bleibt auch der Haß nicht fern. Wer möchte nun solche Früchte von einem Baume erwarten, den die Hand Gottes gepflanzt hat, um das hülflose Menschengeschlecht in seinem Schatten zu versammeln, und ihm hier gegen die Schwüle des Lebens und seine stechenden Pfeile Schutz zu verleihen? Wenn nun die hier versammelte Schaar, im demüthigen Gefühle eigner Hülflosigkeit, sich dankend niederwirft; jeder in einem andern Sinne; der eine dem Baume dankt, der den Schatten gibt; der andere den Elementen, die den Baum nähren; der dritte jener unsichtbaren Hand, die den Saamen in die Erde gelegt, und die Elemente zu seiner Entwickelung herbeigerufen hat; wenn endlich über diese unsichtbare wohlthätige Hand in jedem, der ihr Dasein ahndet, andre Gedanken obwalten, jeder verschiedener Art, soll deshalb unter den Versammelten ein heilloser Zwiespalt

entstehn, daß sie sich trennen von einander, die Wohlthat des Schutzes verwirken, und in dem Streite über des Wohlthäters unbekannte Natur diesen selbst und den Dank vergessen, den sie ihm schuldig sind? Der Gott, der in die Natur vor allen Dingen ein unermeßliches Streben nach Mannichfaltigkeit gelegt; der die Kräfte des Leibes, und die Fähigkeiten des Geistes in dem allerverschiedensten Maaße vertheilt hat, hat eben dadurch die Einhelligkeit der Meinungen über Alles und Jedes, am meisten aber über Alles, was nicht sinnlich ist, unmöglich gemacht. So lehrt die alte Geschichte und die Erfahrung des Tages. Nie und zu keiner Zeit hat in dem transcendentalen Theile der Religion Einstimmigkeit geherrscht; und wo der Hochmuth menschlicher Rechthaberei sie zu erzwingen gesucht hat, ist die Religion selbst ein Gegenstand des Hasses geworden. Dieser Erfolg wird überall eintreten, wo sich ein frevelhafter Dünkel erkühnen wird, durch Glaubensgerichte und Inquisitionen eine Einhelligkeit erzwingen zu wollen, welche die Weisheit Gottes bewirkt haben würde, wenn die Harmonie anders als durch Mannichfaltigkeit hervorgebracht werden könnte. Daß ein solches Glaubensgericht den Menschen bei dem Uebergange aus diesem Leben erwarte, und der

unabweisliche Richterspruch nach der Uebereinstimmung mit der priesterlichen Lehre erfolgen werde, glauben Viele, und ein großer Theil der kirchlichen Obmacht ist auf diesen Glauben gestützt. Nun mag es ein Irrthum seyn, Gott nicht nach dem Athanasianischen Lehrbegriffe zu verehren; oder das Verhältniß der beiden Naturen in Christo nach Nestorianischer Ansicht zu erklären; dieses und ähnliches mag irrig und der rechten Auslegung unangemessen seyn; ganz gewiß aber widerspricht es der Hoheit Gottes, von ihm zu argwohnen, daß er, nach der Weise eines eiteln Fürsten, den von seinem Angesichte verstieße, der sich in dem Gebrauche der canzleimäßigen Titel vergangen hat. Daß wir der göttlichen Gerechtigkeit über unser sittliches Thun und Lassen verantwortlich sind, ist der Vernunft gemäß; denn dieser Glaube steht in unsrer Gewalt; nicht aber der Glaube an unergründliche Lehren, deren Verständniß, wie tiefsinnig es auch seyn mag, dem einfachen Verstande nicht zugemuthet werden kann. Soll nun die Seligkeit auch durch solche Lehren bedingt seyn? oder will man, daß sie auf Treu und Glauben anzunehmen und mit dem Munde zu bekennen genüge? Gewiß nicht. Wer so etwas wollte, für den gäb' es keine Reformation; er würde die Knechtschaft menschlicher

Autorität zurückrufen; einer Knechtschaft, die sich nicht einmal auf einen Präscriptions-Glauben stützen kann, und bei aller Prahlerei mit Aufklärung sich nicht einmal die ersten Grundsätze eines klaren und lebendigen Christenthums angeeignet hat.

* *

Als Luther den 17ten April 1521 zu Worms, auf die Bibel schlagend, ausrief: „Hier steh' ich; ich kann nicht anders;“ da war in [illegible] und in Allen, die ihn hörten, der Glaube fest, die Bibel, so wie sie einst im Orient zusammengefügt und geordnet, dann in allgemein verständlicher Sprache den Völkern kund geworden, sey das den Menschen durch Gott mitgetheilte und geoffenbarte Wort, woran zu zweifeln nicht weniger als Gotteslästerung sey. Zur Zeit meiner Kindheit war dieser Glaube noch herrschend; er ging auch auf die symbolischen Bücher, als eine Ableitung des untrüglichen Wortes, und selbst auf die bei dem Gottesdienste gebrauchten Gesangbücher über. Zugleich fiel auch ein Strahl dieser Göttlichkeit auf die Geistlichen, die sich Diener des göttlichen Wortes nannten, und als solche einer Achtung genossen, welche immer im Abnehmen ist, und der gewiß nicht, wie Manche meinen,

durch erhöhten Gehalt oder glänzendere Titel abgeholfen werden würde.

Alles dieses hat sich verändert bis zur Unkenntlichkeit. Die Veste, von der aus die Reformatoren den Thron der Päbste bekriegten, ist bis in ihr Innerstes hinab wankend gemacht; die Haltbarkeit mehrerer ihrer Theile ist in Zweifel gezogen; der Beruf ihrer Verfasser und die Gewißheit ihrer Berichte ist bestritten; das gediegene Metall ihrer historischen Glaubwürdigkeit ist durch die Chemie der Skepsis verflüchtigt worden; nur die Lehre hat ihre sittliche Würde behauptet, und selbst diese nicht durchaus. Endlich stellten diejenigen, die in der Beurtheilung der Schriften A. und N. Testamentes am gemäßigsten verfuhren, den Satz auf, daß die Bibel Offenbarung enthalte, nicht aber die Offenbarung sey; ein Satz, der die Beurtheilung des Geoffenbarten der subjectiven Beurtheilung Preis gibt, und diejenigen, welche ihre Gegner mit dem Bannworte unbiblischer Lehren zu schlagen pflegen, dem Vorwurfe der Willkühr blos stellt, indem er dem Gesetzbuche, auf das sie sich berufen, die Autorität vollgültiger Kraft entzieht. Auf diese Weise müssen wir und alle Freunde einer positiven Lehre der Hoffnung entsagen, durch Berichtigung der Auslegung, wozu sich der Scharfsinn der gelehrtesten Theologen der verschiede-

nen Parteien mit ausgezeichneter Vorliebe und den reichlichsten Hülfsmitteln gewendet hat, die Eintracht besser begründet zu sehn, als zur Zeit der Reformation mit mangelhaften Mitteln möglich war.

Die Verehrung Gottes, deren Form und Weise nach Verschiedenheit der Stämme, Länder, Verfassung und Zeiten von Anbeginn an verschieden war, hat nirgend, so viel wir wissen, dem Wechsel entgehen, oder unversehrt den Stempel bewahren können, der ihr bei der ersten Bildung der Staaten durch Priester und Könige aufgedrückt worden. In den meisten Fällen wurden die Gebräuche, mit denen sie verbunden war, verändert und vermehrt; Fremdes wurde hinzugesetzt; Sinn und Deutung des Bestehenden umgewandelt und ausgebildet; die Verehrung des göttlichen Wesens wurde eine Wissenschaft; diese Wissenschaft ruhte in dem Schooße der Priesterschaft, die, wie es unvermeidlich war, Alles, was ihr anvertraut worden, für heilig erklärte — ihre eigne Persönlichkeit mitgerechnet — und jede Vernachlässigung desselben zu einem Verbrechen gegen Gott stempelte. Wenn nun der Ceremoniendienst, in welchem doch seiner Natur nach so vieles Festhaltende ist, der Umwandlung doch nicht entgehen konnte, wie viel weniger war

dieß bei einer Art des Cultus möglich, welcher meist in tiefsinnigen Lehren bestand, und seine Anhänger zu dem Glauben an diese Lehren verpflichtete. Die Ansprüche an ein Festbestehendes werden zwar auch hier nicht ausbleiben; ihr Erfolg aber wird immer und ewig Zwiespalt seyn. Sobald die einfache Lehre Christi philosophirenden Theologen in die Hände kam, und in ein transcendentales Gebiet verpflanzt, der geheimnißvollen und unergründlichen Lehre von der Person ihres Urhebers nachgesetzt wurde; da war der tiefsinnigen Räthsel kein Ende, und die Deutungen dieser Räthsel bereicherten die Kirche mit einer Masse von unfruchtbaren Dogmen, die zum Theil mit dem Brandmal der Ketzereien auf die Nachwelt übergegangen sind. Allmählig bildete sich so theils durch das Uebergewicht geistiger Autorität, theils durch politische Gewalt ein kirchliches Lehrsystem, welches weit verschieden von Religion, durch Unverstand und Dünkel häufig mit dieser vermischt wurde. Hierdurch aber wurde jede wesentliche Veränderung des Lehrbegriffes bedenklich; und je fester dieser zu stehen schien, desto gefährlicher wurde die Abweichung davon. Zeugniß hiervon gibt das byzantinische Christenthum, als es den Thron der Kaiser einnahm; Zeugniß auch die der Reformation folgende Zeit, wo

die von den Fesseln der Willkühr eben befreite Kirche einem lutherischen Pabstthume entgegen geführt wurde. Jetzt darf die protestantische Kirche — ich erlaube mir diesen Ausdruck der Kürze wegen — die Gewaltthätigkeit nicht fürchten, die ihr im sechzehnten Jahrhundert durch die Orthodoxie sächsischer Churfürsten angethan wurde; aber sie wird durch eine andere Gefahr bedroht, die ihren Anspruch auf Wahrhaftigkeit und sie selbst in der bedenklichsten Weise untergräbt. Der protestantische Lehrbegriff ist zum großen Theil metaphysischer Art; an den Glauben an diese Lehren ist, nach dem lutherischen Katechismus, die Hoffnung der Seligkeit geknüpft; es wird daher nur allzu leicht geschehen, daß durch Verwerfung der metaphysischen Glaubenslehren bei den Meisten, die in dem Glauben an die Wichtigkeit derselben aufgewachsen sind, auch gegen den eigentlich religiösen und ethischen Theil der Religionslehre Gleichgültigkeit entstehe. Wer möchte eine solche Folge herbeiführen wollen? Sie wird aber unvermeidlich herbeigeführt, wenn von der Kanzel herab, oder aus populären Schriften geachteter Theologen eine andere Lehre erschallt, als in den Schulen gelehrt wird; wenn die Anhänger der letztern der Verachtung, und, im Falle sie sich zu Vertheidigern

des ihnen früher empfohlenen und als Weg zum Heil gezeigten Glaubens aufwerfen, dem Vorwurfe der Frömmelei, der Verfinsterungssucht und des Mysticismus blosgestellt werden. Dieser Zwiespalt ist gegenwärtig auf den Gipfel getrieben. Der Kirchen- und Schul-Glaube ist ein anderer; der Glaube der aufgeklärten Geistlichkeit auch ein anderer; von Grenze zu Grenze wechselt er. Während sich aber die protestantischen Völker entzweien, und die Gemeinden an der Isar den Gemeinden an der Gera und Ilm Unglauben vorrücken; und niemand aus dem Irrsal einen Ausweg finden kann; tritt die römische Kirche, immer aufmerksam auf die Schwächen ihrer Gegner, festen Schrittes hinzu, gewinnt jenen einen Vortheil nach dem andern ab, und verstärkt ihre Reihen mit denen, die sich nach einem positiven Glauben sehnen, und selbst nicht vermögend, die im Wirrwarr der Meinungen versteckte Wahrheit aufzusuchen, sich dahin wenden, wo ihnen das, was sie suchen, als baare und ächte Münze zugezählt wird.

Indem ich nun diese Zerwürfnisse in die Augen fasse, und keinen Ausweg daraus sehe, danke ich der Vorsehung auch dafür, daß sie den Pfad meines Lebens von der Kanzel und von geistlichen Amtsverrichtungen abgelenkt hat.

Daß der nächsten Zeit eine Krisis bevorstehe, ist nur allzu wahrscheinlich; ob sie aber, was wir wünschen, zum Segen des Protestantismus ausschlagen wird, ist in der jetzigen Lage der Sache wenigstens zweifelhaft. Auf der andern Seite aber werden auch die sanguinischen Hoffnungen derer, die den Katholicismus nur aus der Geschichte der Reformation kennen, und seine Vernichtung in der kürzesten Zeit erwarten, ganz gewiß eben so getäuscht werden, wie sie zur Zeit der Reformation selbst unter weit günstigern Umständen, dennoch getäuscht worden sind. So viel steht fest, daß die Erfolge verschieden seyn werden von dem, was die Blödsichtigkeit der Menschen, wie scharfsichtig sie auch zu seyn glaubt, wähnt und weissagt, und daß Gott, der die Weisheit der Menschen zur Thorheit macht, dasjenige, was der menschlichen Gesellschaft das heilsamste ist, vielleicht auf die am wenigsten erwartete Weise herbeiführen wird.

Gotha, den 22sten Mai 1840.

F. J.

Inhalt
des siebenten Bandes.

*) Zu S. 119 Z. 19, wo aus Versehen 24 statt 29 steht.

den und Gönnern Erfreuliches und Ehrenvolles genossen zu haben; bisweilen drang er auch in die Schulclassen ein, um sein voriges Amt zu verwalten. Auch an seinem letzten Morgen beherrschte ihn ein solcher Traum. In dem Wahne, auf dem Wege nach der alten Heimath zu seyn, rief er einem Nachbar über die Straße zu: In einer Stunde geht es fort, nach Elsterberge; in acht Wochen komm' ich wieder und suche Sie! — Nach einer Stunde war er, ohne Vorgefühl des nahen Todes, in die ewige Heimath eingegangen.

Döring war ein glücklicher Mann, ebensowohl durch die ihm verliehenen Gaben des Gemüthes und Geistes, als durch die Gunst der äußeren Verhältnisse, in die er, nach einer bedrängten Jugend, frühzeitig versetzt ward. Er erkannte dieß mit Dankbarkeit, vornehmlich auf dem letzten Stadium seines Lebens. Doch nicht damals zuerst. Auch in seiner früheren Zeit gedachte er seiner glücklichen Ereignisse, und derer, die sich um ihn verdient gemacht hatten, mit Innigkeit. Als er im J. 1797 den 26. Nov. auf einer Lustfahrt zu seinen Schwiegerältern in Gefahr gerieth, in einem schnell angeschwollenen Wasser zu

ertrinken, und durch den Beistand der Bewoh
eines benachbarten Dorfes gerettet wurde, lohnte
den Rettern durch ein sinniges Zeichen seiner Da
barkeit, und feierte seitdem diesen ihm so merkwürdig
Tag alljährig in dem Kreise der Seinigen und einig
Freunde. Diese Feier hat sich 38 Mal wiederholt.

Am 27. Nov. (1837) früh gegen 11 Uhr ergriff ih
die Hand des Todes mitten unter heiteren Phantasieen
beim Herumwandeln auf seinem Saale. Er hatte
beinah das 82ste Jahr erfüllt, und doch kam die
Nachricht von seinem Tode unerwartet, und erregte
Theilnahme bei allen Ständen. Diese Theilnahm
gab sich auch bei seiner Beerdigung kund. Wenn die
Kenntniß irdischer Dinge die Todten berührt, so wird
sich sein für Beweise der Liebe so empfänglicher Geist
der zahlreichen Begleitung und der Ausdrücke der
Achtung und des Dankes erfreut haben, die man aus
dem Munde dreier befreundeten Redner an seinem
Grabe vernahm. Am 11. Dec. wurde sein Andenken
im Gymnasium durch die Professoren Kries und
Wüstemann vor einer ansehnlichen Versammlung,
die zum Theil aus früheren Zöglingen der Schule
bestand, gefeiert.

63) So erzählt Suidas in Πίνδαρος, daß er den Apollo gebeten habe, ihm das Beste zu verleihen; da sey er plötzlich im Theater gestorben, gestützt auf die Knie seines geliebten Theorenus. Ausführlicher Valer. Max. IX. 12. Ext. 7.

Namenregister.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.









